



Guido Knopp

Hitlers
Frauen
und Marlene

C. Bertelsmann

Von der ersten Stunde an hatte Hitler Helferinnen. Während im Fadenkreuz der historischen Auseinandersetzung bislang – als Täter und Vollstrecker – vor allem Männer standen, wurde den Frauen gemeinhin die Rolle von Mitläuferinnen zugebilligt, die um Gefallene trauerten und anschließend als Trümmerfrauen zur deutschen Katharsis beitrugen. Doch abgesehen vom Fronteinsatz haben Frauen den Diktator oft im selben Maße unterstützt wie Männer. Sie haben genauso abgestimmt, genauso mitgemacht, genauso weggesehen, mitunter sogar lauter »Heil« gerufen. Und manchmal haben sie die Kraft gefunden, den Verführungen zu widerstehen.

Sechs Lebenswege zwischen Mitwirkung, Anpassung und Widerstand: Von der Freundin Eva Braun, deren Lebens Traum, Hitler zu heiraten, sich erst im Angesicht des Todes erfüllte, über die Gefolgsfrau Magda Goebbels, die Muse Winifred Wagner, die auch nach 1945 die wahre Natur ihres Idols nicht wahrhaben wollte, die Propaganda-Meisterin Leni Riefenstahl, die als fast Hundertjährige ein bewegtes Leben mit großen Irrtümern und Leistungen bilanziert, bis zur Sängerin Zarah Leander, die sich zeitlebens mit dem Vorwurf konfrontiert sah, Opportunistin gewesen zu sein, Profiteurin des Bestrebens, »Bombenstimmung« zu erzeugen. Und schließlich Marlene Dietrich, die Gegnerin. Ist es zulässig, sie in einem Atemzug mit »Hitlers Frauen« zu nennen? Ja, denn ihr Lebensweg steht als Symbol für jene Frauen, die sich Hitlers Bann entziehen konnten. Trotz verlockender Angebote, ihre Karriere in Deutschland fortzusetzen, widerstand sie Hitlers Werben – und bekämpfte ihn mit ihren Mitteln.

Was brachte diese Frauen dazu, Hitler zu folgen? Was, sich von ihm faszinieren oder instrumentalisieren zu lassen? Und was, dem Wahn zu widerstehen?

Die Lebenswege der hier vorgestellten Frauen belegen erstmals, wie sich die Nationalsozialisten die Rolle der »deutschen Frau« vorstellten – und wie die Wirklichkeit aussah. Mit zum Teil unveröffentlichtem Bildmaterial sowie Zeugenaussagen auch aus dem engsten Kreis der Porträtierten dokumentieren Guido Knopp und seine Mitarbeiter erneut eine Generation, die – bis auf wenige couragierte Ausnahmen – der Verführung und Gewalt erlag.

Eva Braun wartete auf dem Obersalzberg in scheinbar ungestörter Unschuld auf ihren Geliebten Hitler. Erst zum Ende sollte sich ihr größter Wunsch erfüllen: die Ehefrau des Diktators zu werden – bevor sie mit ihm gemeinsam Selbstmord beging. Im Gegensatz zu ihrem verließ das Leben der *Magda Goebbels* nie im Verborgenen. Durch Goebbels und Hitler ließ sie sich zur »Vorzeigefrau des Dritten Reiches« stilisieren und erfüllte ihre Rolle mit grenzenlosem Fanatismus bis in den Tod. Die Beziehung zwischen *Winifred Wagner* und Hitler galt als so eng, dass bereits in frühen Jahren Heiratsergütchen in Umlauf waren. Die Enkelin Richard Wagners nutzte ihre Herrschaft über den »grünen Hügel« in Bayreuth, um das musikalische Werk ihres Großvaters für die NS-Ideologie zu instrumentalisieren. Neben ihr steht auch *Leni Riefenstahl* für die fatale Verquickung von Kunst und Terror. An der Regisseurin scheiden sich bis heute die Geister. *Zarab Leander* war die große, von Hitler heiß verehrte Diva des NS-Films. Ihr Porträt zeigt eine Frau, die wenig mit der Kunstfigur auf der Leinwand zu tun hat. *Marlene Dietrich* verließ Deutschland und beantragte aus Protest die amerikanische Staatsbürgerschaft. Ihre Entscheidung wurde ihr in der alten Heimat niemals verziehen. Das Leben der Dietrich ist das beeindruckende Beispiel einer Frau, die »aus Anstandsgefühl« Hitler bekämpfte.



Prof. Dr. Guido Knopp, Jahrgang 1948, war nach dem Studium Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und anschließend Auslandschef der »Welt am Sonntag«. Heute leitet er die ZDF-Redaktion Zeitgeschichte. Er hat zahlreiche Auszeichnungen erhalten, darunter den Jakob-Kaiser-Preis, den Europäischen Fernsehpreis, den Telestar, den Goldenen Löwen und das Bundesverdienstkreuz. Guido Knopp ist Autor zahlreicher, zum Teil preisgekrönter Fernsehfilme, zu deren Themen er u.a. folgende Bücher veröffentlicht hat: »Die deutsche Einheit« (1990), »Der verdamnte Krieg« (1991), »Bilder, die Geschichte machten« (1992), »Entscheidung Stalingrad« (1993), »Die großen Fotos des Jahrhunderts« (1994), »Top-Spione« (1994), »Das Ende 1945« (1995), »Seine Bücher »Hitler. Eine Bilanz« (1995), »Hitlers Helfer« (1996), »Hitlers Helfer – Täter und Vollstrecker« (1997), »Vatikan« (1997), »Hitlers Krieger« (1998), »Kanzler – Die Mächtigen der Republik« (1999), »Hitlers Kinder« (2000) und »Holokaust« (2000) standen monatelang auf der SPIEGEL-Bestsellerliste.

ISBN 3-570-00362-0



www.bertelsmann-verlag.de

UMSCHLAGGESTALTUNG: DESIGN TEAM MÜNCHEN
UMSCHLAGFOTO: SÜDDEUTSCHER VERLAG/SCHWELB
AUTORENFOTO: CARMEN SAUERBREI

Guido Knopp

Hitlers Frauen und Marlene

in Zusammenarbeit mit
Alexander Berkel, Stefan Brauburger,
Christian Deick, Friederike Dreykluft,
Peter Hartl, Ricarda Schlosshan

Dokumentation:
Alexander Berkel, Christine Kisler,
Mario Sporn

C. Bertelsmann

Umwelthinweis:

Dieses Buch und der Schutzumschlag wurden auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Die Einschrumpffolie – zum Schutz vor Verschmutzung – ist aus umweltverträglichem und recyclingfähigem PE-Material.

1. Auflage

© 2001 by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Satz und Repro: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 3-570-00362-0

www.bertelsmann-verlag.de

Eingescannt mit ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort	7
Eva Braun – Die Freundin.....	19
<i>Knopp/Brauburger</i>	
Magda Goebbels – Die Gefolgsfrau	85
<i>Knopp/Hartl</i>	
Leni Riefenstahl – Die Regisseurin.....	149
<i>Knopp/Dreykluft</i>	
Winifred Wagner – Die Muse	207
<i>Knopp/Deick</i>	
Zarah Leander – Die Sängerin	271
<i>Knopp/Schlosshan</i>	
Marlene Dietrich – Die Gegnerin.....	343
<i>Knopp/Berkel</i>	
Literatur	407
Personenregister	410
Bildnachweis.....	416

Hitlers Frauen

Von der ersten Stunde an hatte Hitler Helferinnen. Während im Fadenkreuz der historischen Auseinandersetzung bislang – als Täter und Vollstrecker – vor allem Männer standen, wurde den Frauen gemeinhin die Rolle von Mitläuferinnen zugebilligt, die um Gefallene trauerten und anschliessend als Trümmerfrauen zur deutschen Katharsis beitrugen. Doch abgesehen vom Fronteinsatz haben Frauen den Diktator oft in gleicher Masse unterstützt wie Männer. Sie haben genauso abgestimmt, genauso mitgemacht, genauso weggesehen, mitunter sogar lauter «Heil» gerufen. Mitunter haben sie die Kraft gefunden, den Verführungen zu widerstehen. Dies galt nicht nur für «Volksgenossin X», sondern auch für prominente Frauen in Hitlers Reich. Sechs Lebenswege zwischen Mitwirkung und Ablehnung, Anpassung und Widerstand: von der Freundin Eva Braun, deren Lebenstraum, Hitler zu heiraten, sich erst im Angesicht des Todes erfüllte; über die Gefolgsfrau Magda Goebbels, die Hitler mehr verfallen war als ihrem Ehemann; die Muse Winifred Wagner, die auch nach 1945 die wahre Natur ihres Idols nicht wahrhaben wollte, bis zur Propaganda-Meisterin Leni Riefenstahl, die als fast 100-Jährige ein bewegtes Leben mit grossen Irrtümern und Leistungen bilanziert. Und dann ist da noch die Sängerin Zarah Leander, die sich zeitlebens mit dem Vorwurf konfrontiert sah, Opportunistin gewesen zu sein, Profiteurin des Bestrebens, «Bombenstimmung» zu erzeugen.

Und Marlene Dietrich, die Gegnerin? Ist es zulässig, sie in einem Atemzug mit «Hitlers Frauen» zu nennen? Ja, denn ihr Lebensweg steht als Symbol für jene Frauen, die sich Hitlers Bann entziehen konnten. Trotz verlockender Angebote, ihre Karriere in Deutschland fortzusetzen, widerstand sie Hitlers Werben – und bekämpfte ihn mit ihren Mitteln.

Was brachte diese Frauen dazu, Hitler zu folgen? Was, sich von ihm faszinieren oder instrumentalisieren zu lassen? Und was, dem Wahn zu widerstehen?

Beginnen wir mit *Eva Braun*. Sie stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Streng und durchaus religiös erzogen, träumte sie die Mädchenträume ihrer Zeit: eine berühmte Schauspielerin zu werden, schöne Kleider zu tragen, im Rampenlicht zu stehen, von den Männern angebetet zu werden.

Als 1929 Hitler-Fotograf Heinrich Hoffmann sie in seinem Atelier dem NS-Führer vorstellte, erkannte sie ihn nicht einmal. Eva Braun interessierte sich nicht für Politik. «Hitler aber interessierte sich für das fröhliche, unkomplizierte Ding», erinnert sich Eva-Cousine Gertraud Weisker. «Und welches junge Mädchen ist nicht stolz, wenn es von einem Älteren bewundert wird...?»

Die Spielregeln diktierte er. Höchste Diskretion war oberstes Gebot. Die Zeit des Agitators für die Freundin war knapp bemessen, die Zuwendung nach seinem Gusto dosiert. Seine Braut war schliesslich «Deutschland», und «für die Liebe halte ich mir in München ein Mädchen». Aber war das «Liebe»? Nein, Hitler wurde geliebt, doch lieben konnte er nicht. Hitler machte Frauen unglücklich. Er hat sie nie geachtet. Einige begingen Selbstmord wegen ihm, andere versuchten es. Er war nicht glücklos, aber glücksfeindlich. Er mochte Frauen, die ihm unterlegen waren: «Es gibt nichts Schöneres, als sich ein junges Ding zu erziehen. Ein Mädchen mit achtzehn, zwanzig Jahren, das biegsam ist wie Wachs.» Ein solches Mädchen war Eva Braun. 1932 versuchte sie zum ersten Mal, sich das Leben zu nehmen, 1935 erneut. Sie verzweifelte nicht über den Charakter des Geliebten, sondern weil der sich nicht genügend um sie kümmerte. Dramatische politische Geschehnisse beurteilte sie in ihrem Tagebuch danach, ob sie Hitler Freizeit liessen oder nicht. Eva schwankte zwischen inbrünstigem Stolz – «Ich bin die Geliebte des grössten Mannes Deutschlands und der Erde» – und völliger Verzweiflung: «Ich bin nur eine Gefangene in einem goldenen Käfig.»

Da hatte der Diktator sie bereits zu sich auf den Obersalzberg geholt. Nur ein schmaler Gang trennte die beiden Schlafzimmer. «Sehr intelligente Menschen», sagte Hitler zu Albert Speer, «sollten sich eine primitive und dumme Frau nehmen.» Die Freundin Eva Braun stand stumm daneben. Er nannte sie «Tschapperl», sie musste vor Dritten «Mein Führer» sagen. Bei Staatsbesuchen auf dem Berghof wurde sie in ihr Zimmer verbannt. Um das inszenierte Trugbild eines allem Irdischen entrückten «Führers» nicht

zu stören, musste auch die ungeliebte Geliebte ein Leben im Verborgenen führen. Sie bekam ein Haus, teure Kleider, Autos und französisches Parfüm – aber keinen Ehering. Dabei wünschte sie sich nichts sehnlicher, als «Frau Hitler» zu werden.

Im privaten Umfeld über Krieg und Völkermord zu sprechen, war tabu. Eva Braun war Teil des trügerischen Paradieses, das sie machtlos spiegeln sollte. Und sie war gross im Verdrängen.

Erst im Angesicht des Untergangs spürte Eva Braun, dass sie nun die Rolle einnehmen konnte, die sie so lange ersehnt hatte: «Armer Adolf, alle haben dich verlassen!» Sie blieb und wurde Frau Hitler. Keinen Augenblick lang hatte sie gezögert, sich mit ihrem «Ehemann» gemeinsam umzubringen. Wenigstens im Tode wollte sie die Bedeutung erlangen, die ihr im Leben versagt geblieben war.

Magda Goebbels war keine Führungsfigur des «Dritten Reiches», sie hatte keine Position in der politischen Hierarchie inne. Dennoch hat sie das Erscheinungsbild der braunen Epoche stärker geprägt als viele Funktionsträger des Regimes. Sie war die inoffizielle «erste Frau» in Hitlers Reich, die einzige «First Lady», für die diese Bezeichnung infrage kam – elegant, gebildet, vorzeigbar. Eine Dame von Welt in einem Umfeld chauvinistischer Beschränktheit. Sie machte die gute Miene zum bösen Spiel. Zugleich verkörperte sie das Idealbild der nationalsozialistischen Frau und Mutter: blond, gut gewachsen und fürsorglich um ihre siebenköpfige Kinderschar bemüht. Die Frau des Propagandaministers war selbst ein Propagandageschöpf. Sie leistete ihren Dienst im Heim und am Herd, «schenkte dem Führer» so viele Kinder, wie ihre jungen Jahre hergaben. Nach aussen mimte sie stets die treusorgende Ehefrau im Schatten des Chefdemagogen, die jederzeit auch im Rampenlicht ihre Rolle zu spielen wusste. Magda Goebbels schien den nationalsozialistischen Tugendkatalog vorzuleben: gütig, bescheiden, unbeirrbar und stets beherrscht. Millionen von Frauen war sie Vorbild, musste es um jeden Preis sein. Es war die Rolle ihres Lebens – Paradies und Hölle zugleich. Mit eiserner Disziplin hielt sie die Fassade einer Familienidylle aufrecht, die längst zerbrochen war.

Hinter dem kontrollierten Erscheinungsbild verbarg sich eine von Gegensätzen gezeichnete Persönlichkeit, die bereit war, für ihr Lebensziel, das Emporstreben in die Sphäre von Macht und Glanz,

auch Verletzungen und Entbehrungen auf sich zu nehmen. Stets hatte sie auf dieses Ziel unbeirrbar hingearbeitet, stets hatte die attraktive, unternehmungslustige Frau die Nähe ihr stark erscheinender Männer gesucht. Verband die katholisch erzogene Stieftochter eines jüdischen Kaufmanns ihre Jugendliebe noch mit dem charismatisch auftretenden Jungzionisten Victor Arlosoroff, so gelang ihr 1921 durch die Heirat mit Günther Quandt, einem der reichsten deutschen Industriellen, der Sprung in die führenden Gesellschaftskreise. Nach der Scheidung von Quandt, die ihr materielle Unabhängigkeit bescherte, vollzog die gläubige Parteigenossin an der Seite von Joseph Goebbels den Aufstieg in den Dunstkreis der Macht. Mit ihrem Mann verband sie auch die tiefe Verehrung für Hitler, der wiederum Gefallen an der treuen Anhängerin fand. Magda Goebbels genoss zu Beginn ihr neues Wirkungsfeld auf Empfängen, Staatsreisen und Veranstaltungen für Frauen, liess sich aber bald klaglos auf die in diesem System opportune Rolle der nationalsozialistischen Paredefrau und -mutter zurückstufen. Hunderte von Bitt- und Lobesbriefen bezeugen ihre Vorbildfunktion im Sinne des Regimes. Mit stoischer Gefasstheit bemühte sie sich, den Anschein des Familienidylls aufrechtzuerhalten – auch dann noch, als ihr Ehemann reichlich ungeniert durch zahlreiche Liebeskapaden von sich reden machte. Erst als Goebbels' Liaison mit der tschechischen Schauspielerin Lida Baarova die Scheidung und damit einen Prestigeverlust für die gesamte NS-Führungsriege heraufbeschwor, verstand es die betrogene Ehefrau dank ihres direkten Drahts zu Hitler, die Rivalin auszustechen.

Während des Krieges führte Magda Goebbels öffentlich die Rolle der patriotischen Soldatenmutter vor (ihr Sohn Harald war im Kriegseinsatz). Fortwährende Krankheitsattacken, verbunden mit ausgedehnten Kuraufenthalten, zeigten jedoch, wie brüchig ihre tapfer demonstrierte Beherrschtheit in Wirklichkeit war. In unbedingter Loyalität schmiedete die dem Buddhismus nahestehende Frau ihre Existenz an das Schicksal des Hitler-Regimes und war am Ende bereit, selbst die geliebten eigenen Kinder ihrer Überzeugung zu opfern.

Wie kommt eine kluge und gewandte, materiell unabhängige Frau dazu, sich einer primitiven Lehre und ihren Propheten mit Leib und Seele zu verschreiben? Was band sie an den gefühlskalten Menschenfeind Joseph Goebbels? Welche Gefühlstiefen taten sich hinter der Fassade der tapfer lächelnden Ehefrau auf? Was bringt

eine Mutter dahin, ihre Kinder aus eigenem Entschluss mit in den Tod zu nehmen? Magda Goebbels' Lebensweg ist so totalitär wie das Regime, dem sie sich verschrieben hatte.

Und *Leni Riefenstahl*, die Regisseurin? An ihr scheiden sich bis heute die Geister: Sie schuf den Nazi-Propagandafilm «Triumph des Willens» und bannte bei den Olympischen Sommerspielen 1936 in Berlin den schönen Schein der Diktatur auf Zelluloid. Gleichwohl gilt sie auf Filmhochschulen weltweit als eine der ganz grossen Regisseurinnen des 20. Jahrhunderts. Mit Politik habe das alles nichts zu tun gehabt, sagt die alte Dame heute: «Ich habe in meinem ganzen Leben nur sieben Monate für Hitler gearbeitet.»

Doch es waren ihre Bilder, die aus einem Parvenü aus Niederösterreich einen übermächtigen Heilsbringer zu machen suchten. Vor den Linsen ihrer Kameras gerieten die Aufmärsche der Nazis zur Verheissung von Ordnung und Stärke. Es war die Macht ihrer Bilder, die mithilfe, eine ganze Generation zu verführen. Pure Propaganda? Nein, sagt Leni Riefenstahl, sie habe doch nur die Realität abgebildet – mit künstlerischen Mitteln, zugegeben. Wie weit darf die Kunst gehen, wenn die Moral auf der Strecke bleibt?

Eigentlich sind es nur zwei Filme, die ihr zu schaffen machen. «Triumph des Willens» war bereits der zweite Reichsparteitagsgeschehen – nach einem eher missglückten ersten Versuch 1933. Nun war er technisch perfekt: Die Aufnahmen von geometrisch ausgerichteten Menschenblöcken und schier endlosen Fahnenmeeren übten auf die Zeitgenossen eine fatale Magie aus. Über 20 Millionen Deutsche sahen den Streifen. «Wer das Gesicht des Führers in ‚Triumph des Willens‘ gesehen und erlebt hat, der wird es nie vergessen, es wird ihn Tag und Traum verfolgen, und es wird sich wie eine still leuchtende Flamme in seine Seele einbrennen», tönte Hitlers Herold Goebbels. «Triumph des Willens» legte den Grundstein für den «Führer»-Kult.

Der zweite schwarze Fleck war «Tiefeland» – ein Spielfilm, der bereits 1934 begonnen wurde und erst 1954 in die Kinos kam. Als Statisten für die in Spanien angesiedelte Handlung wurden Zigeuner aus einem Internierungslager bei Salzburg zwangsverpflichtet. Nach dem Krieg führte Leni Riefenstahl zahlreiche Prozesse gegen den Vorwurf, vom weiteren Schicksal der Sinti und Roma gewusst

zu haben. Die meisten von ihnen fanden in Auschwitz den Tod.

Nach dem Krieg wurde Leni Riefenstahl als «Mitläuferin» eingestuft – für Hitlers Lieblingsregisseurin ganz gewiss ein schmeichelhaftes Urteil. Damals stand sie zweifellos im Banne des Diktators – wie Millionen andere Deutsche auch. Nur war sie eben begabter als die meisten, und so wurde sie, ein weiblicher Faust, die geniale Propagandistin eines kriminellen Regimes.

Winifred Wagner, die Muse, war die erste prominente Frau, die Hitlers Überredungskraft erlag. Sie verschaffte ihm die Unterstützung der «besseren» Münchener Gesellschaft. Er dankte ihr mit treuer Anhänglichkeit. Einen kurzen Moment lang gaben sich beide der Illusion hin, es sei die Liebe ihres Lebens. Danach pflegten der Diktator und die Schwiegertochter Richard Wagners eine für beide einträgliche Interessengemeinschaft. Er förderte ihre Festspiele mit allen Mitteln des Regimes und erhob eine Wagner-Ouvertüre zur inoffiziellen Hymne seines Reiches. Sie legte ihm das Werk ihres Schwiegervaters zu Füßen und gestattete die totale ideologische Instrumentalisierung seiner Opern.

Noch Anfang der Dreissigerjahre kursierten Hochzeitsgerüchte in Bayreuth. Die häufigen Besuche Hitlers auf dem «grünen Hügel» waren längst nicht mehr geheim zu halten. Der NS-Parteichef machte Winifred Wagner den Hof. Seinen Helfern verriet er, falls er jemals heiraten sollte, sei die Herrin des Festspielhauses allererste Wahl. «Onkel Wolf», so nannten die vier Kinder Winifreds den Verehrer, blieb auch gerne über Nacht. Doch einem Jawort stand zu viel im Weg. Eine bürgerliche Hochzeit hätte Hitlers Selbstinszenierung geschadet. Nur als mönchisch-entrückter Volkstribun, so sein Kalkül, blieb er Projektionsfläche für die Hoffnungen und Sehnsüchte seiner Wählerinnen und Wähler. Ausserdem hatte Winifreds 1930 verstorbener Gatte Siegfried per Testament verfügt, dass seine Frau die Leitung der Festspiele abgeben müsse, wenn sie wieder heiraten würde. So blieb es eine unerfüllte Zuneigung. «Sie brauchen mich gar nicht zu fragen, ich habe mit Hitler nie geschlafen», blaffte Winifred ihren US-Vernehmungsoffizier nach Kriegsende an, noch bevor der seine erste Frage gestellt hatte.

Was verband den Diktator mit der Schwiegertochter des Kom-

ponisten? Worüber redeten die beiden in ihren nächtlichen Kamin-
gesprächen? Zuallererst natürlich über die Werke des Meisters.
Beide waren glühende Wagnerianer und schöpften aus der Opern-
welt den Grundstoff ihrer Weltanschauung. Hitlers völkische Mo-
nologe fanden in Winifred eine ebenso geduldige wie gelehrige Zu-
hörerinnen. Auch die Herkunft schweißte das verhinderte Paar zu-
sammen. Beide kannten das Gefühl, keine Chancen zu sehen – der la-
bile Narziss Adolf Hitler, der sich nach der Schule im Wiener Män-
nerheim wieder fand, ebenso wie das englische Waisenkind Winifred
Williams, das 13 Jahre lang von einem Heim zum nächsten ge-
reicht wurde.

Erst die Hochzeit mit Wagner-Sohn Siegfried beendete auf einen
Schlag Winifreds Jahre ohne Zukunft. Damals, mitten im Ersten
Weltkrieg, war sie 18, ihr Gatte 46. Trotz dessen homoerotischer
Neigungen gebar Winifred der Dynastie vier Kinder. Doch glück-
lich war sie nicht. «Siegfried ist so schlapp», klagte sie gegenüber
Goebbels. Erst der Kontakt mit Hitler und seiner Partei scheint ih-
rem Leben den ersehnten Inhalt gegeben zu haben. Sie wurde Par-
teimitglied und schickte Hitler nach seinem gescheiterten Putsch-
versuch 1923 Manuskriptpapier in die Landsberger Haft – Rohstoff
für «*Mein Kampf*».

Nach der Haftentlassung wurde das Verhältnis immer enger. Im
offenen Mercedes raste Winifred ihrem Idol hinterher, versäumte
kaum eine Wahlveranstaltung der NSDAP in Bayern. Geduldet
vom Gatten Siegfried, häuften sich die Treffen mit Hitler, oft in
einer verschwiegenen Waldgaststätte bei Bayreuth. Auch die Wag-
ner-Kinder erlagen dem Charme des Demagogen, wenn er bis in
die Nacht Geschichten von seinen politischen «Abenteuern» er-
zählte. Nach Siegfrieds Tod 1930 übernahm Winifred Wagner die
Leitung der Festspiele, die sie bald ganz in den Dienst ihres Idols
stellte. 1934 zog Hitler von Bayreuth aus die Fäden des Putschver-
suchs in Österreich. 1936 fällt er in einer Opernpause die Ent-
scheidung, Wehrmachtssoldaten in den Spanischen Bürgerkrieg zu
schicken.

Parteigenossin Wagner konnte sich einiges herausnehmen. Jüdi-
sche Musiker schützte sie vor Verfolgung und ermöglichte ihnen
mit Hitlers Billigung die Flucht ins Ausland. Die Festspiele blieben
von Eingriffen der Reichstheaterkammer verschont. Dafür mischte
sich Hitler gelegentlich persönlich ein.

Mit Kriegsbeginn rückte die Muse in den Hintergrund. 1940 sa-
hen sich Hitler und Winifred Wagner zum letzten Mal. Von nun an

humpelten Kriegsversehrte zu den Vorführungen in Bayreuth.

Hitler erklärte in den Kriegsjahren die «Götterdämmerung» zu seiner liebsten Wagner-Oper – und schien sein Reich in ein gigantisches Bühnenbild verwandeln zu wollen. Während Deutschland in Trümmer sank, tat Winifred Wagner in Bayreuth, was sie als ihre «Pflicht» empfand, und arbeitete noch im März 1945 an den nächsten «Kriegsfestspielen».

Nibelungentreue ganz im Sinne Wagnerischer Tondichtung blieb auch nach dem Untergang des «Tausendjährigen Reiches» ihr Lebensmotto. Winifred Wagner, die Unbelehrbare, war bis zu ihrem Tod nicht fähig, ihre Erinnerungen an den Privatmann Hitler mit den katastrophalen Folgen seiner Herrschaft zu verbinden.

Sie war der grösste Star im «Dritten Reich»: die Schwedin *Zarah Leander*. Ihre Macht war ihre Stimme: ein erotischer, rauchiger Kontraalt und das rollende «R» mit Gänsehautgarantie. Ihr Metier wurden melodramatische Musikfilme: Keine, so hiess es, konnte so attraktiv unglücklich sein wie sie. Dem NS-Regime verdankte sie ihren Erfolg. Dafür gab sie der Propaganda eine Stimme. Ihre Lieder verhieszen Hoffnung in einem verbrecherischen Krieg. Für Ruhm und Reichtum verschloss sie die Augen. Sie machte Karriere unterm Hakenkreuz, doch Nationalsozialistin wollte sie nie gewesen sein. Doch war sie wohl nicht der «politische Idiot», der sie zu sein behauptete. Sie war eine Opportunistin.

Begonnen hat die Karriere der Zarah Stina Hedberg in den Zwanzigerjahren auf schwedischen Operettenbühnen. 1936 wurde die Sängerin mit dem brandroten Haar für den deutschen Film entdeckt. Sie sollte der neue Star sein, nachdem Marlene Dietrich den deutschen Film verlassen hatte. Von Anfang an erfüllte Zarah Leander die Hoffnungen. Propagandaminister Goebbels misstraute der «Gastarbeiterin» aus Schweden, doch ihr Erfolg machte sie bald unentbehrlich. Ihre Kunst hielt das Volk bei Laune und brachte Devisen in die Kriegskasse. Denn Zarahs Filme wie «Zu neuen Ufern», «La Habanera» und «Heimat» wurden Kassenschlager – auch jenseits der deutschen Grenzen. Das Mädchen aus bescheidenen Verhältnissen avancierte zum Star Nummer eins im «Dritten Reich». Ihre Gagen mussten zur Hälfte in schwedischen Kronen bezahlt werden. Mit dem Verkauf ihrer Schallplatten er-

zielte sie Millionengewinne und leistete sich ein Landschloss in Schweden. Sie lebte für ihren Erfolg, ohne sehen zu wollen, welchem Regime sie diente.

Dabei entsprach die Schwedin so gar nicht dem NS-Ideal der «deutschen Frau». Gross, rothaarig und mit einer androgynen Stimme, brachte sie jedoch einen Hauch Erotik und Exotik in das uniforme Leben der Diktatur. Ihre Lieder handelten von der Liebe – und wirkten nicht selten lasziv und verrucht: «Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben» und «Kann denn Liebe Sünde sein» – solche Texte konnte nur «die Leander» singen.

Die Künstlerin aus dem neutralen Schweden wurde zum Aushängeschild der Nazis. Sie war die grosse Trostspenderin in einer Zeit, die des Trostes bedurfte. Sie sang auf Wunschkonzerten für die Wehrmacht, trat vor Kriegsversehrten auf, und in «Die grosse Liebe» (1942), ihrem erfolgreichsten Film, wandelte sie sich sogar vom Vamp zur treuen Soldatenbraut. Doch sie war mehr als nur Lokomotive der Propaganda – ihre Lieder trafen in vielerlei Hinsicht den Nerv der Zeit. Ein ehemaliger KZ-Insasse berichtet, dass der Leander-Schlager «Davon geht die Welt nicht unter» zur tröstenden Melodie im Lagerleben wurde. Somit sprach sie mit ihrem grössten Hit allen aus der Seele – den Verfolgten des NS-Regimes, die auf das Ende der Tyrannei hofften, und den Machthabern, die solche Lieder als Durchhalteparolen einsetzten. Auch in dieser Vielschichtigkeit bestand ihr Erfolg.

Sie wollte immer unpolitisch gewesen sein. Doch die Politik machte auch vor den Filmstudios nicht Halt. Während Zarah Leander zur Diva aufstieg, mussten jüdische Künstler aus ihrem Umfeld vor den Nazis fliehen: Regisseure und Schauspieler wie Billy Wilder, Peter Lorre, Max Ophüls. Dann kehrten auch Ralph Benatzky, Komponist ihres Hits «Yes, Sir!», und ihr Regisseur Detlef Sierck wegen ihrer jüdischen Ehefrauen der Diktatur den Rücken. Homosexuelle, unter denen Zarah Leander viele Freunde hatte, wurden wie Staatsfeinde verfolgt und in KZs deportiert. Auch Bruno Balz, Textdichter ihrer grössten Erfolge wie «Kann denn Liebe Sünde sein» und «Er heisst Waldemar», verbrachte drei Wochen in Gestapo-Haft.

Zarah wusste von alledem und blieb doch stumm. Der Star kokettierte mit der Macht. Hitler traf sie nur einmal. Bei Goebbels war sie freilich oft zu Gast. «Ein hoch intelligenter Mann» sei der gewesen, meinte sie noch nach dem Krieg. Doch als die Ufa bei den Geldüberweisungen Schwierigkeiten machte, der Bomben-

krieg auch ihre Villa in Berlin zerstörte und Goebbels sie zur Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft überreden wollte, packte die Diva ihre Koffer. Sie hatte erkannt: Der Zenit ihrer Karriere war überschritten, das Regime, dem sie ihre Erfolge verdankte, würde bald zusammenbrechen. Während die Nazis ihr Schmähworte nachriefen, empfangen die Schweden die Heimgekehrte mit Distanz. Ihre Karriere unterm Hakenkreuz geriet in die Kritik. Erst nach fünf Jahren gelang Zarah Leander ein bescheidenes «Come-back». Sie hatte nie wieder so viel Erfolg wie in Hitlers Reich.

Und *Marlene Dietrich*, Hitlers Gegnerin? Sie war bereits zu Lebzeiten ein Mythos. Kein anderer deutscher Filmstar wurde weltweit so geliebt, ja vergöttert – und kein deutscher Weltstar wurde in der eigenen Heimat so geschmäht.

Ihr erster Lieblingsregisseur war ein Jude, ihre anrühenden Rollen standen in scharfem Gegensatz zum NS-Frauenideal. Ihr freizügiger Lebenswandel hätte jeder anderen den Hass der braunen Machthaber eingetragen – dennoch liess ihr Hitler mehrfach unmoralische Angebote machen. Als sich Marlene Dietrich von ihrem Entdecker Joseph von Sternberg trennte, spendete die Nazi-Presse hämischen Beifall und übermittelte den Wunsch, die Dietrich möge endlich ihre «historische Rolle als Anführerin der deutschen Filmindustrie» übernehmen. Der Weltstar Marlene als Aushängeschild des deutschen Films – davon schien sich Hitler einiges zu versprechen. «Der Führer will, dass Sie nach Hause kommen», lautete die Botschaft eines Abgesandten. Doch ein Zuhause war Hitlers Reich für Marlene nie gewesen. Das Berlin, das sie kannte und liebte, gab es nicht mehr. Die klügsten Köpfe, die begabtesten Künstler hatten Deutschland verlassen – weil sie Juden waren, politisch verfolgt wurden oder schlicht nicht einverstanden waren mit den lähmenden Prämissen, die in Hitlers Deutschland propagiert wurden. So fiel es ihr nicht schwer, politischen Instinkt zu zeigen: «Niemals», liess sie wissen, werde sie für die Nazis die propagandistische Frontfrau machen.

Zwar kokettierte sie noch Jahre später mit dem Gedanken, was vielleicht geschehen hätte können, wäre sie zurückgekehrt. Ob sie, meinte die Umworbene auf Partys, Hitlers Angebot nicht doch hätte annehmen sollen? «Vielleicht hätte ich es ihm ausreden können!» «Es» – das waren Krieg und Holocaust.

Stattdessen nahm Marlene Dietrich die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Und konsequent, wie sie war, kämpfte sie ihren Krieg gegen Hitler an vorderster Front – als singende und tanzende Stimmungskanone der US-Truppenbetreuung. Übers Radio rief sie deutsche Soldaten auf, sich zu ergeben: «Werft euer Leben nicht weg. Hitler ist ein Idiot.» Dass sie in der Uniform der Sieger in das ruinierte Heimatland zurückkehrte, haben ihr viele nicht verziehen. Als sie 1960 ihr Berlin erneut besuchte, gab es auf den Strassen Protestdemonstrationen. Dennoch wollte sie am Ende in der alten Heimatstadt begraben werden: «Ich bin, Gott sei Dank, Berlinerin.» In ihrem letzten Interview erklärte sie dem *Spiegel*-Autor Hellmuth Karasek, warum sie Hitler bekämpft habe: «Aus Anstandsgefühl.» Besser kann man es nicht sagen.

Was lehren uns diese Lebenswege? Zwischen Anpassung und Auflehnung, Mitwirkung und Widerstand liegt oft nur ein kleiner Schritt. Auch jenen Frauen war es nicht in die Wiege gelegt, mit Hitler so verknüpft zu werden. Doch letzten Endes war es immer ihre eigene Entscheidung: von Eva Braun, die der Versuchung widerstand, sich von dem kalten Angeboteten zu lösen, als es noch Zeit war – bis zu Marlene Dietrich, die sich Hitler schon von Anfang an versagte. Auch wenn die Wendepunkte, die den Lebensweg bestimmten, manchmal erst im Nachhinein erkennbar sind – die Unumkehrbarkeit ist immer das Produkt des eigenen Willens. Geschichte ist nicht schwarz und weiss – sie schimmert grau in vielerlei Nuancen. «Hitlers Frauen» – ihre Lebenswege sind dafür ein Beispiel.

Eva Braun
DIE FREUNDIN



Ich wünsche mir nur eines, schwer krank zu sein und wenigstens acht Tage von ihm nichts mehr zu wissen. Warum passiert mir nichts, warum muss ich alles das durchmachen?

Er braucht mir nur zu bestimmten Zwecken.

Warum quält er mich so und macht nicht gleich ein Ende?

Eigentlich ist es ja selbstverständlich, dass er für mich jetzt kein grosses Interesse hat, nachdem sich jetzt politisch so viel tut.

Liebe scheint momentan aus seinem Programm gestrichen.

Ich, die Geliebte des grössten Mannes Deutschlands und der Erde...

Eva Braun, Tagebucheintragungen 11. März-10. Mai 1935

Der Führer selbst hat jeden Glauben an einen glücklichen Ausgang verloren...

Es kann jeden Tag und jede Stunde mit uns zu Ende sein.

Eva Braun, Brief vom 23. April 1945

Sie hat ein schickes Figürchen gehabt, schlank, sehr gepflegt. Sie hat ja auch Zeit gehabt und auch das Geld dazu. Sehr tolle Garderobe, zog sich mehrfach am Tag um, zum Mittagessen, zum Abendessen. Irgendwie konnte man sie lieb haben.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Eitel war sie natürlich auch, sonst hätte sie sich nicht so oft umgezogen. Aber das hat sie nicht für andere getan, sondern eigentlich nur für sich selber. Sie wollte sich selbst immer wieder in einer neuen Pose, in einem neuen Kleid sehen.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Sie hat niemals positiv oder negativ reagiert, auf politische oder Gewaltmassnahmen von Hitler. Das hat sie nicht interessiert. Auch gegen die Juden hat sie, meines Wissens, nie etwas gesagt. Das war sie für völlig Terra incognita, sie hat sich mit den eigentlichen Problemen, die Hitler bewegten und die Hitler bewirkte, nicht befasst.

Otto Gritschneider, nach 1945 Anwalt der Familie Braun

Tagebuch hat sie keines geschrieben, weil sie hat gesagt: «Mein Tagebuch sind die Filme.»

Margarete Mittelstrasser, Evas Brauns Zofe

Sie hätte eine kleine nette Schuhverkäuferin in einem Geschäft sein können, mit der man gern geschwätzt hätte. Sie war halt ein Durchschnittswesen, ein – ein nettes, deutsches Mädchen aus kleinen Verhältnissen.

*Reinhardt Spitzky, Referent des Aussenministers
Joachim von Ribbentrop*

Das hat ja kein Mensch gewusst. Ich glaube, es war das bestgehütete Geheimnis; und es ist niemand verpflichtet worden, nicht darüber zu sprechen, komischerweise hat man das einfach instinktiv nicht bekannt gegeben und nicht weitergesagt.

Traudl Junge, Hitlers Sekretärin

Es war das Jahr trügerischer Selbstdarstellung des NS-Regimes. 1936 trafen sich die Völker zu den Olympischen Sommerspielen in Berlin. Einige Wochen lang wurde Hitlers Reich zum Ausstellungsstück für die Welt getrimmt. Die Partei hatte sich ruhig zu verhalten, SS und Gestapo wurde manierliches Verhalten verordnet, antisemitische Parolen verschwanden von der Bildfläche, die Hetzschrift *Der Stürmer* durfte nur unter dem Ladentisch verkauft werden. Eine ganze Reihe ausländischer Zeitschriften fand sich plötzlich in den Auslagen der Kioske. Auf dem Tisch des Journalisten Alois W. landete ein Exemplar des ‚*Paris Soir*‘ – ein Boulevardblatt nicht gerade von besonderer politischer Relevanz, doch diese Septemberausgabe hatte es in sich. Die letzte Seite trug eine brisante Überschrift: «Frauen um Hitler». Am Schluss des Berichts hiess es: «Eindeutige Favoritin ist jetzt Eva Braun, Tochter eines Münchener Lehrers. Über sie hat Hitler augenscheinlich alle anderen Frauen vergessen.»

«Mich riss es vom Stuhl!», schrieb Alois W. später in einem Manuskript, das er einer Verwandten von Eva Braun widmete: «Die Eva! Das kann doch nicht wahr sein! Das kleine Mädchel, dem ich meinen höchst unzulänglichen Beistand geleistet hatte, wenn es verzweifelt über den Rechenaufgaben sass, dem ich so manchen deutschen Aufsatz zurechtgeschneidert hatte, den es dann mit dem strengen Lehrervermerk: Thema verfehlt! zurückbekommen hatte, das Mädchen, das noch so tief eingebettet in die grossmütterliche Frömmigkeit immer brav sein Abendgebet gebetet hatte?» Onkel Alois, der Cousin von Evas Mutter, hatte richtig gelesen. Was unternahm er angesichts solcher Kunde?

«Ich stürzte ans Telefon und rief meine Cousine Fanny an, dass ich sie augenscheinlich in nächster Zeit als Schwiegermutter des Führers beglückwünschen dürfe.» Die Mutter teilte keineswegs den Humor des Cousins: «Ich sollte solche dummen Redensarten lassen, meinte sie: Sie habe genug Scherereien mit dieser Geschichte! Und überhaupt: Am Telefon wolle sie schon gar nicht reden.»

Onkel Alois hatte den wunden Punkt der gutbürgerlichen Familie Braun getroffen – das «gschlamperte» Verhältnis zwischen ihrer Eva und dem Reichskanzler Adolf Hitler. Es bereitete den Eltern schon seit Jahren Kopfzerbrechen. Hitler dachte nicht daran, die 23 Jahre jüngere Münchenerin zu ehelichen.

Neun Jahre später erst sollte sich das ändern, als Hitlers Reich schon unterging: «Da hatte er ja keinen Grund mehr, zu zögern. Vorher hiess es, er sei mit Deutschland verheiratet. Und nun war Deutschland nicht mehr. Da meinte er wohl, die Frau doch noch heiraten zu können, die er 16 Jahre lang ausgehalten hatte», sagt heute Evas Cousine Gertraud Weisker nicht ohne bittere Ironie.

28. April 1945, Berlin. Volltreffer sowjetischer Granaten liessen den Bunker unter der Reichskanzlei erzittern. Neun Meter unter der Erde herrschte Endzeitstimmung. «Die Eva Braun hat an dem Tag etwas ganz Merkwürdiges zu mir gesagt, die hat gesagt, heute werden Sie noch weinen.» Hitler-Sekretärin Traudl Junge glaubte, nun sei die Stunde gekommen, in der Hitler und Eva Braun sich das Leben nähmen. Doch es war noch nicht der allerletzte Akt, um den es ging: «Tatsächlich meinte Eva Braun die Hochzeit mit Hitler.» Das Gerücht machte schon seit Tagen die Runde. Zweifel waren selbstverständlich angebracht. Zeit seiner politischen Karriere hatte sich der Diktator krampfhaft bemüht, als legendärer «Führer» zu erscheinen, der allem Menschlichen enthoben sei. Erst als für ihn der Selbstmord unumgänglich war, rang sich der Tyrann dazu durch, «jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen». Für Jahre der Erniedrigung erhielt Eva Braun doch noch den erhofften Lohn – den Trauring. Der wurde spontan herbeigeschafft und war der Heiratskandidatin ein Stück zu gross. Es war eine groteske Vermählung, die offenbar nur deshalb stattfand, weil der Bräutigam nichts mehr zu verlieren hatte.

Geheiratet wurde auch im Granatenhagel unter pedantisch genauer Beachtung standesamtlicher Regeln. Hitlers förmlicher Antrag, «angesichts der Kriegslage das Aufgebot mündlich zu bestellen», war nicht minder makaber als die schriftliche Versicherung des Brautpaares, arischer Abstammung zu sein und an keinen die Ehe ausschliessenden Erbkrankheiten zu leiden.

Eva Braun war nervös. Notdürftig wurde im Besprechungszim-

mer des Bunkers der Reichskanzlei eine Art Traualtar hergerichtet. Gauamtsleiter Walter Wagner sprach die feierlichen Worte, die Hitlers Freundin jahrelang ersehnt hatte: «Nunmehr frage sich Sie, Fräulein Braun, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit meinem Führer Adolf Hitler einzugehen.» Die 33-Jährige zögerte mit ihrem Jawort keine Sekunde. Im Hintergrund erklang das Lied «Blutrote Rosen». Ein Traum erfüllte sich für das Mädchen aus der Münchener Vorstadt. Im schwarzen Kleid aus Seidentaft wurde sie Hitlers Ehefrau. Doch was war das für ein Bund fürs Leben? Für ein Leben kürzer als ein Tag.

«Ich hatte das Gefühl», sagt Traudl Junge, «dass sie zu Lebzeiten immer im Schatten geblieben ist und wahrscheinlich gar keine Chance hatte, das zu ändern. Ich denke mir, sie hat sich vorgestellt, dass sie dann in die Geschichte wenigstens eingehen wird, als heroische Geliebte.»

Als die Welt nach Kriegsende zum ersten Mal von Eva Braun Notiz nahm, überschlugen sich die Fragen: Was war das für eine Frau an der Seite des Diktators, die dem Nazi-Kriegsherrn und Jahrhundertmörder mehr als zehn Jahre so nahestand? Was bedeutete sie für Hitler, war sie nur Mätresse oder auch Partnerin? Ignorierte sie das Unheil, das der Geliebte über die Welt brachte? War sie Mitläuferin oder gar Mittäterin? Warum folgte sie dem Diktator scheinbar bedingungslos bis in den Tod?

Der Auftakt der Geschichte ist banal. Am Anfang steht die Jugend eines ganz normalen Mädchens. Geboren wurde Eva Anna Braun am 6. Februar 1912 als zweite Tochter des Lehrers Friedrich Braun und seiner Frau Franziska, geb. Kronburger – «Fanny» war ausgebildete Schneiderin. Evas ältere Schwester Ilse war damals vier Jahre alt, drei Jahre nach Eva kam Gretl zur Welt. In einer gutbürgerlichen Etagenwohnung in der Isabellastrasse wuchsen die Mädchen auf, solide katholisch erzogen, mit Kommunion und Firmung – all das hatte der protestantische Vater bei der Trauung versprechen müssen, da Braut Franziska Katholikin war.

Konservativ-monarchistisch-national eingestellt, waren die Brauns eine typische Münchner Kleinbürgerfamilie, die es sich 1925 leisten konnte, in eine komfortablere Wohnung zu ziehen. Eine Erbschaft ermöglichte den ersten Pkw, ein Dienstmädchen kümmerte sich um die drei Mädchen. Fritz Braun hatte sich Söhne gewünscht und liess das die Töchter mitunter spüren. Es ist eine



«Ein strahlendes Kind...»
Die kleine Eva Braun (r.) und ihre ältere Schwester Ilse.

Die Erziehung zu Hause war sehr, sehr streng, denn sonst hätte mein Onkel wohl auch keinen Brief an Hitler geschrieben, in dem er darum bat, dass er die beiden Mädchen, die Eva und die Gretl, die er ja dem Elternhaus entzogen hat, zurückgeben solle.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

An sich sind die Braun-Mädels genauso gewesen wie wir auch. Ohne dass sie besonders aufgefallen wären. Die haben mit uns gespielt wie die anderen.

Anna Hiendlmeier, Eva Brauns Freundin aus Kindertagen

beliebte These gewisser Autoren, dass dies bei Eva einen Vaterkomplex hinterlassen und möglicherweise die Suche nach einem Ersatzvater, die Neigung zu älteren Männern, ausgelöst habe. Auf einer Freud'schen Couch lag Eva nie.

«An sich sind die Braun-Mädels genauso gewesen wie wir auch. Ohne dass sie besonders aufgefallen wären. Die haben mit uns gespielt wie die anderen», erinnert sich die Kinderfreundin Anna Hiendlmeier.

Im ländlichen Beilngries ging Eva Braun in eine Klostervolksschule. «Schwierig war die Eva», sagte später eine der Nonnen, «doch klug genug, um zu erreichen, was sie wollte.» Wild und faul sei sie gewesen, meinten Lehrer. «Sie hat jeden um den Finger gewickelt, und so glaube ich auch, dass sie leicht durch die Schule gekommen ist, ohne grosse Anstrengungen und grosse Leistungen zu vollbringen. Sie war einfach zu charmant dazu», berichtet Eva-Cousine Gertraud Weisker. Keineswegs ein Problemkind also. Hübsch, gutmütig, immer zu lustigen Streichen aufgelegt, aber in der Bewältigung von Aufgaben wählerisch. Ein Liebling der Familie. «Diesem Lockenkopf mit treuherzigem Blick und dem wohlinstudierten Lächeln war kein Groll des strengen Papa... gewachsen», schreibt Onkel Alois. Wollte sie der Star der Familie sein? «Nicht der Star, aber der Mittelpunkt sein, das wollte sie. Sie wollte im Mittelpunkt stehen», meint die Cousine.

Am Institut der Englischen Fräulein in Simbach wurde die katholische Erziehung vertieft. Dass sie einmal die Frau an der Seite des Erzfeindes von Kirche und Christentum werden sollte, das sollte zu den Ironien der Geschichte gehören. Im Lyzeum lernte sie maschinenschreiben, Buchhaltung, Haushaltsführung und Französisch. Vom Vater ermöglichte Musik- und Zeichenstunden langweilten die junge Eva jedoch. Sport und Kleider waren ihre lebenslangen Leidenschaften. Filme und Fotoalben würden diese Neigungen später anschaulich dokumentieren. Der Journalist und Eva-Onkel Alois schrieb in seinem Rückblick: «Ilse, die ältere der Schwestern, war Eva an schulischem Interesse überlegen, aber Eva glich das durch den grösseren und auch bewusst eingesetzten Charme aus, lebte ihr Leben in der Welt der Gefühle und schloss sich gegen die Welt der Erkenntnisse ab; eine Bindung und eine Abschliessung, die schliesslich auch die Tragik ihres Lebens bestimmen sollte.»

Ein bisschen weltfremd, die Eva Braun? Ihre Lieblingslektüre

waren die Romane von Karl May, das hatte sie übrigens mit dem jungen Hitler gemeinsam, nur schmiedete der, als sie noch Winnetou las, schon Staatsstreichpläne. Er wollte die nicht nur von ihm verachtete Weimarer Republik mit Stumpf und Stiel beseitigen. Als 1923 sein dilettantisch organisierter Putsch fehlschlug, war Eva Braun elf Jahre alt, bis zum ersten Kennenlernen würde sie jedoch kaum etwas erfahren über den Agitator der braunen Bewegung. Politik interessierte sie nicht. Dafür standen bei ihr Filmzeitschriften und Dreigroschenromane hoch im Kurs. Ob sich in der melodramatischen Lektüre – wie manche Biografen schreiben – vor allem Frauen fanden, die sich inbrünstig für den Geliebten opfern, ganz wie es einmal ihr Schicksal sein sollte, mag dahingestellt bleiben.

Wie weit der Traum der jungen Eva reichte, selber Schauspielerin und Tänzerin zu werden, ist umstritten. Jedenfalls schwärmte sie für Stars und sammelte ihre Bilder. Das eigene perfekte Äussere war ihr ausgesprochen wichtig: Sie «kniete morgens vor der Schule vor dem Stuhl, kämmte sich mit der einen Hand ihr Haar, während sie mit der anderen Englischaufgaben machte», berichtete später die Mutter. Eva liebte es, sich schick zu machen, weniger aus besonderer Lust am Luxus, als vielmehr um etwas darzustellen und Anerkennung zu finden. Mit Statussymbolen war sie zu ködern. Von einem Freund liess sie sich einmal ein Motorrad, «Limousinen sind mir lieber», sagte sie anschliessend – nicht nur wegen des Komforts.

Dass der Wunsch, ein grosser Filmstar zu sein, ihr ganzes Leben durchzog, wird zumindest kolportiert. Jedenfalls begann ihre berufliche Laufbahn in einem Geschäft des Gewerbes. Vater Friedrich Braun hatte gehört, bei Foto-Hoffmann in der Schellingstrasse 50 sei eine Lehrstelle frei. Hoffmann hatte eine besondere Vorliebe für junge Mädchen, die sich ausbeuten liessen. Schicksalsträchtiger war jedoch ein anderer Tatbestand. Er hatte sich zum Allzweckfotografen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei emporgedient und zählte zu den frühen Mitgliedern. Eine Duzfreundschaft verband ihn mit Hitler. Der NS-Führer suchte in den Aufnahmen des Gefolgsmannes nicht nur Bestätigung, sondern wollte mit seinen beschwörenden Posen auch Eindruck schinden, eine Art Sendungsbewusstsein vermitteln. Folglich war er häufig Gast im Atelier. Bei den dort angestellten Damen gab er sich galant, küsste generös die Hände und liess es an kleinen Präsenten nicht mangeln.



«Schwierig, die Eva, doch klug genug, um zu erreichen, was sie will...» Eva (1. Reihe, 4. v. r.) im Kreise ihrer Klasse der Klosterschule Beilngries.

Die Klosterschwestern waren begeistert von diesem strahlenden Kind.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Diesem Lockenkopf mit treuherzigem Blick und dem wohlinstudierten Lächeln war kein Groll des strengen Papa ... gewachsen.

Alois W., Eva Brauns Onkel

Ich würde sagen, sie war mittelmässig intelligent, aber klug war sie nicht, denn sonst hätte sie andere Schritte unternommen.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine



Wenn ich mir so die alten Filme anschau über die weibliche Hitlerjugend, da gehörten Zöpfchen dazu und möglichst die Haare nach hinten hoch gesteckt. Es waren Frauen, die erdverbunden sein sollten. Ob sie es waren, ist eine andere Frage. Die deutsche Frau raucht nicht, die deutsche Frau trinkt nicht, die deutsche Frau schminkt sich nicht. Aber in dieses Klischee passte die Eva nie rein.

Ich glaube, dass Hitler von ihrem Charme angezogen war. Und ich glaube auch, dass sie von diesem älteren Mann angezogen war. Er war 23 Jahre älter. Und die Eva war ein, heute sagt man Teenager, damals war es ein Backfisch, der sich aus dem Familienclan lösen wollte.

«Sie wollte im Mittelpunkt stehen...» Das gutbürgerliche Elternhaus gibt klare Werte vor, doch der Backfisch Eva ist eigensinnig.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Wie lernte Eva Braun den späteren Geliebten kennen? An einem Abend des Jahres 1929 betrat Hoffmann mit «Herrn Wolf» den Laden. «Wolf» war Hitlers Pseudonym. Wie ein Wolf wollte er in die Herde seiner politischen Gegner einbrechen. Seine Schwester Paula musste, solange sie von ihm finanziell unterstützt wurde, den Namen «Wolf» annehmen – eine weitere Facette des Hitler-Kults.

Eva Braun berichtete später einmal ihrer Schwester Gretl: «Da kommt der Chef herein und mit ihm ein Herr von gewissem Alter und einem komischen Bart und einem hellen englischen Mantel, einen grossen Filzhut in der Hand ... Ich schiele zu ihnen hinüber, ohne mich umzudrehen, und merke, dass der Mann auf meine Beine schaut. Ich hatte gerade an dem Tag meinen Rock kürzer gemacht und fühlte mich nicht ganz wohl, weil ich nicht sicher war, ob ich den Saum richtig hingekriegt hatte. Ich steige herunter und Hoffmann stellt vor: ‚Herr Wolf.‘»

Hitler alias «Wolf» machte Eva Braun Komplimente und weckte damit ihr Interesse. Sie wusste aber offenbar nicht, wen sie vor sich hatte. Nach dem Zusammentreffen fragt Hoffmann sie: «Hast du nicht erraten, wer dieser Herr Wolf ist? Schaust du nie unsere Fotos an?» Eva: «Nein.» Deutlicher war ihre politische Abstinenz kaum zu dokumentieren. Nun aber gab es Gründe, die Schubladen nach den Bildern dieses Herrn durchzuwühlen.

Auf die neugierige Frage im Hause der Eltern, wer denn dieser Hitler sei, antwortete Vater Braun: «...das ist so ein junger Dachs, der glaubt, die Weisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Man geht besser auf die andere Strassenseite, wenn man ihm begegnet.» Über ihre Begegnung mit dem «jungen Dachs» verliert Eva kein Wort. Heimlich kommt es zu ersten Verabredungen, Hitler lädt das adrette Münchener Mädchel ins Theater und zum Essen ein. Oft macht sein Redefluss ihr zu schaffen. Mizzi Joisten, eine Freundin Evas, erinnerte sich später: «Das langweilte sie furchtbar.» Eva musste im Lexikon nachschlagen, um die Monologe zu verstehen. Trotzdem stand für sie fest: Sie wollte ihn wieder sehen.

Von einer Liaison zwischen Hitler und Eva konnte bis Ende der Zwanzigerjahre keine Rede sein. Hitler gefiel das frische und natürliche, fröhliche und unverdorbenes Mädchen, und ihr kam der ältere Mann, der ihr Komplimente machte, interessant vor.

Einladungen zu Landpartien mit Picknick in Oberbayern wechselten sich ab mit Besuchen in Cafés oder nachmittäglichen «Ostera»-Aufenthalten. Hitler war stets umgeben von einer Schar devoter Parteigänger, Chauffeure und Adjutanten. Das machte Eindruck, vermutlich auch die Mercedeskolonne – aus Spendengeldern. Wer konnte schon einen so prominenten Verehrer vorweisen? Das mochte ihrer Eitelkeit entsprochen haben.

Auch 1930/31 bewegte sich das Verhältnis immer noch in platonischen Bahnen. Erst Anfang 1932, so die Haushälterin Anni Winter, sei Eva in Hitlers Wohnung am Prinzregentenplatz seine Geliebte geworden. Eva deutete dies auch ihrer Schwester Gretl gegenüber an.

«Wenn Hoffmann die beiden nicht verkuppelt hätte, die wären niemals zusammengekommen. Aber Hoffmann hat nie nachgegeben, immer wieder gekuppelt, sozusagen die Eva Braun auf dem silbernen Tablett serviert, bis er angebissen hat», berichtet Herbert Döhring, der Hausverwalter des Berghofs – seine Frau Anna stand schon Anfang der Dreissigerjahre in Hitlers Diensten.

Foto-Hoffmann selber sah das anders: «... weder ich noch sonst jemand merkten Hitlers intensiveres Interesse an ihr. ... Anders Eva... sie erzählte ihren Freundinnen, Hitler sei in sie verliebt, und es würde ihr bestimmt gelingen, ihn zur Heirat zu bringen.» Auch wenn der Hitler-Fotograf sein kalkuliertes Zutun dementiert, kam ihm die Verbindung Hitler – Braun sehr gelegen. Sie vertiefte die Geschäftsbeziehung, die ihn zum reichen Mann machte. Aus dem Fotoladen wurde ein Konzern.

Hitler gab in der Beziehung von Anfang an den Takt an. Wann und wo treffen? Wie oft? Wozu? Das höchste Gebot hiess Diskretion. Seine politischen Ziele und alles, was ihm dafür wichtig erschien, hatten Vorrang – auch die Kontakte zur «besseren Gesellschaft» mit wohlmeinenden wie wohlhabenden Damen. Gern umgab er sich mit «Reichen und Schönen», denn sie erst machten ihn gesellschaftsfähig. Eva bebte vor Eifersucht, für andere Frauen hatte er offenkundig Zeit. Überdies konnte sie Damen wie Winifred Wagner, Magda Goebbels, Annie Ondra, Leni Riefenstahl in keiner Hinsicht das Wasser reichen. Mit ihnen liess er sich sehen, und sie hielt er versteckt.

Hitler wollte ein anspruchsloses und pflegeleichtes Verhältnis

ohne Verbindlichkeiten. «Für die Liebe halte ich mir eben in München ein Mädchen», meinte Hitler auf die Frage seines Adjutanten Wiedemann. Und selbstverständlich wurde das Mädchen überprüft, sein ergebener Helfer Bormann, später Chef der Parteikanzlei, durchleuchtete den Stammbaum der Brauns auf arische Reinheit.

Das «Tschapperl» sollte für Hitler nie Partnerin sein. Selbstherrlich, wie er war, suchte er auch keine Mitstreiterin. «Sehr intelligente Menschen sollen sich eine primitive und dumme Frau nehmen. Sehen Sie, wenn ich nun noch eine Frau hätte, die mir in meine Arbeit hineinredet! In meiner freien Zeit will ich meine Ruhe haben... heiraten könnt ich nie!», sagte er später einmal zu Albert Speer. Doch Eva Braun richtete ihr Leben immer mehr nach ihm aus. «Er hat Macht über sie gehabt. Und diese Macht hat er ausgenutzt, und das konnte er nur, weil sie sich hat ausnutzen lassen», meint Eva-Cousine Weisker zu dem unwürdigen Schauspiel. Und so wurde das Warten auf Hitler zum bestimmenden Lebensgefühl der Eva Braun.

1932 wohnte sie immer noch zu Hause, telefonierte über ein angebliches Hoffmann-Diensttelefon mit Hitler, oft unter der Bettdecke – damit die Eltern nichts merken. Doch Hitler meldete sich immer seltener. Er wollte an die Macht, über 107 NS-Abgeordnete verfügte der Agitator seit den Reichstagswahlen 1930. Nun herrschte wieder Wahlkampf. Der Verführer führte ihn modern, mit Flugzeug und aufwendiger Propagandatechnik. Er wollte den Deutschen suggerieren, er sei allgegenwärtig, schwebte gleichsam wie ein Messias vom Himmel hoch auf sie herab. Bei so viel Demagogie blieb wenig Zeit für das kleine Mädchen aus München. In der letzten Phase des Novemberwahlkampfes herrschte völlige Funkstille.

Eva Brauns strapazierte Geduld wandelte sich in pure Verzweiflung. Von Selbstmitleid getrieben, steigerte sie sich in eine Opferrolle hinein. Immer öfter spielte sie mit dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Warum dachte sie nicht an eine Trennung von Hitler?

Dass sie nicht von ihm lassen wollte, sondern lieber den Tod in Kauf nahm, ist signifikant. Über die Motive kann man spekulieren. Sicher fand sie die Aura des seltsamen Aufstiegers anziehend. Zudem schien sich ihr Selbstwertgefühl völlig am Gelingen dieser Beziehung auszurichten. Eifersüchtig und in gewissem Sinne ehr-



Es fing so harmlos an. Und endet also mit einer derartigen Katastrophe. Die Welt geht unter, und mit dem Untergang der Welt geht meine Cousine, eben eine liebe Verwandte, unter. Mit einem Mann, der die Welt zugrunde gerichtet hat. Grösser kann eigentlich die Tragödie nicht sein.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Wenn Hoffmann die beiden nicht verkuppelt hätte, die wären niemals zusammengekommen. Aber Hoffmann hat nie nachgegeben, immer wieder gekuppelt, gekuppelt, sozusagen diese Eva Braun auf silbernem Tablett Hitler serviert, bis er angebissen hat.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Weder ich noch sonst jemand merkten Hitlers intensiveres Interesse an ihr. Anders Eva... sie erzählte ihren Freundinnen, Hitler sei in sie verliebt, und es würde ihr bestimmt gelingen, ihn zur Heirat zu bringen.

Heinrich Hoffmann, Eva Brauns Chef

«Da kommt ein Herr von einem gewissen Alter und mit einem komischen Bart...»

Im Fotogeschäft Hoffmann lernt die Angestellte Eva Braun 1929 Hitler kennen.

geizig wie sie war, mochte sie ihn wohl auch keiner anderen gönnen. Ihr Onkel Alois schrieb: «Hitler war für so viele Frauen die grosse Versuchung. Wer möchte der kleinen Eva Vorwürfe machen und Verständnis verweigern, wenn sie schliesslich der Faszination dieses Mannes verfiel? Waren doch Frauen ganz anderen geistigen und persönlichen Formats diesem Manne mehr oder weniger verfallen!»

Sicher wollte sie ihn ganz für sich – ob aus Faszination, Eros der Macht oder Stolz, jedenfalls gab es kein Zurück mehr. Ihre Cousine versucht zu verstehen: «Da begegnete sie als 17-Jährige einem Mann mit hypnotischem Blick und 23 Jahre älter. Er hätte ihr Vater sein können. Dieser Mann interessierte sich für das fröhliche, unkomplizierte Ding, dem die Bewunderung nicht unbemerkt blieb. Welches junge Mädchen ist nicht stolz, wenn es von einem Älteren bewundert wird... ? Es ist eine ganz einfache Liebesgeschichte, die der Beginn einer Katastrophe werden sollte. Der Mann genießt die Heimlichkeit, mit der seine junge Freundin die Familie im Unklaren lässt, gibt, wo immer möglich, Hilfestellung. Er kann die Kleine aber nur zeitweise brauchen, denn er hat ja ein grosses Ziel: Reichskanzler zu werden. Dazu ist ihm jedes Mittel recht und die Kleine oftmals hinderlich. Sie steht ihm im Weg und so lässt sein Interesse zeitweise sehr zu wünschen übrig. Er kümmert sich einfach nicht um sie, umgibt sich mit den schönsten Frauen des Films und der Gesellschaft. Für Eva, das minderjährige und verführte Mädchen die Hölle, zumal sie mit keinem Menschen darüber reden kann... Sie hat alles mit sich allein abgemacht, bis es zu den Suizidversuchen kam.»

Nach drei Monaten ohne Kontakt beschloss Eva Braun, sich umzubringen. Am 1. November 1932 schrieb sie einen Abschiedsbrief, dann schoss sie sich mit der Pistole ihres Vaters in die Brust. Die Schwester fand Eva blutüberströmt, lebensbedrohlich verletzt. Doch sie überlebte.

Hitler besuchte sie sofort, wollte sichergehen, ob tatsächlich ein ernst zu nehmender Selbstmordversuch vorliege. «Sie hat auf ihr Herz gezielt», versicherte der Arzt, «wir haben sie noch zur rechten Zeit retten können.»

Den besorgten Eltern verkaufte Eva die Angelegenheit als Unfall. Auch wenn es ein Kalkül gegeben haben sollte – Hitler fühlte sich von solch leidenschaftlicher Zuneigung zumindest geschmei-



Sie wollte im Mittelpunkt stehen. Und das hat sie ja eigentlich auch erreicht. Bloss bei Hitler – da stand sie dann eben nicht im Mittelpunkt, sondern da stand sie an der Seite. Und ist seltsamerweise dort geblieben. Bis kurz vor ihrem Tod. Da hat sie sich dann wieder in den Mittelpunkt gestellt.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Er wollte es nicht verderben mit dem Volk. Wenn er verheiratet gewesen wäre, mit einer anderen oder mit Eva Braun, dann wäre das Verhältnis ganz anders gewesen.

Karl Wilhelm Krause, Leibdiener Hitlers

*«Viele kannten sie nur als Sekretärin...»
Eva Braun wird öffentlich verleugnet und sitzt bei den Olympischen Spielen in Garmisch hinter Adolf Hitler.*

chelt, wahrscheinlich auch deshalb, weil er die Kontrolle über Eva nicht verlieren wollte und ahnte, dass ihr Tod ihm Schaden zufügen konnte.

Schon vorher hatten Frauen versucht, sich wegen Hitler das Leben zu nehmen, eine starb, einmal bereits wäre es beinahe zum Skandal gekommen.

Hitlers Vorliebe galt vor allem jungen Mädchen, die ihn anheimelten und nicht widersprachen. «Es gibt nichts Schöneres, als sich ein junges Ding zu erziehen: ein Mädchen mit achtzehn, zwanzig Jahren, das biegsam ist wie Wachs.» Einige schlug er derart in den Bann, dass sie glaubten, sich dem nur durch Selbstmord entziehen zu können. «Das ist Mizzerl», sagte Hitler, als er Henriette von Schirach stolz das Foto der 17-jährigen Maria Reiter präsentierte. Das war im Jahr 1926. Hitler machte der hübschen, blonden Textilverkäuferin aus Berchtesgaden seit geraumer Zeit den Hof, und man hatte sich auch schon geküsst. Sie strickte fleissig Wadenstrümpfe und träumte von der Hochzeit. Doch nicht einmal in seinen kühnsten Träumen dachte Hitler an eine dauerhafte Bindung. Dennoch schrieb er voller Pathos: «Mein liebes Kind... Ich hätte so gern dein holdes Gesichtchen vor mir gehabt, um dir mündlich zu sagen, was dir dein treuester Freund nun schreiben kann», und er schliesst: «Dann wollte ich so gern bei dir sein und in deine lieben Augen sehen können und das andere vergessen – Dein Wolf.» Mizzi Reiter aber wartete vergeblich auf ihren «Wolf», der schickte ihr zum Geburtstag zwei Bände von *«Mein Kampf»* und schrieb dazu: «Lies sie durch, und du wirst, glaube ich, mich dann besser verstehen.» Sie las nicht und verstand nicht. Als sie sich aus Liebeskummer am Türpfosten erhängen wollte, griff die Familie noch rechtzeitig ein.

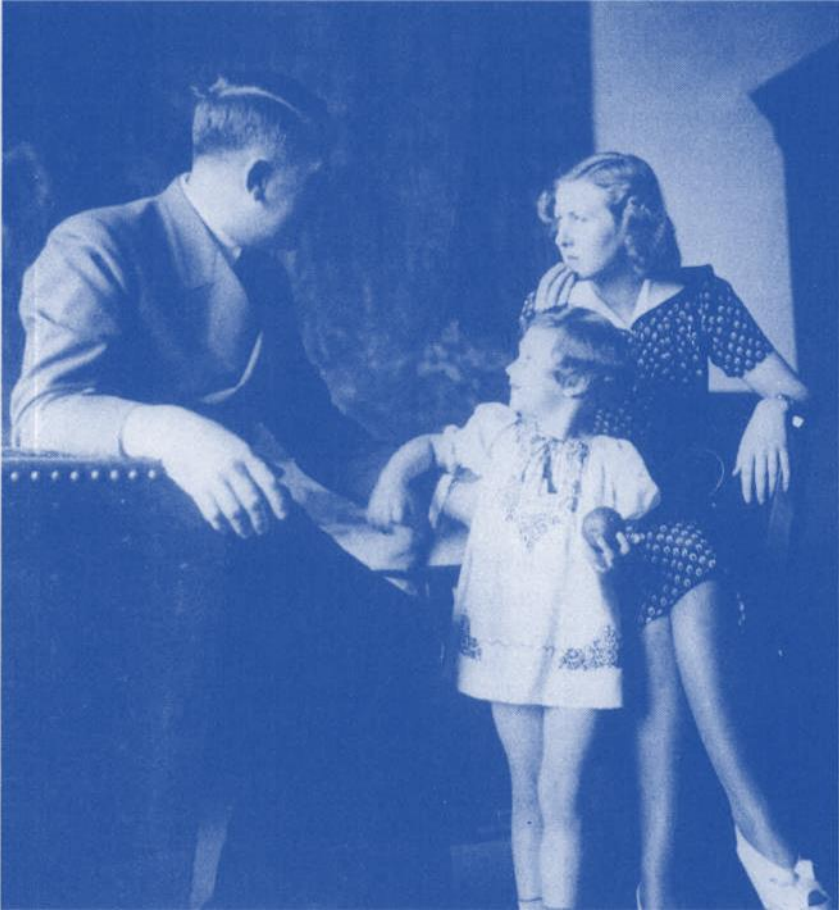
«Meine Braut ist Deutschland», betonte Hitler immer wieder mit Inbrunst, Deutschland war seine Karriere; mehrmals äusserte er Bedenken, dass Frauen ihn am Aufstieg hindern könnten. Zudem hatte er die eitle Befürchtung, das Volk würde es ihm nicht verzeihen, wenn er heirate; wie auch ein Filmstar Popularität einbüsse, wenn er in den Stand der Ehe eintrete. Schon trat ein neuer Schwarm in Hitlers Leben – süß und gerade einmal 17 Jahre alt: seine Nichte Geli Raubal, Tochter seiner Halbschwester Angela. Im Jahr 1929 nahm der 23 Jahre ältere Onkel sie bei sich auf. In seiner Mischung aus väterlicher Zuneigung und schulbubenhafter

Verliebtheit umsorgte er das einfach geartete österreichische Mädchen. Geli Raubal spürte Zuneigung, war ihrem Onkel allerdings in keiner Form gewachsen. Er förderte sie, liess sie Gesangsunterricht nehmen, ging mit ihr in die Oper und in Restaurants; wachte jedoch eifersüchtig über jeden Umgang und gebot über ihre Zeit. Als Hitler-Fahrer Emil Maurice die hübsche Nichte einmal herzlich auf die Wange küsste, erlitt der «Chef» einen Tobsuchtsanfall: «Ich fürchtete, er würde mich über den Haufen schiessen», erinnerte sich der Fahrer später. Wie eine Gefangene musste sich Geli Raubal zuletzt in der Wohnung am Prinzregentenplatz vorgekommen sein, die dauernde Bevormundung erstickte ihren Lebenswillen. Während Hitler über Deutschland Wahlkampf trieb, wartete in der Münchner Wohnung Geli unfrei und unbefriedigt auf den Onkel, der sich kaum zu Hause blicken liess. Doch wenn er da war, spielte er den Tyrannen. Nach einem Streit nahm Geli sich das Leben.

«Es hat zwischen beiden keinerlei intime Beziehungen gegeben» – davon war die Geli-Freundin Henriette von Schirach überzeugt. Doch ist es eine gängige Meinung, dass der notorische Narziss allein gegenüber Geli Raubal zu tiefer und inniger Liebe fähig gewesen sei. Gelis Zimmer in der Wohnung am Prinzregentenplatz blieb abgeschlossen, niemand ausser ihm durfte es betreten. Bisher unbekannt war, dass es auch auf Hitlers Berghof ein «Geli-Zimmer» gab.

Mit Bildern und Büsten seiner Nichte betrieb Hitler einen wahren Totenkult. Erwähnte jemand ihren Namen, heisst es, seien ihm Tränen in die Augen getreten. Die Tote stilisierte er zur grossen und einzigen Liebe seines Lebens. Berghof-Verwalter Herbert Döhring berichtet, wie seine Frau gar Zeugin von Selbstmordabsichten wurde: «Hitler war total schockiert, vollkommen aufgelöst, hat kein Essen zu sich genommen. Hat sich dann im Zimmer von Geli eingeschlossen. Die durchgeladene Pistole auf dem Tisch.» «Ich bringe mich um, für mich ist das Leben kaputt», habe er gesagt. «Meine Frau nahm ihm die Pistole weg. Später hat sie es bereut.» Es war das zweite Mal, dass eine Frau Hitler vom angedrohten Selbstmord abhielt. Doch hätte er wirklich abgedrückt?

Hitler liebte letztlich nur sich selbst. Die Beachtung, die er Geli zu Lebzeiten verwehrt hatte, schenkte er ihr nun im Tode. Und auch da hatte er am Ende die Befürchtung, dass der Selbstmord der



«Sie hätte an
Hitlers Seite
gern die Mode-
dame ge-
macht...»
Hitler und Eva
Braun posieren
auf dem Berg-
hof.

Sie wollte von Politik nix wissen, sondern sie wollte geliebt werden, sonst nichts.
Und sie haben sich geliebt und damit basta.

Wilhelm Mitlstrasser, bis 1943 Eva Brauns Fahrer

Sie war auf Kinder nicht scharf. Mit Kindern gespielt hat sie nur zum Fototermin.

Margarete Mitlstrasser, Evas Brauns Zofe

In einer Liebespose oder sehr intensiven Freundschaftspose hat man sie nie gesehen.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof



Es war ja ein Verhältnis zwischen Mann und Frau, und wenn sich jemand einbildet, dass sie nebeneinander wohnen und nichts haben miteinander, dann stimmt doch der Laden nicht. Also, infolgedessen sind sie für uns Mann und Frau gewesen.

Wilhelm Mitlstrasser, Eva Brauns Fahrer

Ob die nachts zusammen waren, weiss ich nicht, es war ja abgeschlossen. Wenn da einer etwas behauptet – dies und jenes –, das ist nicht wahr.

Karl Wilhelm Krause, Leibdiener Hitlers

Meine Frau, die war immer neugierig. Die hat extra die Wäsche nachgeschaut, vorm Waschen, wenn Hitler weg war. Nichts, nicht die geringsten Sachen hat sie festgestellt. Es gab keine Anhaltspunkte, nichts.

Herbert Döhning, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

*«Ich, die Geliebte des grössten Mannes Deutschlands ...»
Eva Brauns
Zimmer, dominiert von einem Hitler-Porträt.*

Nichte ihm politisch schaden könnte; das trieb ihn bei aller Trauer auch weiterhin um. In der Tat gab es Mordverdächtigungen gegen ihn, die sich später als haltlos erwiesen. Noch in der Woche des Todes von Geli Raubal hielt er vor über 10'000 Anhängern eine fanatische Rede. Doch «von nun an», meinte Geli-Freundin Schirach, hätten «das zärtliche Element» in Hitlers Leben gefehlt sowie die sanfte Kritik, die er sich von seiner Nichte habe gefallen lassen müssen. «Damals hat sich in Hitler der Keim zur Unmenschlichkeit entwickelt», will Hitler-Fotograf Hoffmann gespürt haben.

«Ich fürchte, ich bringe den Frauen kein Glück», erklärte das Objekt der weiblichen Begierde 1939, nachdem eine weitere Verehrerin den Versuch gemacht hatte, sich das Leben zu nehmen. Diesmal war es eine ansehnliche britische Aristokratin, Unity Mitford, die dem «Führer» auf Schritt und Tritt zu folgen suchte. Hitler hatte sie benutzen wollen, um Kontakte zur englischen Oberschicht zu knüpfen. Wenige Stunden nach Kriegsausbruch schoss sie sich auf einer Parkbank im Münchener Englischen Garten eine Kugel in den Kopf. Sie überlebte, starb aber Jahre später an den Folgen.

«Ich glaube, dass es Menschen gibt, die den Tod anziehen», hat Henriette von Schirach gesagt, «und ganz gewiss war Hitler einer von ihnen.» Eva Braun wusste bis zum Selbstmord von Geli Raubal nicht, dass es eine Rivalin gab, obwohl die Fotos der Hitler-Nichte ihr nicht verborgen blieben. Und es scheint, als wollte sie künftig Gelis Stil nachahmen. Wollte der Diktator die Kopie? So jedenfalls sieht es Evas Onkel: «Hitler entdeckte Eva Braun wohl nicht zuerst als seine grosse Liebe, sondern als Ersatz für Geli. Und Eva Braun, das unverbildete, leicht beeinflussbare Mädchen entdeckte Adolf Hitler auch nicht als den Idealmann ihres Herzens, aber als Auszeichnung und Aufforderung persönlichen Schicksals.»

Die Fotolaborantin Eva Braun war zwanzig Jahre und acht Monate alt, als sie sich zum ersten Mal wegen Hitler umbringen wollte – am Allerheiligenabend 1932. Einen Skandal konnte sich Hitler nicht noch einmal erlauben: «Ich werde mich in Zukunft mehr um sie kümmern müssen. Und sei es, um zu verhüten, dass sie noch einmal eine solche Dummheit macht» – das war der Liebhaber Hitler.

Als am 30. Januar 1933 der greise Reichspräsident Paul von Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannte, war das für Eva Braun kein Freudentag – welche Rolle würde sie künftig spielen? Noch ahnte keiner der Königsmacher etwas vom Charakter jenes Mannes, den sie in das Amt gehievt hatten: dessen Vorliebe für minderjährige Mädchen fast schon pathologische Züge trug; der, beziehungsarm und rücksichtslos, im Notfall über Leichen ging.

Reichskanzler Hitler hielt Einzug in Berlin, und Eva musste in München bleiben. Zwar gestand Hitler der Freundin an ihrem 21. Geburtstag, dem 6. Februar 1933, feierlich seine besondere Zuneigung, doch änderte das nichts an seiner Einstellung. In der Hauptstadt traf sich Hitler, wann immer es ihm beliebte, mit politischen und anderen Verehrerinnen. Foto-Hoffmanns zweite Frau Sofie wollte Eva die Sinnlosigkeit der Beziehung scheinbar wohlmeinend vor Augen führen, um Schlimmeres zu verhindern – tatsächlich streute sie Salz in die Wunde: «Wie mir Frau Hoffmann liebevoll und ebenso taktlos mitteilte, hat er jetzt Ersatz für mich...», beklagte sich Eva Braun. Und sie wartete wieder, auf eine Nachricht, ein Telefonat oder ein Treffen mit ihrem Geliebten. Hitler verstand es, sie durch gezieltes Entgegenkommen von weiteren Verzweiflungstaten abzuhalten.

1934 durfte sie als «Sekretärin» beim Nürnberger Parteitag auf der Ehrentribüne sitzen. Und schon kam es zum Eklat. Hitlers Halbschwester Angela Raubal, Gelis Mutter, war Hauswirtin im Haus Wachenfeld, das später zum Berghof ausgebaut wurde, und begleitete ihren Bruder hin und wieder. In Nürnberg stellte sie ihn zur Rede. Davon berichtet Herbert Döhring: «Die Frau Raubal und auch Frau Goebbels und alle diese Damen von Ministern, die kannten die Eva schon und waren ganz schockiert, dass dieses junge, launische und unzufrieden dreinschauende Mädels dort auf der Ehrentribüne sitzt. Frau Raubal hat das ihm gegenüber moniert und ihn kritisiert. Das passte Hitler überhaupt nicht. Er wollte sich in der Sache nicht reinreden lassen – schon gar nicht im Kommandoton. Mit sofortiger Wirkung verbot er seiner Schwester den Aufenthalt auf dem Obersalzberg. Sie musste am nächsten Tag sofort den Koffer packen. Das war der Knall. Anlass war die Eva.» Es zeigte sich, dass Hitler Eva Braun inzwischen einen festen Platz in seinem Leben zuwies. Hier genoss sie seine Zuneigung und seinen Schutz – besonders vor bissigen Bemerkungen arroganter Damen der Gesellschaft.

Der Parteitag und was sonst im Reich geschah, die Gleichschaltung von Staat und Gesellschaft, die offene Diskriminierung der Juden, der Boykott jüdischer Geschäfte auch in der Münchener Innenstadt, die Farce des «Röhm-Putschs», der ein Staatsverbrechen war – all das sah Eva Braun nur durch die Brille ihrer Beziehung zu Hitler. Beleg dafür sind auch ihre Tagebuchaufzeichnungen.

Gerade mal 22 Seiten sind davon übriggeblieben, die lediglich den Zeitraum von Anfang Februar bis Ende Mai 1935 umfassen. Und doch sind sie aufschlussreich: «Gut, er hat den Kopf voll gehabt in dieser Zeit mit politischen Problemen, aber ist jetzt nicht eine Entspannung da? Und wie war es im letzten Jahr? Hat ihm da nicht Röhm... auch viel zu schaffen gemacht und trotzdem hat er Zeit für mich gefunden.» Das Weltgeschehen wird danach bemessen, ob der Geliebte Zeit hatte oder nicht. Das Tagebuch-Fragment spiegelt auch die Schwankungen ihrer Psyche wider: auf der einen Seite Stolz («Ich, die Geliebte des grössten Mannes Deutschlands und der Erde»), auf der anderen Seite Enttäuschung, Verbitterung und Todessehnsucht.

Am 11. März 1935 notierte Eva Braun in ihr Tagebuch: «Ich bin verzweifelt...», und sie fuhr fort: «Er braucht mich nur zu ganz bestimmten Zwecken.» Es ist dies nicht der einzige Beleg dafür, dass es zwischen beiden auch zu intimen Kontakten kam. Doch Hitler liess sie am ausgestreckten Arm verhungern. Das ewige Hin und Her hatte Eva Braun mürbe gemacht. Verzweifelt schrieb sie später: «Warum quält er mich und macht nicht gleich ein Ende?» Und: «Ich habe mich für 35 Stück entschlossen. Es sollte diesmal wirklich eine todsichere Angelegenheit werden.» Gemeint waren Phnordorm-Schlaftabletten. Es war ihr zweiter Selbstmordversuch, begangen wurde er in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai 1935. Auch diesmal überlebte sie, weil ihre Schwester Ilse rechtzeitig zur Stelle war.

Stand das Verhältnis Braun – Hitler nun vor dem Aus? Nein, Hitler lenkte ein. Immer noch den Tod Gelis vor Augen, überdachte er das quälerische Spiel: Von diesem Zeitpunkt an versuchte er sich täglich bei Eva zu melden – selbst im Krieg, wie sich sein Funker Schulz später erinnerte. Sie erhielt Privilegien, durfte bei einigen offiziellen Anlässen dabei sein, wenn auch nur als «Sekretärin.» Und sie musste nicht mehr arbeiten. «Dass er mich immer noch vor Fremden katzbuckeln lässt», hatte sich die Geliebte und Hoffmann-Angestellte vorher beklagt. Nun bezog sie mit ihrer



Also, politisch war die Eva nie. Das passte gar nicht zu ihrem Charakter, denn sie hätte sich nie so intensiv mit einer Sache befasst oder auch noch politisch organisiert und engagiert. Das hat sie nie getan, ob es sich um Politik drehte oder um was anderes. Grosses Engagement hat sie nie gezeigt.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Ich hab's eigentlich erst gehört kurz bevor wir nach Berchtesgaden führen. Da bin ich dann darauf vorbereitet worden: «Sie werden jetzt am Berghof Fräulein Braun kennen lernen, das ist die Lebensgefährtin des Führers.» Ich war überrascht: Ein natürliches junges Ding, sehr munter, auch etwas bayerisch in ihrer Art zu sprechen, ein hübsches Mädchen, aber eigentlich auch nicht das, was man sich unter der Frau des obersten Führers vorstellt.

Traudl Junge, Hitlers Sekretärin

«Sie wollt' von Politik nix wissen, sie wollt' geliebt werden...»

Eva Braun spielte als Bannerträgerin des Nationalsozialismus keine Rolle.

Schwester Gretl eine Wohnung in der Widenmayerstrasse, auch um den Beschimpfungen der Eltern zu entgehen, die sich mit dem «gschlamperten Verhältnis» immer noch nicht abfinden wollten. Es war eine modern ausgestattete, komfortable Dreizimmerwohnung mit Zentralheizung. Miete und Lohn für das ungarische Dienstmädchen liess Hitler von Hoffmann überweisen.

Es sei eine Schande für die Familie, meinte der Vater, dass die Töchter auf diese Weise dem elterlichen Sorgerecht entzogen würden. Evas Onkel Alois berichtet von einem lautstarken Treffen mit Herrn Braun: «Fritz wollte mir sein Herz ausschütten, aber nicht daheim. Das Hofbräuhaus schien ihm gerade der rechte Platz. In der ‚guten Stube‘, oben im ersten Stock, fanden wir einen unbelegten Tisch. Und nun legte Fritz los, schilderte, wie er lange Jahre voll dunkler Ahnung gewesen war, wie er dann versucht hatte, Eva von dieser ‚idiotischen‘ Freundschaft abzubringen, wie er voll Wut stüffisante Bemerkungen seiner Bekannten ertragen habe und wie dieser ‚Kerl‘ sein Familienleben zerstört habe. Fritz geriet immer mehr in Wut, nahm immer ungenierter zu bajuwarischen Kraftausdrücken Zuflucht und reagierte auf meinen warnenden Beschwichtigungsversuch nur umso ausfallender, dass ich allen Ernstes fürchtete, ein verkappter Gestapo-Mann könnte dieser leidenschaftlichen Eskapade ein dramatisches Ende setzen. Fritz erzählte mir auch bei dieser Gelegenheit von einem Brief, den er an Hitler geschrieben habe und in dem er ihn gebeten habe, seine Hände von Eva zu lassen.»

Es ist der Brief eines hausbackenen Familienvaters in der Sorge um sein Kind. Das Konzept des Schreibens blieb erhalten:

«Sehr geehrter Herr Reichskanzler!... Sie, der Führer der deutschen Nation, haben ganz andere Sorgen, gewiss weit grössere.... Meine Familie ist nun auseinandergerissen, weil meine beiden Töchter Eva und Gretl in eine von Ihnen zur Verfügung gestellte Wohnung gezogen sind und ich als Familienoberhaupt vor eine vollendete Tatsache gestellt worden bin. Ausserdem stehe ich auf dem vielleicht altmodischen Standpunkt in moralischer Hinsicht: Der Obhut der Eltern... werden die Kinder erst bei Heirat entzogen. Das ist mein Ehrbegriff. Ganz abgesehen davon, dass ich meine Kinder sehr vermisse...»

Die Wut des Vaters wurde noch dadurch gesteigert, dass er nie Antwort bekam. Er hatte den Brief Evas früherem Chef Hoffmann

gegeben, der aber überreichte ihn nicht Hitler, sondern Eva Braun, die das peinliche Dokument vernichtete. Hitler vermittelte Eva Braun nun das Gefühl grösserer Freiheit und Wertschätzung. Auf sein Geheiss erwarb Hoffmann ein Jahr später für 30000 Reichsmark ein biedereres, 1925 erbautes Einfamilienhaus in München-Bogenhausen, Wasserburger Strasse 12. Hier zog Eva mit ihrer Schwester am 30. März 1936 ein. Zwar war das Häuschen einfach, die Inneneinrichtung aber exklusiv, Hitler kümmerte sich selbst um Einrichtungsdetails. Zum Beispiel war die Speisezimmergarnitur aus exotischen Hölzern nach Entwurf von Paul Ludwig Troost, dem Architekten des Braunen Hauses. Das Domizil füllte sich im Lauf der Zeit mit Geschenken Hitlers: einem Aubusson-Gobelin, kostbaren Teppichen, erlesenen Möbeln, Silbergerät. Für Eva war das Haus vor allem ein Zeichen der Anerkennung und gewissermassen ein Statussymbol, tatsächlich war es wohl eher ein Trostpflaster. Später wurde das Anwesen notariell auf die «Sekretärin» Eva Braun überschrieben. Ende März 1936 bezogen Eva und ihre Schwester Gretl das Haus. Die Wohnung Hitlers am Prinzregentenplatz war zu Fuss erreichbar. Wenn er nach München kam, so die Braun-Zofe Margarete Mitlstrasser, «machte sich Eva mit einem kleinen Köfferchen auf den Weg».

Doch er kam selten nach München, und die Reichskanzlei in Berlin blieb Eva Braun weiterhin verschlossen. Hitler bot auch hierfür Ersatz. Gab es doch die andere Residenz, den Berghof bei Berchtesgaden. 1928 hatte der NS-Führer das vorher schon gemietete und später um- und vor allem ausgebaute «Haus Wachenfeld» auf dem Obersalzberg erworben. Unter Einbeziehung des alten Grundrisses wurde das Gebäude später einfach aufgeblasen, das Vertraute sozusagen umbaut. Was entstand, war zwar durchaus monströs – ein Klotz in der alpenländischen Idylle mit riesigem Panoramafenster und klobiger Einrichtung. Doch sorgten Zirbelholzvertäfelungen und germanische Runenschnitzereien neben nicht «entarteten» Gemälden für eine eher konventionelle Idylle. Nicht die ausländischen Staatsgäste, die Mächtigen und Grossen seines Reiches bestimmten den Alltag in Hitlers Haus am Berg, den Ton gab die Ersatzfamilie an: der eng begrenzte Zirkel von Leibärzten, Leibfotografen, Leibwächtern, Sekretärinnen und Adjutanten. Es war ein Kreis von trauer Unverbindlichkeit. Im Zentrum des heraufziehenden Sturmes herrschte die Grabesstille absoluter Unterordnung.

Hitler holte Eva Braun 1936 zu sich auf den Berghof und machte sie zum Bestandteil dieser Scheinwelt. Nur der engste Kreis durfte erfahren, wer sie wirklich war: «Als ich '37 das erste Mal auf dem Obersalzberg war und dort mit Ribbentrop und Hitler stand, kam ein nettes jüngeres Wesen herein und sagte: ‚Wir müssen jetzt bitte essen gehen.‘ Und ich hab mir gedacht: Wer wagt es so mit dem Führer zu sprechen? Ich hatte damals das Gefühl, ich befinde mich auf dem Gralsberge, und da kommt nicht etwa eine vornehme Dame daher, sondern ein schlichtes kleines Wesen. Und da bin ich zum Obergruppenführer Brückner, dem Chefadjutanten, gegangen und frage: ‚Wer ist diese Frau?‘ Und da sagt er: ‚Hör mal zu, mein Lieber, du wirst nun öfters hierherkommen, und du wirst diese Frau öfters sehen. Du wirst sie vergessen. Der Führer hat ein Recht auf ein Privatleben, und wenn du davon sprichst, mit deiner Familie, mit Freunden oder anderen, würde dir das schlecht bekommen»«, erinnert sich Ribbentrops Verbindungsmann bei Hitler, Reinhardt Spitzzy.

Mehr als zwei Drittel ihrer Zeit von 1936 bis 1945 sollte Eva Braun auf dem Obersalzberg verbringen. Es war ihr kleines Reich: «Für uns war sie die eigentliche Hausherrin des Berghofs, nicht Hitler», sagt das ehemalige Zimmermädchen Anni Plaim. Nach aussen aber blieb sie die verschwiegene und versteckte Geliebte. Vom Personal, das ihr direkt unterstand, wurde sie verehrt, von Hitlers Adjutanten und Leibdienern erfuhr sie keineswegs ausnahmslos Respekt. «Das war ein ganz einfaches Mädchel, von der hab ich mir gar nichts sagen lassen», müht sich Hitlers ehemaliger Kammerdiener Krause noch heute zu betonen. Einmal sollte er für Eva Braun um fünf Uhr in der Frühe Skier bereitstellen. Er weigerte sich und sagte, er müsse dem Hausherrn zu Diensten und deshalb ausgeschlafen sein – die Beschwerde der Geliebten half nichts, sie unterlag bei diesem Kräfteressen. Um Respekt für die Hitler-Mätresse mühte sich ihre Zofe Margarete Mitlstrasser.: «Die ganzen Damen, die auf den Berghof kamen, sind alle ‚gnädige Frau‘ tituiert worden, und bei ihr hat’s immer nur ‚Fräulein Braun« geheissen. Und dann hab ich sie gefragt, ob man da nicht was machen kann. Und dann hat Eva Hitler gefragt, und der war einverstanden. Und dann hab ich die Erlaubnis gekriegt, das ‚gnädige Fräulein« einzuführen.»« «Führer»-Diener Krause dachte zunächst, all das gelte nicht für ihn. «Da hat er sich aber dann doch fügen müssen. Und dadurch, dass man jetzt ‚gnädiges Fräulein‘ an-



*«Privat war er von einer ausgewogenen Freundlichkeit...»
Dennoch wahrte Hitler nach aussen stets Distanz.*

«Tschapperl» hat er immer zu ihr gesagt. In Gegenwart von anderen Leuten war er immer auf Abstand, nie liebevoll.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Es gab am Obersalzberg so gewisse Regeln die man eben zu respektieren hatte. Und man hatte zu respektieren, dass sie die Gefährtin vom Hitler war, und damit war der Fall erledigt, und dass man darüber nicht spricht, aus, Punkt.

Reinhardt Spitzzy, Referent des Aussenministers Joachim von Ribbentrop

reden musste, war sie doch mehr anerkannt.» Hitler genoss es dennoch, die Geliebte hin und wieder in die Schranken zu weisen, notfalls auch in Anwesenheit von Bediensteten. Einmal brütete er, wie oft spätabends, über Karten – Hausverwalter Döhring hatte ihm gerade wieder neue zurechtgelegt –, als Eva Braun das Zimmer betrat: «Plötzlich klopft's an der Tür von Hitlers Schlafzimmer zum Arbeitszimmer. Der Führer hörte aber gar nicht hin. Dann klopfte es noch einmal, er hörte wieder nicht. Auf einmal ging die Tür auf, und Eva Braun kam rein. Sie sah mich erstaunt an und sagte: ‚Was, Sie sind ja auch noch da, was machen Sie denn noch hier?‘ Dann geht sie an seine Seite, spricht ihn an – keine Antwort. Spricht noch mal, wieder keine Reaktion. Und auf einmal flippt er aus. ‚Bist du schon wieder mal da? Du siehst doch, dass ich hier intensiv zu arbeiten habe! Du kommst immer zu unmöglichsten Zeiten, und ich kann dich hier jetzt überhaupt nicht gebrauchen.‘ Und sie, wütend, mit hochrotem Gesicht, warf ihren Kopf hoch, schaute mich an. Raus, knallte die Tür zu, dass es nur so scheppte. Und da beobachtete ich seine Miene, wie er zynisch, genüsslich grinste...»

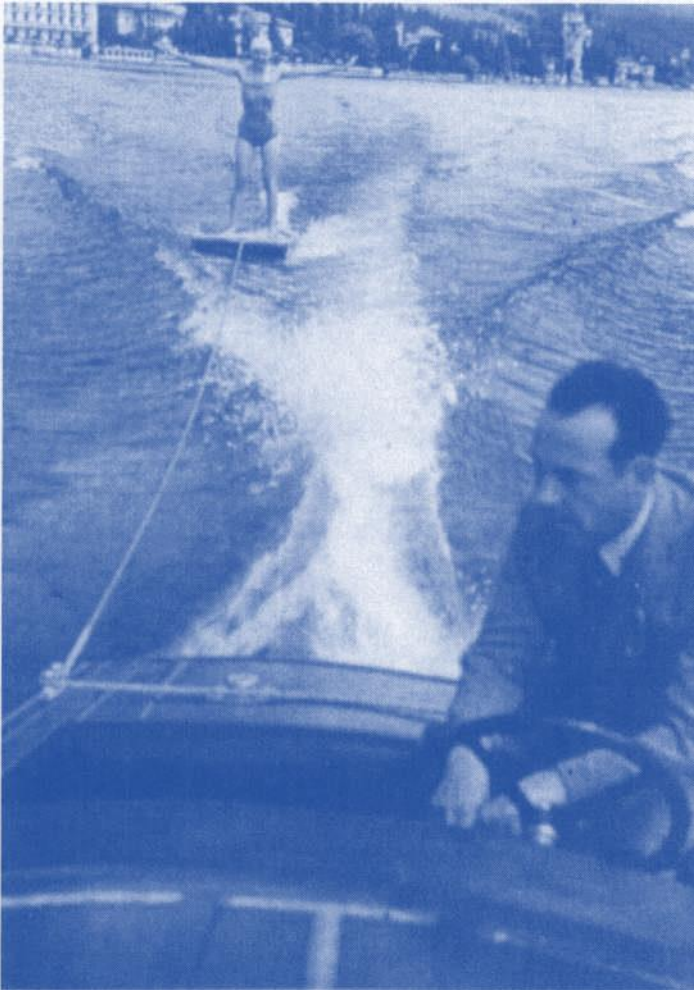
Auch an Vertrauen gegenüber der Geliebten schien es zu mangeln. Während der Abwesenheit Hitlers vom Berghof hatte Hausverwalter Döhring besonders wachsam zu sein: «‚Döhring‘, sagte Hitler zu mir, ‚wir sperren alles ab, mein Schlafzimmer, alles wird zugesperrt, auch das Arbeitszimmer. Es kommt mir kein Mensch hier rein. Sie schliessen das ab und behalten die Schlüssel bei sich – und da kann kommen, wer will, es kommt niemand rein, auch die Zimmermädels nicht. Die können das Nachmittag machen‘. Und gemeint war immer Eva Braun, der traute er nicht, meinte, dass die da reinging und rumspionierte, was er da an Papieren und so liegen hatte. Und das war sehr bezeichnend.»

Es gibt auch Berichte, die scheinbar im Widerspruch dazu stehen, immer wieder ist die Rede von liebevollen Worten und betonter Höflichkeit. Das Verhältnis Hitler – Braun war durchaus ambivalent, hatte etwas von «Zuckerbrot und Peitsche», ein «nicht mit dir» und «nicht ohne dich». Nahm sich Eva Braun zu viel heraus, demütigte er sie, glaubte er, zu weit gegangen zu sein, schmeichelte er ihr.

«Wir gingen zusammen spazieren, und da sagte ich zur ihr fast provokativ: ‚Fräulein Braun, Sie sind die beneidetste Frau in

Deutschland‘, weil sie nun bei Adolf Hitler war. Und da sagte sie: ‚Ach, ich bin doch nur eine Gefangene in einem goldenen Käfig‘«, erinnert sich Hitler-Kameramann Walter Frentz. Hitler wusste genau, wie er Eva Braun zu behandeln hatte, um sie vor völliger Verzweiflung zu bewahren: «Er hat ja schon einen liebevollen Ton mit ihr gehabt», sagt Hitler-Sekretärin Junge. Auf seltenen und streng geheim gehaltenen Fotos aus Privatalben ist zu sehen, wie Hitler Eva Braun jovial die Hand küsst und wie sie Seit an Seit, eng aneinandergeschmiegt, die Treppe am Berghof hinaufschreiten. Doch die meisten Bilder zeigen Distanz, der Blick fällt auf zwei Menschen aus scheinbar völlig verschiedenen Welten. Und auch das war symptomatisch: «In Gegenwart anderer haben sie nie Zärtlichkeiten ausgetauscht», erinnert sich Traudl Junge.

Eva Braun, formal Sekretärin in Sonderstellung mit einem Gehalt von 450 Reichsmark pro Monat bis zum Kriegsende, hatte ihren Part auf dem Obersalzberg zu spielen. Der tägliche Ablauf auf dem Berghof war geregelt – monoton. Hitler schlief lange. Der Tag begann am frühen Mittag, dann folgten Empfänge, Autopartien, Besprechungen, Reisen, wie es dem «Führer» beliebte. Die Abende hinterliessen bei Beteiligten mitunter die «Erinnerung einer merkwürdigen Leere»: drei bis vier Stunden Filmeschauen, Unterhalt-sames, Banales, Sentimentales, Plattes; auch das Personal, Teil der Ersatzfamilie, hatte Zutritt. Wenn ein im Reich verbotener Film gezeigt wurde oder ein Import aus Amerika, war die Entourage komplett versammelt. Hitler sass mit Eva Braun stets in der ersten Reihe. Sie wich auch während seiner endlosen Monologe kaum von seiner Seite. «Sie gab das Zeichen zum Aufbruch, wenn die Umgebung Hitlers das Gähnen nicht mehr unterdrücken konnte. Sie nahm sich auch das Recht, Hitler in persönlichen Dingen ihre Meinung zu sagen, kritisierte seine Uniform und seine Anzüge, verteidigte mit wütender Entschlossenheit ihre beiden Scotchterrier gegen Hitlers Schäferhunde, und ihr natürlicher Witz machte sich in manch scharfzüngiger Bemerkung über die Schwächen und Aufgeblasenheit von Hitlers nächsten Vertrauten Luft», schreibt Alois W. Eva mochte Jazz, legte hin und wieder in Hitlers Anwesenheit eine Platte auf. Hitler soll einmal gesagt haben: «Hübsch, was du da spielst.» Sie erwiderte: «Das hat dein Freund Goebbels gerade verboten.» Entgegen dem NS-Zeitgeist rauchte Eva Braun



«Ein natürliches junges Ding...» Sport und Körperkult standen im Mittelpunkt ihres Interesses.

Sie liebte die Unterhaltung, und das hatte sie nun mit dem Hitler überhaupt nicht gemeinsam. Sie musste ja auf alles verzichten. Über all das spottete er höchstens.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Ich hatte keinen Respekt vor der – nie! In meinen Augen war sie gar nichts. Die Eva Braun, die war aus meiner Sicht ein Mädchen wie jede andere auch.

Karl Wilhelm Krause, Leibdiener Hitlers



«Nicht das, was man sich vorstellt unter der Frau eines Führers...» Die Posen vor der Kamera wiederholen sich ständig.

1940 auf dem Berghof hab' ich Eva Braun das erste Mal gesehen. Und die Kameraden sagten, das ist die Wirtschaftsführerin hier vom Berghof.

Rochus Misch, Funker im «Führer»-Bunker

Es musste immer das Beste sein. Sie musste am besten schwimmen können, sie musste am besten am Reck turnen. Und in dieser Richtung war sie sehr, sehr ehrgeizig. Ich glaube, dass sie ansonsten wenig Ehrgeiz gezeigt hat. Aber auf dem Sportsektor war sie sehr, sehr ehrgeizig.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

mitunter Zigaretten, wenn auch nie in Hitlers Gegenwart. In unbedeutenden Dingen Kritik üben, in Belanglosigkeiten Stil prägen – das war das kleine Reich der Eva Braun.

Streng getrennt vom privaten war der offizielle Kreis. Der Obersalzberg wurde in der zweiten Hälfte der Dreissigerjahre immer mehr zum Zentrum der Reichspolitik. Hier wurden die fremden Staatsoberhäupter empfangen, hierher wurden die Botschafter zum Rapport bestellt, die Generäle zur Befehlsausgabe beordert. «Bei solcher Gelegenheit trat Eva, ebenso wohl beraten vom eigenen Instinkt wie bestimmt durch Hitlers Wunsch, hinter die Kulissen. Für diese Gäste blieb Eva das mehr oder minder unsichtbare, biedere unpolitische Mädchen, das für die schmutzigen Geschäfte der Politik nichts, aber für die schönen Dinge des Lebens, für Geselligkeit, Musik, Schwimmen, Skiläufen, und das ewig neue frauliche Spiel um Kleider und Blumen umso mehr übrig hatte» – das Psychogramm des Onkels markiert die Prioritäten.

Sie legte Wert auf eine elegante Erscheinung: Kostüme liess sie sich von den Prominentenschneidern in Berlin und Paris anfertigen, Schuhe kaufte sie schon mal persönlich bei Ferragamo in Florenz. Manchmal artete der Kleiderfimmel in siebenmaliges Umziehen täglich aus. Eine eigene Friseurin kümmerte sich um stets neue Haartracht. Eva Braun verspürte häufig Lust auf Veränderung. Hitler hingegen meinte, sie solle Kleider, die sein Gefallen fanden, immer wieder tragen und – wie Eva beklagte – «am besten tausendmal im Schrank haben». Es war die Spiegelung seiner eigenen Attitüde, immer gleich aussehen zu wollen: «Denken Sie nur an die Pharaonen!» Der Psychopath hasste das Neue. Im Gegensatz zu Eva Braun misstraute er der Abwechslung.

Die verborgene Geliebte fand kaum Gelegenheit, ihre Couture öffentlich zu präsentieren. Zu offiziellen Empfängen wurde sie nicht hinzugezogen, durfte bei politischen oder militärischen Besprechungen die grosse Halle nicht betreten. Bei wichtigen Besuchen musste sie aufs Zimmer. Blieben Gäste länger, wurde sie ausquartiert. Und es gab in den Dreissigerjahren viel Prominenz auf dem Berghof, wie Admiral Horthy, Neville Chamberlain, König Boris von Bulgarien, der Aga Khan, der Kardinal und Nuntius Pacelli. Besonders schmerzlich für Eva Braun aber war, dass sie nicht dem Herzog und der Herzogin von Windsor vorgestellt wurde. Deren tragische Liebesgeschichte interessierte sie am mei-

sten. Und wenn sie hin und wieder bei einem Empfang dabei sein durfte, musste sie Hitler vor den Gästen siezen. Duzen durfte sie ihn nur vor vertrauter Entourage, nannte ihn aber auch dort «Mein Führer».

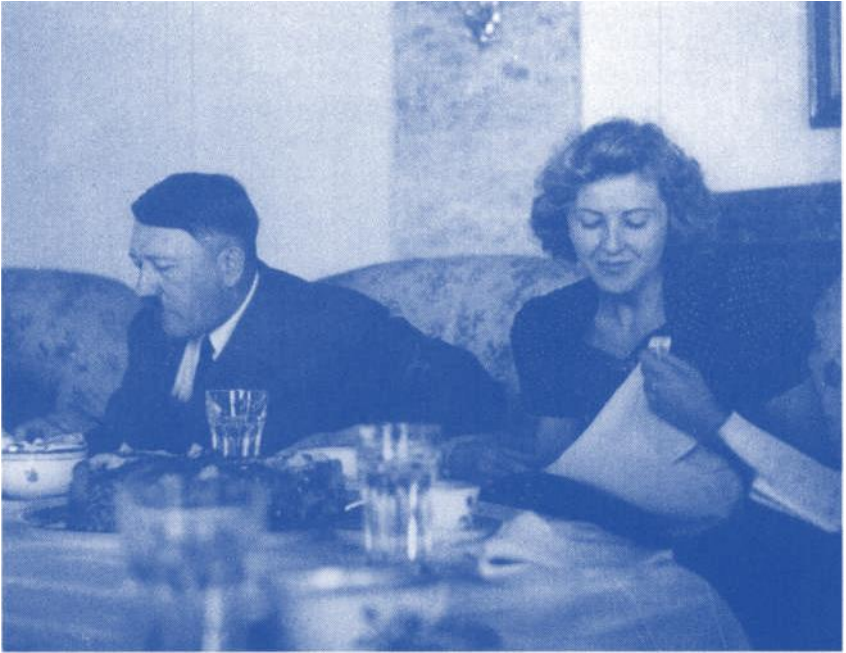
Um sich von der Langeweile und Monotonie auf dem Berghof abzulenken, beschäftigte sich Eva Braun nicht nur mit Mode, Musik und Sport, sondern auch mit Filmen und Fotografieren. Viereinhalb Stunden Material «Evas bunte Filmschau» und etwa 20 private Fotoalben geben Einblick in das Leben auf dem Berghof. Die Bilder führen mitunter steife und verkrampfte Rituale vor Augen. Sie dokumentieren auch, wie sich Eva Braun ihrem Schicksal fügte. In den Bildunterschriften der Alben zeigt sich mitunter Ironie und Gelassenheit. Am 12. August 1939 entstand eine aufschlussreiche Fotoserie: Eva filmte zunächst mit ihrer 16-Millimeter-Handkamera die Ankunft des italienischen Aussenministers Graf Galeazzo Ciano vom Fenster aus. Dieser bemerkte sie und erkundigte sich, wer denn das Mädchen sei. Hitler ordnete an, das Fenster sofort zu schliessen. Sie fotografierte mit einem Teleobjektiv weiter – verstohlen hinter dem Vorhang. Kommentar: «Order: Fenster zu! Und was man daraus machen kann.» Ein anderer Schnappschuss, aufgenommen von Foto-Hoffmann, zeigt den Grafen Ciano von der Seite, wie er nach oben zu ihr aufschaut. Auch dieses Bild ist ins Album eingeklebt – mit der triumphierenden Unterschrift: «Da oben gibt's was Verbotenes zu sehen – mich», ein kleiner heimlicher Sieg in der beschränkten Welt der Eva Braun.

Auch bei den anderen prominenten Bewohnern des Obersalzbergs herrschte bisweilen Unklarheit über ihre Rolle. Hitlers Helfer Göring, Bormann und Speer hatten vor der Alpenkulisse ebenfalls eigene Residenzen bezogen: «So kam es auch vor, das Frau Göring einmal während der Abwesenheit Hitlers am Obersalzberg die ganze Damenwelt zum Kaffee einlud – und Eva Braun als Sekretärin, weil sie es da noch nicht besser wusste. Als Hitler das erfuhr, wurde er wütend und hat das sofort unterbunden», so Hausverwalter Herbert Döhring. Eva Braun hatte zwar nach aussen die Sekretärin zu spielen, doch dass andere sie ebenfalls als solche betrachteten, dafür war Hitler wiederum zu eitel – ein absurdes Spiel. Ähnlich verhielt es sich bei einer Italienreise. Eva Braun besuchte gern das verbündete Land, schon wegen der modischen Schuhe, die es

dort zu kaufen gab. Manchmal war ihre Mutter mit von der Partie. Im Jahr 1938 begleitete die Tochter ein einziges Mal den Diktator zu einem Staatsbesuch in Italien – allerdings im Tross der Sekretärinnen. Damit war sie vom offiziellen Damenprogramm ausgeschlossen, was sie wiederum nicht akzeptieren wollte. So wurde sie dann zwar zur offiziellen Flottenparade im Golf von Neapel zugelassen, aber nicht etwa als Freundin, sondern als Bedienstete Hitlers.

Und daheim setzte sich das Spiel fort. Ausserhalb des Berghofs wusste kaum jemand Bescheid. Im nahen Berchtesgaden erfuhren nur wenige von der Liaison. Wer wagte es schon, offen darüber zu sprechen? Die Furcht, von der Gestapo abgeholt zu werden, war zu gross. Manche Zeitgenossen am Ort lernten Eva Braun zwar kennen, waren aber ahnungslos, wen sie wirklich vor sich hatten. «Ich fuhr des Öfteren mit meinem Vater in einem so genannten Landauer, das sind lange Boote wie die Gondeln in Venedig, über den Königssee.» So erinnert sich Josef Grösswang, damals der heranwachsende Sohn eines dort ansässigen Hoteliers. «Wir kamen zum Königsbachfall und landeten dort an der Landzunge, die sich in den See erstreckt. Da lag eine Dame auf einer Decke und sonnte sich. Wir grüssten sie und sprachen ein paar Worte mit ihr über das Wetter und über die Wassertemperatur. Die Dame ging dann schwimmen, legte sich wieder hin, und ich holte mein Akkordeon vom Boot und spielte. Am nächsten Tag fuhren wir wieder zum Wasserfall und die Dame war wieder dort. Und sie sagte: ‚Na, da sind Sie ja auch wieder da.‘ Und wir unterhielten uns, und ich spielte wieder Akkordeon. Wir waren ungefähr fünf-, sechsmal am Königsbachfall und haben immer wieder diese Dame getroffen.»

Das nächste «Wiedersehen» fand erst nach Kriegsende statt. Anfang Mai 1945 marschierten die Sieger in Berchtesgaden ein, zuerst die Franzosen, wenige Stunden später die Amerikaner. «Sie kamen in unser Hotel, zogen dort ein, und ein Franzose warf am Abend eine Serie von Fotos auf den Tisch und sagte zu mir – er war ungefähr in meinem Alter, also 19: ‚Schau mal da, schöne Mädchen, nicht?‘ Und dann sag ich: ‚Oh, die eine kenn ich.‘ Sagt er: ‚Nein, die kannst du nicht kennens Dann sag ich: ‚Wieso nicht?‘ Sagt er: ‚Ja, die kannst du deshalb nicht kennen, weil das Eva Braun ist, die Freundin von Hitler und spätere Frau Hitler.‘ Und dann habe ich natürlich nichts mehr gesagt, mir wurde in diesem Moment klar, dass die Dame, die ich damals am Wasserfall ken-



Die musste ja immer einen gewissen Abstand halten. Sie konnte sich ja bestimmt nicht so geben wie sie wollte, als Mädchen, als Verehrerin, wenn Gäste da waren.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Sie war sicherlich jene Frau, die Hitler ein kleinbürgerliches, nettes Leben mit Kuchen und Tee beschert hat und mit der er auch sexuell seine Sachen absolvierte, ganz normal.

Reinhardt Spitzzy, Referent des Aussenministers Joachim von Ribbentrop

Für uns waren sie ein Ehepaar. Wer näher mit der Sache zu tun gehabt hat, für den war das eine Selbstverständlichkeit, dass das Mann und Frau waren.

Margarete Mitlstrasser, Eva Brauns Zofe

«Der Führer hat ein Recht auf ein Privatleben ...»

Für die Bediensteten am Berghof ist Eva Braun die Frau an Hitlers Seite.

nen gelernt hatte, für die ich Akkordeon spielte, die Frau von Adolf Hitler war. Und ich wusste nicht, wie der Soldat reagieren würde, wenn ich jetzt mehr erzählte.»

Die Besatzer versuchten so viel wie möglich über Hitler und Eva Braun in Erfahrung zu bringen. Das Berghof-Personal schilderte auch Details zur Raumaufteilung in der inzwischen durch Bomben zerstörten Residenz. Die beiden Wohnungen «Hitler» und «Braun» im ersten Stock waren nur durch einen kleinen Flur getrennt. Es existiert ein Foto, das die entsprechende Tür in einer Ecke von Eva Brauns Schlafzimmer zeigt. Daneben stand eine Kommode, darüber ein finsternes Hitler-Porträt, an dem die Geliebte offenkundig Gefallen fand. Auf der anderen Seite des Durchgangs lag Hitlers Schlafzimmer. Neben der Tür war eine Couch postiert. Hier konnten beide – ohne Zeugen – zueinanderkommen.

Nach wie vor umstritten ist die Frage, ob Adolf Hitler und Eva Braun ein regelrechtes Liebespaar gewesen sind. Kaum ein Kapitel im Leben des Diktators ist stärker von arabischen Legenden durchsetzt. Gewisse Autoren halten es für erwiesen, dass der Dämon auch in sexueller Hinsicht pervers gewesen sein muss, und führen dafür dubiose Beispiele an. Andere meinen, er sei impotent gewesen – auch das ist nicht beweisbar. Dass ihm nur wenig zu einem echten Casanova gefehlt habe, dieser Meinung sind gewisse andere «Hitler-Forscher». Mit seiner Geliebten Eva Braun und seiner Halbnighte Geh Raubal habe Hitler «über längere Zeit regelmäßig» und mit zwei Dutzend weiteren Frauen «wahrscheinlich gelegentlich» geschlechtliche Kontakte gehabt. Als Partnerinnen werden fremde Ehefrauen, Prinzessinnen und Schauspielerinnen genannt wie Inga Ley oder die Opernsänger-Tochter Margarethe Slezak. Hitler sei auch auf internationaler Ebene intim gewesen: mit Martha Dodd, der Tochter des Berliner US-Botschafters, mit Lady Unity Mitford sowie noch einigen anderen. Das Fazit dieser «Hitler-Forschung»: Zahlreiche Frauen, «die erwartet hatten, einen rabiaten Grobian zu treffen, verliessen ihn entzückt und begeistert». Vieles davon ist blanke Fantasie. Einzig konkrete Hinweise gibt es lediglich im Verhältnis Hitler – Braun. Einiges spricht dafür, dass beide vor allem in den Münchener Jahren miteinander intim waren. Evas Zofe Margarete Mitlstrasser berichtet, wie sich die Geliebte immer wieder zur Hitler-Wohnung am Prinz-

regentenplatz mit einem besonderen Kofferchen auf den Weg machte, das mit einem Spitznamen belegt war: «BuKo» – «Beischlafutensilien-Koffer». Und auf dem Obersalzberg?

«Es war ja ein Verhältnis zwischen Mann und Frau, und wenn sich jemand einbildet, dass die nebeneinander wohnen und nix ham miteinander, dann stimmt doch der Laden ned. Also, für uns waren die Mann und Frau», meint der Berghof-Angestellte Willi Mitlstrasser. Hausverwalter Herbert Döhring hingegen berichtet: «Meine Frau war immer neugierig, hat immer in die Wäsche neig'schaut vorm Waschen, wenn Hitler weg war. Nix, nix, nix hat die festgestellt – da gab es keine Anhaltspunkte, nix.» Und der «Führer»-Diener Krause: «Ob die nachts zusammen waren, weiss ich nicht, es war ja abgeschlossen. Wenn einer da was behauptet – das und das –, stimmt das nicht.»

Eine der wohl engsten Vertrauten von Eva Braun ist Margarete Mitlstrasser. Sie ist sich sicher: «Ich weiss das genau, dass die ein Paar waren, denn wenn er zu ihr kam, und sie hat die Regel gehabt, hat sie vom Doktor was gekriegt, um die Regel zu vertreiben. Und das hab meistens ich vom Arzt geholt, ich selbst hab das geholt – also war doch klar, dass da was war.»

In der Kriegszeit freilich mag sich die Bereitschaft des rasch alternden Kriegsherrn drastisch verringert haben: Der Leibarzt Hitlers, Dr. Morell, gab bei einem Verhör vor einer US-Kommission zu Protokoll, dass Eva Braun ihn in den letzten Jahren bedrängt habe, das nachlassende sexuelle Verlangen Hitlers zu stimulieren.

Schon 1938 wandelte sich die Atmosphäre auf dem Berghof. Die Hitler-Residenz bildete nun mehr als zuvor das Zentrum politischer Entscheidungen. Es war die Zeit der so genannten Blumenkriege; dem «Anschluss» Österreichs im März 1938 folgte der Einmarsch ins Sudetenland. Hitler stand im Vorstadium des Krieges auf dem Zenit seiner Popularität. Vollzog Eva Braun die politischen Veränderungen mit? «Sie wollt' von Politik nix wissen», sagt Willi Mitlstrasser: «Sie wollt' geliebt werden. Sonst nichts. Und sie hat ihn geliebt, und damit basta.» Nichts konnte ihre Haltung erschüttern, die Welt zunächst aus dem Blickwinkel der Beziehung zu Hitler zu betrachten. Dessen erpresserischer Akt, Österreich «heim ins Reich» zu holen, bot nach Herbert Döhrings Schilderungen für Eva Braun vor allem logistische Vorteile: «Besonders beeindruckt hat sie das im Grunde nicht. Was sie wieder



«Eine elegante,
dezenete Frau.»
Silvester 1938
auf dem Berghof-
seltien sind
Eva grosse
Auftritte ver-
gönnt.

Sie war immer elegant angezogen. Vorm Krieg waren wir das auch. Und sie war gepflegt und sie hat geschaut, dass sie an ihre Schminksachen kommt. Und das haben andere auch getan und versucht.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Ganz schlimm war es für die Eva in den Jahren vor dem Krieg, als Hitler in der Reichskanzlei grosse Künstlerempfänge gab, bis zu tausend Personen. Vom Theater, Musik, Kunst, Film, Malerei – alles was zu der Branche gehört, hat er eingeladen. Und bei diesen Gelegenheiten umgab er sich leidenschaftlich gern mit hoch eleganten, aufregenden, undurchsichtigen Damen. Da konnte sie explodieren vor lauter Eifersucht.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

im Kopf hatte, waren Kleider, Mode, elegante Schuhe. Und dafür bot jetzt Salzburg einen guten Anlass, da gab es ja tolle Boutiquen und schicke Kleider.» Die Einverleibung Österreichs war für Eva Braun zunächst ein Binnenmarkerlebnis. Und während Hitler das Sudetenland besetzen liess, bedachte er sie in seinem ersten privaten Testament mit einer monatlichen Pension von 1'000 Reichsmark aus der Parteikasse. Damit rangierte sie an erster Stelle der Begünstigten, gefolgt von Hitler-Schwester Paula, Halbschwester Angela und anderen Verwandten. Es war das erste offizielle Hitler-Schriftstück, in dem der Name Braun überhaupt auftaucht – im ausführlichen Telefonverzeichnis des Berghofs hingegen, das immerhin 140 Positionen aufweist, war sie nicht aufzufinden.

Für finanzielle Sicherheit im Ernstfall war damit gesorgt. Und mehr noch: Schon im Sommer 1938 wurde im Keller des Hauses in der Wasserburger Strasse ein Luftschutzraum eingerichtet, mit Ventilator und «eiserner Ration».

Eva Braun aber sah den Geliebten nicht als Kriegstreiber, sondern als Friedensbringer, der nichts unterliess, um sein Volk vor dem Schlimmsten zu bewahren. Sie vermied es, zu viel darüber nachzudenken. Nur selten wurde sie selber Zeugin politischer Entscheidungen. Während NS-Aussenminister Ribbentrop noch mit dem sowjetischen Amtskollegen Molotow in Moskau um den Nichtangriffspakt feilschte, wartete Hitler fieberhaft auf Nachrichten von dort, seine Nerven lagen blank. Eva Braun widmete dem historischen Ereignis eine kleine Fotoserie, mit dem naiven Kommentar, dass der Geliebte Krieg «mit allen Mitteln» verhindern wolle. Auch weitaus kundigere Zeitgenossen sind auf solche grotesken Schalmeienklänge hereingefallen.

Als Hitler am 1. September 1939 in seiner Rede in der Kroll-Oper einmal mehr die Welt belog – indem er den Angriff auf Polen zum Akt der Selbstverteidigung stilisierte –, war Eva unter den Gästen. Für sie war die Anwesenheit in der Hauptstadt jedoch weniger eine Frage politischen Engagements als vielmehr eine Chance, dort Präsenz zu zeigen, wo sie das Revier der schlimmsten Rivalinnen vermutete. Seit Anfang 1939 hatte Eva eine eigene Wohnung in der Reichskanzlei, pikanterweise zählte das ehemalige Schlafzimmer Hindenburgs dazu. Doch auch hier war Eva Braun nur die versteckte Geliebte. Sie musste den Personaleingang benutzen, und ihre Mahlzeiten allein auf dem Zimmer einnehmen. Hitler sah ih-

ren Platz selbstverständlich nicht am Regierungssitz und war dabei um beschwichtigende Worte nicht verlegen: «Evi, du bist für ein solches mondänes Leben nicht geschaffen... Du bist zu kostbar für mich... Ich muss deine Reinheit beschützen... Berlin ist eine Stadt des Lasters .. Die Welt draussen ist schmutzig und gemein.»

Der Krieg offenbarte die Kluft zwischen beiden Welten mehr als je zuvor: «Oft hat Hitler sie gar nicht beachtet, gar nicht gesehen. Es war nun Krieg, und die Frage: Was machen wir jetzt, wie wird es weitergehen? – das ging vor in seinem Hirn. Die ganze Damenwelt, die war mit Kriegsbeginn weg. Bis sich das nach den ersten Siegen wieder ein wenig normalisierte», erinnert sich Berghof-Verwalter Herbert Döhring.

Der Angriff auf Polen schuf einen neuen militärischen Begriff: «Blitzkrieg». Dass auch der Frankreichfeldzug binnen weniger Wochen «erfolgreich» zu Ende ging, versetzte Hitler in ein Gefühl des Überschwangs. Nach dem Sieg über den alten «Erzfeind» stand er im Juni 1940 auf dem Höhepunkt seines Ansehens. General Keitel pries ihn als den «grössten Feldherrn aller Zeiten». Auch wenn Spötter schon bald daraus den «Gröfaz» machen sollten – wie viele seiner Gegner mochten nun zu den «Bekehrten» zählen, die zumindest seine militärischen Siege anerkannten? Die meisten wurden angesichts der unbestreitbaren Erfolge zwar keine Nationalsozialisten, mitunter aber, manchmal wider Willen, Bewunderer Hitlers – unbeschadet der moralischen Verderbtheit des Idols. Und Eva Braun? Sie mag Stolz zum einen empfunden haben, zum anderen hat sie, Bekundungen von Zeitzeugen zufolge, den Moment herbeigesehnt, in dem sie an seiner Seite den Ruhm mit ihm geniessen konnte. Auf dem Obersalzberg soll sie sich gar ausgemalt haben, dass nach dem Endsieg (selbstverständlich auch über die USA) ein grosses Hollywood-Epos entstünde, das der Welt die Geschichte ihrer verborgenen Liebe zu Hitler endlich vor Augen führt. Es war eine notorische Flucht in Scheinwelten.

Für Hitler war in den Wochen des Westfeldzugs freilich Eva Braun keineswegs die erste Frau, nach der sein Sinn stand. Im Juni 1940 kam es auf dem Berghof zu einer merkwürdigen Übergabe: «Hitler hatte meine Frau rufen lassen und etwas zu ihr gesagt», bekennt Hausverwalter Döhring: «Sie ging schnell in unsere Wohnung und kam gleich wieder mit einem grossen grauen Briefumschlag. Ich wusste nicht, was drinnen war. Wir gingen gemeinsam



Für uns war sie die Chefin des Hauses, eigentlich nicht der Führer, sondern die Eva Braun.

Anni Plaim, Hausmädchen auf dem Berghof

Das Phänomen Eva gibt nicht viel her, denn sie ist völlig unpolitisch gewesen. Sie hat auch gar keinen Einfluss genommen. Sie hätte auch keinen Einfluss nehmen können, denn von ihrer Nazi-Umgebung wurde sie ja offensichtlich nicht anerkannt.

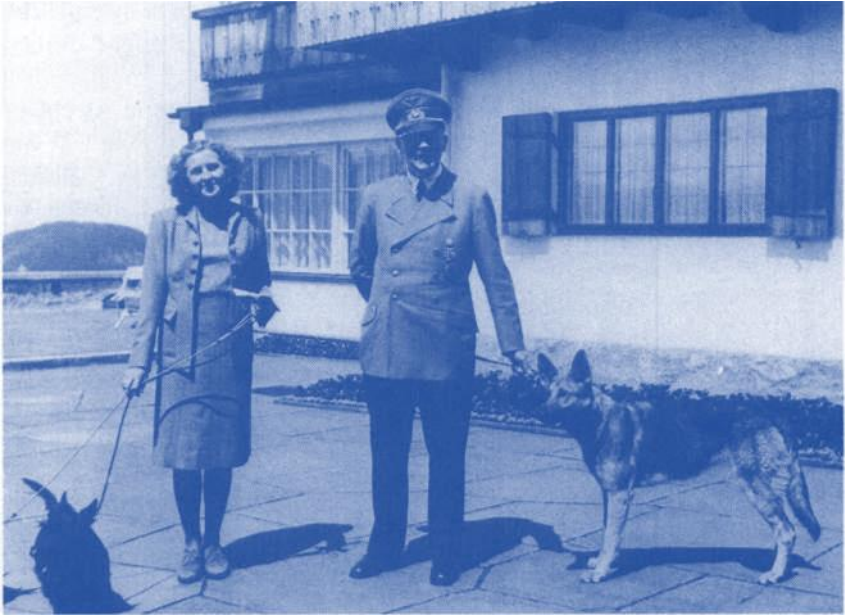
Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

*»Sie muss sich dem Bormann fügen...«
Hitlers Schattenmann zieht die Fäden auf dem Obersalzberg.*

hoch zu ihm, und ich meldete: ‚Mein Führer, wie befohlen zur Stellen
Und da war er voller Freude. Ging auf meine Frau zu: ‚Ja, Anna, das
werd ich dir nie vergessen‘. Und dann gab ihm meine Frau den Um-
schlag, und er zieht ein ganz seltenes, exklusives Bild von der Geli
raus. Das Foto hatte die Geli vor ihrem Tod meiner Frau geschenkt.
Da sass sie auf einem Hocker, tolle Pelzstola, ganz elegant, mondän.
Und Hitler wusste, dass meine Frau das Bild besitzt. Er hatte keins.
Und da sagte er: ‚Bist so gut und leihst mir mal dies Foto? Das nehme
ich mit in mein Hauptquartier. Und wenn dieser ganze Schlamassel
mal vorbei ist, dann kriegst du das wieder zurück.‘ Dazu ist es dann
nicht mehr gekommen.»

Die Szene fand in Hitlers Arbeitszimmer statt. «Und nebenan, also
Luftlinie vielleicht 30 Meter, sitzt Eva Braun, seine damals heiss Ge-
liebte oder tolerierte Geliebte – ich weiss nicht. Und er himmelt die
Geli an. Eva Braun hat nie was erfahren. Wir haben geschwiegen», so
Döhring. Geli Raubal blieb die eigentliche Geliebte.

Am 22. Juni 1941 begann Hitlers Krieg im Krieg: das «Unternehmen
Barbarossa», der Überfall auf die Sowjetunion. Während der Kriegs-
herr auf dem Obersalzberg Entscheidungen für einen beispiellosen
Vernichtungsfeldzug und den Mord an Millionen von Menschen hin-
ter der Front fällte, änderte sich für Eva Braun wenig am Alltag vor
der sommerlichen Alpenkulisse. Und sobald Hitler zum Hauptquar-
tier an der Ostfront aufgebrochen war, lud Eva Freunde, oft auch ihre
Schwester Gretl, zu sich ein: «Da war er einmal sechs Tage weg. Und
da war das eine ganz andere Eva. Lustig, fröhlich, frei, hat gleich
Party gemacht, das ganze Hauspersonal mit eingeladen und nach
Möglichkeit mit Tanz. Das war die andere Eva. Da war sie ausgelas-
sen. Aber dann, wenn der Chef da war, zog sie sich zurück», erinnert
sich Hitlers Telefonist und Funker Rochus Misch. Hitler habe zu
Kriegsbeginn jegliches Amusement auf dem Obersalzberg verboten,
auch Lebensmittelmarken wurden eingeführt. «Und dann wollte sie
natürlich auf nix verzichten. Sie wollte nach wie vor Orangen – nicht
mal essen, nur mal auspressen. Und dann Schildkrötensuppe – das
war ihre Lieblingsspeise, Schildkrötensuppe spätabends und diverse
exquisite Sachen. Und meine Frau sollte dann noch extra bestellen»,
so Döhring. Für Eva Braun war der Komfort des Berghofs ein – wenn



Geliebt hat er nur eine einzige Frau: seine Nichte Geli Raubal. Als sie sich erschoss, nahm er sich Eva Braun. Das war mehr Duldung als Liebe. Er fühlte sich ihr gegenüber schuldig, weil sie seinetwegen zwei Selbstmordversuche unternommen hatte. Hitler, so glaube ich, war unfähig, eine Frau zu lieben, weil er nur von Deutschland besessen war.

Leni Riefenstahl, Regisseurin

Sie hat ihn immer kritisiert, wegen seiner alten Uniformen, der alten Mütze und weil er so krumm ging, die Schulter liess er so hängen. «Ja, du weisst ja gar nicht, was für eine riesige Last auf meinen Schultern ist», hat er ihr geantwortet.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

*«... immer einen gewissen Ab stand halten...»
Hitler vermied öffentliche Be-
weise der Zu-
neigung.*

auch schwacher – Ausgleich für all das, was sie in der Beziehung zu Hitler entbehren musste. Warum sollte sie darauf verzichten? Es dauerte eine Weile, bis sie sich damit abfand.

Ein E und ein B, die Initialen von Eva Braun in Kleeblattform, zieren den Einband eines Fotoalbums, das jüngst in den USA entdeckt wurde: eines von etwa drei persönlichen Schmuckalben, die Eva Braun nur für beste Freunde fertigte. Es ist gewidmet und handsigniert zur dritten Kriegsweihnacht 1941. Mehr als 100 Bilder sind eingeklebt, von denen viele bislang unbekannt waren. Der Schmuckalbum-Fund zeigt die Lebensgeschichte der Eva Braun in ausgesucht schönen Bildern, meist makellose Posen, ob modisch gekleidet, beim Sport oder nach dem Baden in den schönsten bayerischen Seen. Der Geliebte, Hitler selbst, ist in diesem Album kaum zu sehen. Frappierend ist der Entstehungszeitpunkt des Bandes. Es war im Spätherbst 1941, als Hitlers Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion schon Monate andauerte und Hunderttausende von Menschen, vor allem Juden, im Rücken der Front ermordet wurden. Was Eva Braun zu diesem Zeitpunkt von alledem wusste, ist ungewiss. Doch längst hatte sie gelernt wegzuhören.

Eva Braun filmte und fotografierte gern, ebenso gern liess sie sich selbst ablichten. Die Bilder eines Fotografen aus Bad Reichenhall, Ernst Baumann, gefielen ihr besonders: «Sie hat dann den Wunsch geäußert, dass weitere Fotos von ihr selbst noch gemacht werden. Die Aufnahmen, die entstanden sind, hat mein Schwiegervater abgeliefert, das waren rein private Aufträge», berichtet der Schwiegersohn des Lichtbildners, Rudolf Baumann-Schicht.

Der Fotograf kam der Hitler-Geliebten jedoch mit der Kamera gefährlich nahe. Einige seiner Bilder befinden sich in dem Geschenk-Album – viele nicht. Auch diese wurden jetzt entdeckt – in Baumanns Archiv. Sie zeigen Eva Braun im Spätsommer 1941, entspannt in der Sonne liegend, bei Turnübungen und beim Baden am Königssee. Ebenso sind Aufnahmen von ihrer Schwester Gretl in der Sammlung: mit einem Glas Rotwein in der Hand auf dem Liegestuhl oder mit einem Freund posierend. «Die Fotos waren nie bestimmt für eine Veröffentlichung», so Baumann-Schicht. Womöglich bekam sie jedoch Martin Bormann zu sehen, Hitlers Sekretär und Statthalter auf dem Obersalzberg: «Gegen Ende '41 ist der Schwiegervater Knall auf Fall an die Front versetzt worden. Nach dem Krieg hat er dann erfahren, von einem ehemaligen Vor-

gesetzten, dass er eigentlich hätte dort eingesetzt werden sollen, von wo er nicht mehr zurückkommt.» Der Fotograf überlebte – und mit ihm seine Aufnahmen.

Ernst Baumann war nicht die einzige Person aus Evas Umfeld, die der Bannstrahl des Reichsleiters traf. Auch ihr Zimmermädchen Anni Plaim musste den Berghof verlassen, was für grossen Wirbel sorgte: «Bormann liess mir ausrichten, ich müsse weg vom Berghof», sagt das ehemalige Zimmermädchen Anni. Herbert Döhring ist heute noch darüber empört: «Wieso denn, sagte ich, die hat meine Frau eingestellt, die wird nicht entlassen.» Anni Plaim: «Dann hat die Eva Braun gesagt: ‚Das lass ich mir nicht gefallen. Sie sind meine Angestellte, und ich werde sofort mit dem Führer telefonieren.‘» Was daraus wurde, berichtet Eva-Zofe Margarete Mitlstrasser: «Die Eva hat dann mit Hitler geredet. Und der hat gesagt, da kann er nix machen, wenn der Bormann das so bestimmt.» Grund für die Entlassung war der katholische Hintergrund des Mädchens: «Die wurde weggeschickt, weil ihre Eltern stockschwarz, katholisch waren und oft was für die Kirche spendeten.» Eva Braun musste sich fügen, sie hatte nichts zu melden, wenn es auch nur im Entferntesten um politische Dinge ging. Sie hat es auch nie wirklich darauf ankommen lassen. Ihr kleinlauter Protest verstummte.

Bormann mochte sie nicht – und umgekehrt. Er hielt Eva Braun für «eine Nichtstuerin, Tagediebin, Schmarotzerin, die nicht für Hitler taugte», sie ihn für einen gefühllosen «Grobian». Doch sie brauchte ihn. Wenn sie Bormann benötigte, hatte sie in Hitlers Geldverwalter einen spendablen Kreditgeber. Mit seiner Rückenbedeckung konnte sie gelegentlich in einem Juwelierladen auswählen, ohne nach dem Preis zu fragen. Ihr war bewusst, dass Bormanns Wort bei Hitler mehr zählte als ihres, dem trug sie Rechnung – durch Anpassung. Willi Mitlstrasser erinnert sich an einen bezeichnenden Vorgang: «Ich kam von München, da war ein Fliegerangriff, etwa 250 Tote, ich hab das meiner Frau erzählt, und die sagte es zu der Eva: ‚Soundso viel Tote gab es.‘ Und sie erzählt es Hitler. Am nächsten Tag sprach Hitler mit Eva, und sie sagte anschliessend zu meiner Frau: ‚Da haben Sie sich aber getäuscht, es hat nur 25 Tote gegeben, das hat auch der Reichsleiter Bormann gesagt.« Vielleicht war Eva Braun Bormann diesmal sogar dankbar, half er ihr doch, die Schrecken des Krieges zu verdrängen, was für sie mehr und mehr zur Vorbedingung ihres eigenen seelischen

Gleichgewichts wurde. War sie doch die Geliebte jenes Mannes, der immer nur von Sieg gesprochen hatte, der für das, was geschah, die Verantwortung trug.

Vielleicht spürte sie auch, dass Hitler den Krieg inzwischen insgeheim selbst verloren glaubte. Anhaltspunkte dafür gab es: «Da haben wir manchmal unter vier Augen gesprochen», sagt Herbert Döhring. «„Meinen Sie, dass das noch gut ausgeht, meinen Sie, dass es noch gut ausgeht?“, fragte die Eva immer wieder.» Das war 1942. «Und ich hab mich ja nicht klar geäußert. Einmal sagte ich ihr: „Wir haben das militärische Ziel wieder nicht erreicht Da war sie deprimiert. Und dann kam Stalingrad, da war sie fix und fertig.»

Schliesslich war es für sie auch eine Frage der Treue und der Loyalität gegenüber dem Geliebten, den Durchhalteparolen Glauben zu schenken. Einmal soll sie gar ihre Schwester geohrfeigt haben, als diese sich zu der Bemerkung hinreissen liess, der Krieg sei ohnedies verloren. Als eine befreundete Familie sie bat, für die beiden Söhne bei Hitler um Fronturlaub zu ersuchen, antwortete Eva Braun: «Seien Sie doch stolz, dass Ihre Söhne für das Vaterland kämpfen!» «Von da an war sie für uns ein Nichts, die Eva», entrüstet sich heute noch eine Angehörige der beiden Soldaten.

Was wusste Eva Braun vom Jahrhundertverbrechen, dem Mord an den Juden? «Auf dem Obersalzberg, im Dienste von Herrn Hitler, haben wir von diesen Gräueltaten, man möge es mir glauben oder nicht, nix, aber auch nicht das Geringste erfahren. Niemals, niemals die ganze Umgebung, das ganze Hauspersonal. Es war wohl das KZ Dachau bekannt. Die Redensart ging rum, wer hier nicht spürt bei Hitler, kommt nach Dachau, aber sonst nix...», erklärt Herbert Döhring.

Es ist wohl davon auszugehen, dass auch Eva Braun vom Judenmord in den Lagern und von den Massenerschiessungen hinter der Front bis 1944 nichts wusste. Doch hatte auch sie von Diskriminierung und Deportation gehört. Und dass Hitler nach eigenem Gutdünken Menschen umbringen liess, wenn «nötig» Massenmord beging, dürfte sogar ihr nicht entgangen sein. Vielleicht wusste auch sie genug, um ganz genau zu wissen, dass sie nicht mehr wissen wollte.

Einmal kam es auf dem Berghof zum Eklat. Hitlers Sekretärin Traudl Junge berichtet von einer Begebenheit, als Hoffmann-



«Er hatte was gegen körperliche Berührung...» Ein seltenes Dokument der Nähe zwischen Hitler und Eva Braun.

Sie ist lediglich eine junge Frau gewesen, die in eine Liebesbeziehung geraten ist, und die wirklich bis zum Tode diese Liebesbeziehung aufrechterhalten hat. Aber Schuld kann sie da nicht treffen. Wenn ein Partner schuldig ist und ich diesen Partner liebe, dann bin ich nicht automatisch mitschuldig.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Sie hat viel verdrängt. Besonders ihren Willen, den sie bei Hitler nicht durchsetzen, nicht verwirklichen konnte.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Eva Braun ist ein kluges Mädchen, das für den Führer sehr viel bedeutet.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 10. August 1942

Tochter Henriette von Schirach in trauter Runde von der barbarischen Behandlung der Juden in Holland erzählte. Sie beklagte, wie schlimm es den armen Menschen erging. Hitler sei sofort aufgesprungen und habe mit versteinierter Miene erwidert: «Humanitätsduselei.» Dann sei er schnellen Schrittes aus dem Raum geeilt. Frau von Schirach sei nie wieder eingeladen worden. Ein Tabubruch hatte stattgefunden: Politisches war in die Privatsphäre eingedrungen. Wehe dem, der die gespaltene Welt des Diktators als solche entlarvte.

Dazu gehört, dass der private Hitler keineswegs ein Monster war. Die Menschenverachtung, das rücksichtslose Wesen fand man nicht in der Idylle des Berghofs, nicht in der «Freizeit». Hitlers Sekretärinnen schwärmen noch heute von der «Freundlichkeit» des «Chefs», von seinem Handkuss-Charme. Es ist das Janusgesicht des Diktators: hier der «Führer», die Treuen und der Schäferhund auf der Terrasse vor bayerisch-blauem Himmel und den Alpengipfeln – dort die Gequälten, Gemarterten, Totgeprügelten in den Vernichtungslagern. Hier «Vom Winde verweht» im «Führer»-Kino, dort die Bombennächte in deutschen Städten. Er küsste den Damen die Hand und unterschrieb ganz nebenbei ein Todesurteil. Er setzte sich – unter dem Beifall seiner Damen – leidenschaftlich für den Tierschutz ein und hielt es für normal, dass Millionen deutscher Männer auf den Schlachtfeldern seines Vernichtungskrieges starben. Für Tiere empfand er Mitleid, für Menschen nicht. Mord, Charme, Banales – das war in seinem Alltag vereinbar.

Kein schlechtes Gewissen, wozu auch? Es gab ja die «grössere Sache». Hitler hat nicht einmal ein KZ besucht, nicht einmal persönlich Gewalt angewendet. Er hat das Grauen nicht an sich herangelassen. Vielleicht hat ihm die Scheinwelt der idyllischen Alpenkulisse sogar manche grausame Entscheidung erleichtert. Insofern war Eva Braun Bestandteil des Systems.

Sie respektierte die Tabuzone. Wenn sie von Personal oder Gästen auf dem Berghof auf politische Ereignisse angesprochen worden sei, erzählen Augenzeugen, habe sie oft ausweichend geantwortet oder gar den Zeigefinger auf ihren Mund gelegt und damit signalisiert, nicht weiter zu fragen. Die brüchige Fassade sollte nicht noch mehr erschüttert werden.

Auch die ursprünglich recht reservierte Familie Braun geriet zuletzt noch in den Bann des Berghofs. Immer seltener nahm man



Das Hauspersonal wusste, dass sie die Freundin von Hitler ist. Aber Aussenstehende schon nicht mehr, kein Mensch.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Sie war damals eigentlich immer nur eine Schattenperson.

Margarete Mitlstrasser, Eva Brauns Zofe

*«Ein nettes deutsches Mädchen...»
Trotz dieser Hausfrauenpose passte Eva Braun ansonsten nicht in das NS-Frauenklichee.*

Anstoss am «unmoralischen Lebenswandel» der Tochter. Schliesslich gab es doch noch so etwas wie Stolz auf den «Quasi- Schwiegersohn», überdies brachte die Beziehung auch manche Annehmlichkeit für die Familie mit sich. Der Cousin der Mutter beschrieb die Entwicklung so: «Evas Beziehungen zu ihren Verwandten waren während ihrer Zeit als Hausherrin am Berghof von unterschiedlich intensiver Art. Die Eltern, Fritz und Fanny, hatten sich nach Klärung der Dinge, das heisst nach dem Scheitern der Versuche, Eva wieder in die familiäre Gemeinschaft zurückzuholen, mit ihrer Rolle als gewiss nicht unbeteiligte, aber einflusslos gewordene Zuschauer abgefunden, Besuchskontakt mit Eva gab es wenig, wenn auch gelegentliche Einladungen Hitlers zu einem Teenachmittag auf dem Obersalzberg nicht ausgeschlagen werden konnten. Möglich, dass Hitler – was bei seiner Selbstüberzeugtheit allerdings zweifelhaft ist – solche Einladungen als Freundschaftsgeste gedacht hat.»

Onkel Alois schrieb auch, dass Vater Fritz politisch auf Distanz zum NS-Regime blieb. Das stimmt gewiss nur zum Teil. Sogar auf den Privatfilmen von Eva Braun ist sein Parteiabzeichen zu sehen. Friedrich Braun war Ende der Dreissigerjahre in die NSDAP eingetreten. Er soll sogar – wie Eva-Biograf Nerin Gun schrieb – im November 1939 den Attentatsversuch des Georg Elser im Bürgerbräukeller miterlebt haben, dadurch sei er bei Hitler hoffähig geworden.

Am ehesten zutreffend erscheint die Darstellung des Anwalts Otto Gritschner, der Fritz Braun nach dem Krieg vor der Spruchkammer verteidigte. Er zitiert die Aussage des Vaters: «Ich habe niemals die nationalsozialistische Weltanschauung propagiert oder anerkannt, aber Hitler hat mir imponiert wegen seiner Erfolge. Er hat die Autobahn gebaut, er hat die Arbeitslosigkeit beseitigt, hat in Frankreich gesiegt, was militärisch eine Leistung war.» Diese Dinge, so Gritschner, hätten bei Vater Braun bewirkt, dass aus der anfänglichen Abneigung schliesslich Anerkennung wurde. Unter Zeitgenossen stellte er damit keinen Einzelfall dar.

Damit war der Part der Braun-Familie aber keineswegs erschöpft. Es war schon makaber, dass es noch zu einer prunkvollen Hochzeit auf dem Berghof kam, als sich der Anfang vom Ende des von Hitler entfesselten Krieges deutlich wie nie zuvor abzeichnete. Die Westalliierten bereiteten den Sturm auf die «Festung Europa» vor,

die «zweite Front» sollte im Juni 1944 in der Normandie errichtet werden. Drei Tage vor dem «D-Day», am 3. Juni, heiratete Evas jüngere Schwester Gretl auf dem Obersalzberg den SS-Gruppenführer Hermann Fegelein. Im März 1944 hatte der «Reichsführer SS», Heinrich Himmler, Hitler auf dem Obersalzberg aufgesucht. Er stellte dabei den neuen «Verbindungsführer der Waffen-SS beim Führer», eben Fegelein, vor. Der war einer der wohl ekelhaftesten Karrieretypen der NS-Elite – mitverantwortlich für zehntausendfache Ermordung von Frauen und Kindern hinter der Ostfront 1941 – bei den Damen der Hitler-Entourage schindete er jedoch enormen Eindruck. Die Hochzeit war in mehrfacher Hinsicht arrangiert. Fegelein sah in der Verbindung mit der Eva-Schwester und Hitler-Geliebten eine Möglichkeit, weiter aufzusteigen.

Eva Braun selbst soll gegenüber Freundinnen eingestanden haben, dass Fegelein ihr als Mann sehr gefallen habe: «Wenn ich Fegelein zehn Jahre früher kennen gelernt hätte, würde ich den Chef gebeten haben, mich freizugeben», zitierte sie später ihre Freundin Marion Schönmann. Dass sie sich offenkundig in ihr Schicksal gefügt hat, belegt der Fortgang der schwesterlichen Eheanbahnung. «Nachdem bereits einige Versuche fehlgeschlagen waren, Eva Brauns jüngere Schwester mit Männern aus Hitlers Umgebung zu verheiraten, steuerte Eva Braun nun ein Ziel an: Fegelein sollte Gretl heiraten» – so Hitler-Sekretärin Christa Schroeder. Schliesslich kam unter Evas Regie die Hochzeit zustande: «Ich möchte, dass alles so wird, als wäre es meine eigene», erklärte die Geliebte des «Führers» und gab damit einen eindeutigen Wink: «Die kleine Schwester, die bloss als Anhängsel existierte, die wird nun Ehefrau, und ich bin immer noch, nach 16 Jahren, die Freundin, die Mätresse», interpretiert es Evas Cousine Gertraud Weisker. Wollte Eva Braun dem Geliebten vor Augen führen, was sie selbst entbehrte?

Es darf bezweifelt werden, dass diese Botschaft beim Adressaten ankam – schon gar nicht in einer Phase des Krieges, in der Hitler mit dem Rücken zur Wand stand. Eine Woche nach der Braun-Fegelein-Hochzeit war die Normandieküste von den westalliierten Truppen erobert. Der Vormarsch in Richtung Reich hatte begonnen. Und es blieb nicht die einzige Zäsur im Sommer 1944.



«... zu Lebzeiten immer im Schatten...»
Greil Braun
(rechts) heiratet 1944 SS-Gruppenführer Fegelein, ihrer Schwester Eva (Mitte) bleibt ein Hochzeitsfest vorläufig verwehrt.

Der Lebensstil von Eva Braun ging zunächst weiter wie vorher, solange die Vorräte reichten. Wir hatten ja bei Kriegsbeginn jede Menge Vorräte, man war für Monate im Voraus eingedeckt.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Ich glaube, das ist eine arrangierte Hochzeit gewesen. Denn die Gretl war meiner Ansicht nach gar nicht die Person, die sich von der Eva freiwillig getrennt hätte. Wer daran den Hauptanteil hatte, ob das Hitler, Bormann oder gar der Herr Fegelein war, ich weiss es nicht. Aber sie ist verheiratet worden.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine, über Gretl Brauns Hochzeit



«... zu Lebzeiten immer im Schatten...»

Gretl Braun (rechts) heiratet 1944 SS-Gruppenführer Fegelein, ihrer Schwester Eva (Mitte) bleibt ein Hochzeitsfest vorläufig verwehrt.

Der Lebensstil von Eva Braun ging zunächst weiter wie vorher, solange die Vorräte reichten. Wir hatten ja bei Kriegsbeginn jede Menge Vorräte, man war für Monate im Voraus eingedeckt.

Herbert Döhning, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Ich glaube, das ist eine arrangierte Hochzeit gewesen. Denn die Gretl war meiner Ansicht nach gar nicht die Person, die sich von der Eva freiwillig getrennt hätte. Wer daran den Hauptanteil hatte, ob das Hitler, Bormann oder gar der Herr Fegelein war, ich weiß es nicht. Aber sie ist verheiratet worden.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine, über Gretl Brauns Hochzeit

Am Morgen des 20. Juli startete um sieben Uhr morgens eine Sondermaschine vom Flugplatz Rangsdorf in Berlin. An Bord befanden sich Oberst Graf Stauffenberg und sein Adjutant von Haeften. In Stauffenbergs Aktentasche waren zwei Bomben mit jeweils einem knappen Kilogramm Plastiksprengstoff verstaubt. Die Wachhabenden in Hitlers Hauptquartier «Wolfsschanze» bei Rastenburg in Ostpreussen liessen den Oberst um 10.30 Uhr ohne weiteres passieren. Sie konnten nicht ahnen, dass sie einen der führenden Köpfe des militärischen Widerstands gegen Hitler Durchlass gewährten. Um 12.42 Uhr zerriss ein ohrenbetäubender Knall die Stille. Die Bombe, die Stauffenberg unter dem Kartentisch im Konferenzraum deponiert hatte, war explodiert. Der Attentäter ging davon aus, dass der Anschlag geglückt sei, im Eiltempo gab er sich auf den Weg zurück nach Berlin.

Zur gleichen Zeit befand sich Eva Braun mit Freunden beim Baden am Königssee. Margarete Mitlstrasser berichtet, was am frühen Nachmittag vor sich ging: «Auf einmal kommt da der Fahrer Zechmeister ganz eilig, und da sag ich: ‚Ja, was willst du denn jetzt schon hier?‘ Und da sagt er: ‚Es ist was Fürchterliches passiert. Ein Attentat ist auf ‚en Chef gemacht worden!‘ Und da hat die Eva scheinbar schon gesehen, dass wir auf einmal ganz blass geworden sind. Dann hat sie natürlich gleich gefragt, und der Zechmeister hat ihr das berichtet. Da hat sie gesagt: «Wir fahren sofort nach Hause.’ Und dann sind wir auf den Obersalzberg gefahren, und wir waren noch nicht ganz ausgestiegen, da meinte sie: «Margret, packen Sie die Sachen zusammen, ich fahre nach Berlins Ich hab gesagt: «Gnädige Frau, das geht ned, weil der Führer hat uns Bescheid gesagt, dass Sie auf jeden Fall am Berghof bleiben müssen.»

Sofort schrieb Eva Braun an Hitler, wohl auch im hoffnungsvollen Gefühl, dass dieser sie nun besonders brauchen könnte: «Geliebter, ich bin ausser mir. Ich sterbe vor Angst, ich fühle mich dem Wahnsinn nahe. Hier ist das Wetter so schön, alles erscheint so friedlich, dass ich mich schäme... Du weisst, dass ich nur lebe für deine Liebe, deine Eva.»

Das gescheiterte Attentat mag in der Tat einen Wendepunkt in der Beziehung Hitler – Eva Braun markieren. Auch Hitlers Tonfall wurde verbindlicher. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 soll er – laut Nerin Gun – geschrieben haben: «Mein liebes Tschapperl, es geht mir gut, mach dir keine Sorgen, vielleicht ein bisschen müde. Ich hoffe, bald heimzukehren und mich dann in deinen Armen ausruhen zu können.

Ich habe ein grosses Bedürfnis nach Ruhe, aber meine Pflicht gegen das deutsche Volk geht über alles andere... Ich habe dir die Uniform des Unglückstages geschickt. Sie ist der Beweis, dass die Vorsehung mich beschützt und wir unsere Feinde nicht mehr zu fürchten haben. Von ganzem Herzen dein A.H.»

Wo Eva Braun sich in den kommenden Monaten überall aufhielt, ist im Detail nicht mehr rekonstruierbar. Mal war sie in Berlin, mal in München, mal auf dem Obersalzberg.

Im Januar 1945 begann die Schlussoffensive der Sowjets, Stossrichtung Berlin. Die Reichshauptstadt war längst ein Trümmerfeld. Beinahe täglich warfen alliierte Flugzeuge ihre Bombenlast auf die Metropole. Hitler telefonierte fast jeden Tag mit Eva Braun. Er riet ihr, nicht nach Berlin zu kommen.

Anfang März entschloss sie sich dennoch zum Aufbruch, wie ihre Vertraute, Margarete Mitlstrasser, schildert: «Freiwillig ist sie in das belagerte Berlin rausgefahren, am 7. März '45, mit dem Sonderzug. Und dann ist sie oben geblieben – obwohl Hitler entsetzt war und sie sofort zurückschicken wollte. Aber sie war nicht mehr davon abzubringen. Dass sie aber wegen so einem Kerl blieb und dann mit ihm in den Tod geht...»

Selbstzerstörerische Torheit oder letzter Liebesbeweis? «Jetzt zeigte sich, dass die Freundschaft Evas zu Hitler mehr war, als die spekulative Schönwetterfreundschaft einer lebensgierigen kleinen Frau; und jetzt zeigte sich auch, dass Eva für Hitler mehr war als das Spielzeug für wenige Stunden», schreibt Evas Onkel Alois. Was sie wollte, war die lang ersehnte Anerkennung, wenn nötig um den Preis des Lebens. Sie hatte sich ihrem Schicksal ergeben.

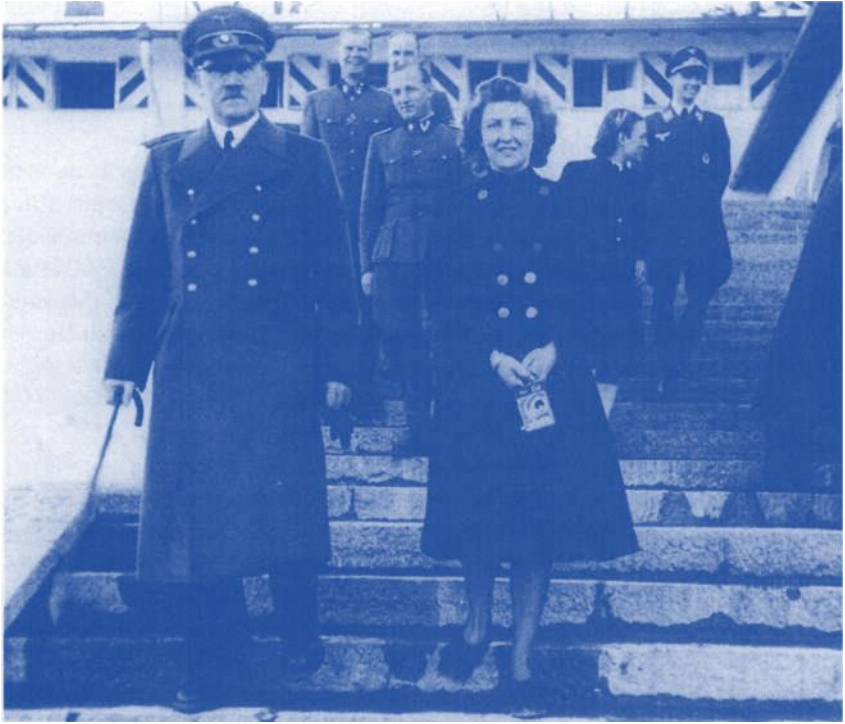
Hitlers Architekt und Rüstungsminister Albert Speer hat seinen Abschiedsbesuch Ende April 1945 ausführlich beschrieben: «Wir konnten uns in Ruhe unterhalten, denn Hitler hatte sich zurückgezogen. In der Tat war Eva Braun die eigentlich Prominente und Todgeweihte in diesem Bunker, die eine bewundernswerte und überlegene Ruhe zeigte. Während alle anderen exaltiert heroisch wie Goebbels, auf Rettung bedacht wie Bormann, ausgelöscht wie Hitler oder zusammengebrochen wie Frau Goebbels waren, offenbarte Eva Braun eine fast heitere Gelassenheit ... ,Wie wäre es mit einer Flasche Sekt zum Abschied? Und etwas Konfekt? Sie haben sicher schon längere Zeit nicht mehr gegessen.‘ Schon, dass sie als Erste, nach vielen Stunden im

Bunker, daran dachte, dass ich hungrig sein könnte, fand ich aufmerksam und rührend. Der Diener brachte eine Flasche Moët et Chandon, Kuchen, Konfekt.»

Das Ende im «Führer»-Bunker» geriet zu einem geradezu melodramatischen Abgesang im Stile einer Wagner-Oper – mit Treuebruch, Heirat, Testament, Selbstmord und Verbrennung. Während der letzten Tage in der «Katakombe» schwankte der Gemütszustand des Diktators zwischen Tobsuchtsanfällen und Phasen tiefer Depression. Nach klaren Augenblicken tauchte er wieder ab in die Niederungen zwanghafter Visionen. In diese Untergangsstimmung platzte am Abend des 23. April ein Telegramm von Reichsmarschall Göring, in dem er ultimativ die Machtübernahme ankündigte. Hitler war ausser sich vor Wut: Unerhört, dass ein Paladin «sowohl mich wie auch sein Vaterland betrogen und allein gelassen» habe! «Nun bleibt mir nichts mehr, keine Treue mehr, keine Ehre mehr, keine Enttäuschung, die ich nicht erlebt habe!» Hitler steigerte sich in die Rolle des Opfers. Auch jene Männer waren keine Freunde mehr, die ihn von Anfang an auf seinem politischen Weg begleitet hatten. Am Abend des 28. April kam die zweite Hiobsbotschaft: Himmler, so stand in einer Reuters-Meldung geschrieben, verhandle mit dem schwedischen Grafen Bernadotte über Frieden. Noch einmal Verrat! Ausgerechnet der «getreue Heinrich»! «Er tobte wie ein Verrückter», erinnerte sich die Pilotin Hanna Reitsch.

Der Tod seines Männerfreundes Mussolini verstärkte die Panikstimmung. Partisanen hatten den italienischen Diktator zusammen mit seiner Geliebten erschossen und in Mailand mit dem Kopf nach unten aufgehängt. Hitler war schockiert. Das Schicksal des einstigen Vorbilds mag wie ein Menetekel gewirkt haben. Auch für Eva Braun? «Ich kann nur sagen, Hitler hatte mit ihr Glück», meint der Berghof-Besucher der Jahre 1937 bis 1939, Reinhard Spitzzy: «Denn sie hielt ihm die Treue bis zum Schluss, als alle Generale versuchten, sich zu verflüchtigen und auch die Parteigrössen sich verkrümelten. Sie blieb jedenfalls bei ihm und ist mit ihm in sehr nobler Weise in den Tod gegangen, wie die Petacci bei Mussolini auch.»

Eva Braun spürte, dass sie im Angesicht des Untergangs die Rolle einnehmen konnte, die sie lange ersehnt hatte. Ihm wollte sie so nahe wie niemand anders stehen. «Armer Adolf, alle haben dich verlassen!



Ab Stalingrad, ab 1943, war ja felsenfest klar, dass alles verloren ist. Aber er konnte das ja nicht öffentlich bekannt geben. Sie wusste das auch. Und das nutzte sie aus. Von da ab merkte sie, dass er teilnahmslos in vielen Sachen war, da konnte sie ihren Willen, ihre Wünsche öfter durchsetzen.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Durch das, was sie getan hat, wollte sie ihm beweisen: Ich bin vielleicht viel mehr wert, als du bisher geglaubt hast. Ich bin diejenige, die ausharrt. Und jetzt siehst du mich vielleicht mal so, wie ich wirklich bin.

Sie ist eine durch und durch sich selbst treue Person gewesen. Und sie hat den zeitweisen Ärger mit ihrem Elternhaus auf sich genommen. Nicht nur mein Vater, sondern auch mein Onkel und der Grossvater waren regimekritisch. Und sie ist diesem Mann treu geblieben, so wie sie sich selber treu geblieben ist.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

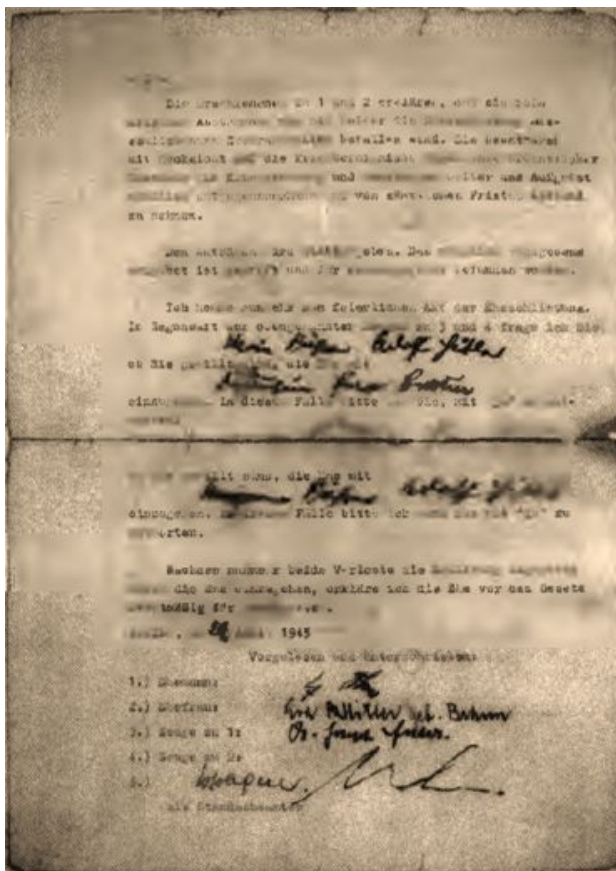
*«Eva Braun ist kein Faktor der Geschichte ...»
Die Geliebte an der Seite des Jahrhundertverbrechers blieb ohne Einfluss auf seine politischen Entscheidungen.*

Alle haben dich verraten!», klagte sie Welt und Schicksal an. Und wollte doch nur zeigen, das sie die Einzige war, die noch zu ihm hielt. Dass sie mit ihrem Zuspruch auch seinen Wahn bestärkte, das eigentliche Opfer zu sein, und ihm die Ausflucht in Scheinwelten gewährte, war ihr nicht bewusst.

Sie war nur noch auf ihn fixiert, zeigte auch kein beherztes Engagement, als SS-Obergruppenführer Fegelein, Gretls Ehemann, mit einem Koffer voller Schmuck und Devisen auf der Flucht gestellt, wegen angeblicher Mitwisserschaft bei Himmlers Verrat als Sündenbock hingerichtet wurde. Die Tatsache, dass Fegelein Evas Schwager war, hatte Hitler nicht milder gestimmt, und nichts ist bekannt, dass Eva Braun selbst ein energisches Wort für den Mann ihrer Schwester eingelegt hätte.

Das Trommelfeuer der Roten Armee auf das Regierungsviertel war unüberhörbar, als Hitler seine Sekretärin Traudl Junge bat, ihm in den Arbeitsraum des Bunkers zu folgen. Es war der Abend des 28. April 1945. Hitler diktierte zwei Testamente – ohne Pause und ohne Korrekturen. Im «politischen» legte der Diktator ein letztes Zeugnis davon ab, in welcher Welt des Wahns er lebte. Frau Junge stenographierte Worte voller Hass und Beschuldigungen. Mit abgegriffenen Phrasen versuchte der Diktator seine bestialischen Taten zu rechtfertigen. Die Schuld am Krieg schrieb er dem «internationalen Judentum» zu.

In seinem wesentlich kürzeren privaten Testament kündigte er an, was wenige Stunden später folgen sollte, die Trauung mit Eva Braun: «Obwohl ich während der Kampffahre der Meinung war, ich könnte die Verantwortung für eine Ehe nicht auf mich nehmen, habe ich mich jetzt, kurz vor meinem Lebensende, entschlossen, die Frau zu heiraten, die nach vielen Jahren wahrer Freundschaft freiwillig hierher nach dem beinahe vollständig eingeschlossenen Berlin gekommen ist, um mein Schicksal zu teilen. Sie wird auf ihren eigenen Wunsch als meine Ehefrau mit mir in den Tod gehen.» Der Rest des Dokuments enthält Verfügungen über den Verbleib von Besitztümern. Dann folgen letzte entscheidende Worte: «Meine Frau und ich wählen freiwillig den Tod, um der Schande eines Umsturzes oder einer Kapitulation zu entgehen. Es ist unser Wunsch, dass man unsere Leichen sofort an dem Orte einäschern möge, an dem ich den grössten Teil meines Tagewerks während der zwölf Jahre im Dienste meines Volkes verrichtete.»



«Nun nehme ich jenes Mädchen zur Frau...»
 «Schreibfehler aus Gewohnheit: Auf der Heiratsurkunde will die Ehefrau mit ‚Braun‘ unterschreiben, verbessert sich dann.

Ich bin aber sehr glücklich, gerade jetzt in seiner Nähe zu sein.

Eva Braun, Brief vom 19. April 1945

Eva Braun hat an dem Tag etwas ganz Merkwürdiges zu mir gesagt. Sie sagte: «Heute werden Sie noch weinen.» Da hab ich gedacht, es ist schon soweit. Denn sie hat immer gesagt, der Führer wird schon sagen, wenn der Tag kommt, an dem er sich umbringen wird. Und dann hat sie gesagt: «Nein, nein, nicht das». Und hat gemeint, dass sie heute noch heiraten wird.

Traudl Junge, Hitlers Sekretärin im «Führer»-Bunker 1945

Sie hat ihm ihre Jugend gegeben, geschenkt oder geopfert.

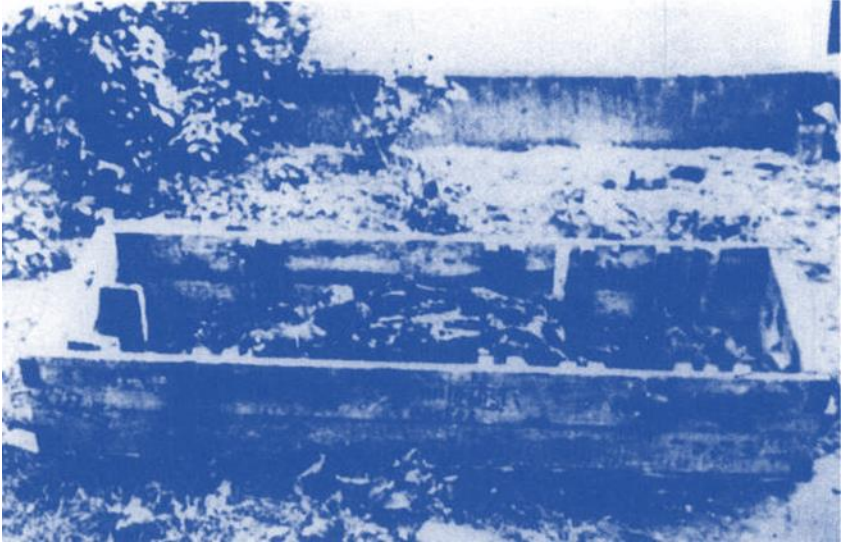
Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

Was Hitler zum Thema Eheschluss erklärt hatte, fand seinen nüchternen Ausdruck in einer schmucklosen und improvisierten Heirat. Ausser dem Standesbeamten, dem kurzfristig aus einer in der Nähe der Reichskanzlei kämpfenden Volkssturmeinheit in den Bunker abkommandierten Gauamtsleiter Wagner, waren nur die beiden Trauzeugen anwesend: Joseph Goebbels und Martin Bormann. Nach wenigen Minuten war alles vorbei. Die Braut war so aufgeregt, dass sie die Hochzeitsurkunde zunächst mit dem falschen Namen unterschreiben wollte. Auf ihren Fehler aufmerksam gemacht, strich sie das «B» wieder durch und setzte ihren neuen Namen unter das Dokument: «Eva Hitler, geborene Braun.» Die Zeremonie endete mit einem kleinen Umtrunk in Hitlers Privaträumen. Zu den wenigen Gästen zählten die Sekretärinnen und Hitlers Köchin. Es war eine makabre Hochzeitsfeier, auf der der Bräutigam nach Entgegennahme der Glückwünsche von Selbstmord sprach. Auch nach der Heiratszeremonie wagte niemand im Bunker, Eva Braun nun «Frau Hitler» zu nennen.

Vor der Geschichte aber hatte Eva Braun nun erreicht, was sie wollte. «Ich hatte das Gefühl, dass sie zu Lebzeiten immer im Schatten geblieben ist und wahrscheinlich auch gar keine Chance hatte, das zu ändern», sagt Traudl Junge: «Ich denke mir, sie hat sich vorgestellt, dass sie dann in die Geschichte wenigstens eingehen wird als heroische Geliebte, die Frau des Führers. Ich glaube, das war ihre Vorstellung, die ihr Kraft gegeben hat.»

Nur darin mochte Eva Braun zuletzt noch einen Sinn gesehen haben. Manche halten ihr zugute, dass sie sich aus Liebe geopfert hat, andere sehen darin nur die Konsequenz jener selbstzerstörerischen Beziehung, in die sie sich einst freiwillig begab, aus der sie immer wieder hätte ausbrechen können, aber aus Verblendung niemals wollte.

Die Rote Armee stand am Potsdamer Platz, der Tiergarten war erobert. Stalins Truppen fehlten nur noch ein paar Meter bis zum Bunker der Reichskanzlei, als sich Hitler und Eva Braun von den letzten Getreuen verabschiedeten. Am 30. April gegen 15.30 Uhr krachte im Bunker ein einzelner Schuss, der im lärmenden Trommelfeuer der russischen Artillerie kaum zu hören war. In seinem Privatraum sass Hitler zusammengesackt auf dem mit Blut befleckten Sofa, neben ihm Eva Braun. Der ehemalige Reichsjugendführer Artur Axmann beschrieb, was er im Todeszimmer sah:



Ich sterbe, so wie ich gelebt habe. Schwer fällt es mir nicht.

Eva Braun, Brief vom 22. April 1945

Die Eva Braun ist kein Faktor der Geschichte. Nie hätte sich jemand für sie interessiert, wenn sie nicht in den letzten Tagen die Ehe eingegangen wäre und mit Hitler in den Tod gegangen wäre.

Gertraud Weisker, Eva Brauns Cousine

«Ich selbst und meine Gattin ... wählen den Tod.» Die Überreste des Paares, fotografiert im Garten der Reichskanzlei im Mai 1945.

«Adolf Hitler sass auf der rechten Seite des Sofas, sein Oberkörper war leicht zur Seite, der Kopf nach hinten geneigt. Stirn und Gesicht waren auffällig weiss, und von seiner Schläfe rann Blut. Ich sah Eva Braun neben Hitler auf dem Sofa zusammengesunken, ihre Augen waren geschlossen. Ich konnte keine Einwirkungen von aussen feststellen. Sie hatte sich vergiftet und machte den Eindruck einer Schlafenden.»

Über die Todesursache von Eva Hitler bestand nie ein Zweifel. Sie hatte sich mit Zyankali umgebracht. Bei Adolf Hitler war lange umstritten, ob nur ein Schuss oder Kopfschuss und Gift die Todesursache war. Heute steht fest, dass Hitler erst in eine Zyankalikapsel biss und sich dann in die rechte Schläfe schoss.

SS-Männer und Bedienstete trugen die in Decken gehüllten Leichen über die engen Bunkertreppen an den Ausgang zum Garten. Ein Stahlbetonblock mit kleiner Tür trennte die Katakombe von der Aussenwelt. Draussen detonierten pausenlos sowjetische Granaten. Hitler-Adjutant Günsche trug Eva Braun zu einem Platz etwa dreieinhalb Meter vom Eingang entfernt, hier wurden beide Leichen mit Benzin übergossen, etwa 300 Liter standen insgesamt zur Verfügung. Ein lodernes Papierknäuel entfachte das Feuer, das sich zuerst nicht entzünden wollte: «Der Chef brennt nicht!», soll Hitler-Chauffeur Kempka gerufen haben.

Vom Eingang des Bunkers aus beobachteten Martin Bormann und Joseph Goebbels schweigend, wie die beiden Körper in Flammen aufgingen – der Leichnam jenes Mannes, der millionenfaches Leid in die Welt gebracht hatte und dem sie in blindem Gehorsam bis zu seinem Ende gefolgt waren, und die sterblichen Überreste seiner verheimlichten Geliebten, die erst im Angesicht des Todes die Frau des Diktators wurde.

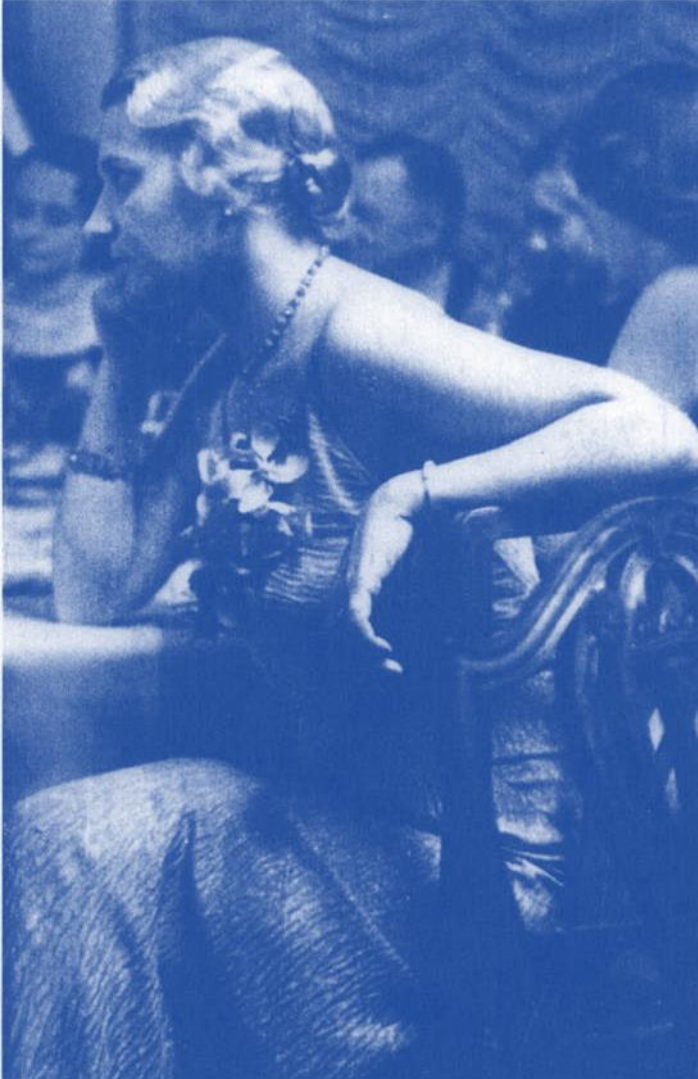
Am 1. Mai gab der «Grossdeutsche Rundfunk» seine Version der Ereignisse bekannt. Adolf Hitler sei «in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzuge kämpfend, für Deutschland gefallen». Es war die letzte Lüge des Regimes. Von einer Frau an Hitlers Seite war nicht die Rede.

Gertraud Weisker erfuhr im Juni 1945 vom Tod ihrer Cousine und zog eine ganz persönliche Bilanz: «Es war für sie die letzte Konsequenz. Sie hat praktisch das getan, worauf sie ihr ganzes Leben lang hingezielt hat. Sie hat also darauf hingezielt, diesen Mann um jeden Preis zu heiraten. Und da keine Möglichkeit mehr war im

Leben, tat sie es im Sterben. Es schien die einzig mögliche Konsequenz aus dieser Liebesgeschichte einer 17-Jährigen.»

Das Urteil der Historiker ist ernüchternd. Hugh Trevor-Roper schrieb einmal: «Eva Braun ist eine Enttäuschung der Geschichte.» In der Tat hat sie keine Rolle gespielt bei den Entscheidungen, die zu den schlimmsten Jahrhundertverbrechen führten. Zu sehr war Hitler Narziss, zu verboht im eigenen Wahn, um sich von einem jungen Münchener Mädcl dreinreden zu lassen. Doch war sie Teil seiner privaten Welt, die ihm als trügerische Idylle Rückhalt und Ausgleich gab. Vielleicht konnte er so das Grauen umso konsequenter verfolgen.

Magda Goebbels
DIE GEFOLGSFRAU



Wenn heute Deutschland aus Verzweiflung und Not wieder zu Glauben und Hoffnung steigt, so hat die deutsche Mutter ihren schwerwiegenden und bedeutenden Anteil daran.

Es ist mir persönlich unangenehm und für mich untragbar, in den Verdacht zu kommen, mich in einem jüdischen Modehaus einkleiden zu lassen.

Ich liebe auch meinen Gatten, aber meine Liebe zu Hitler ist stärker, für ihn wäre ich bereit, mein Leben zu lassen ... Erst als mir klar war, dass Hitler, ausser Geli, seiner Nichte, keine Frau mehr lieben kann, sondern, wie er immer sagt, nur Deutschland, habe ich in die Ehe mit Dr. Goebbels eingewilligt, weil ich nun dem Führer nahe sein kann.

Ich versuche, die deutsche Frau schöner zu machen.

... Verlieren wir den Krieg, so ist mein Leben ohnehin zu Ende. Die Lasten dieses Krieges darf ich noch mit ihm tragen. Dann ist alles zu Ende ... für mich gibt's keinen Ausweg.

Magda Goebbels

Sie wurde die «Erste Dame» des Regimes genannt und zu Recht, denn sie war nicht nur die einzige Dame, sondern auch die einzige Frau, die überhaupt öffentlich eine Rolle spielte neben einem der grössten und der einflussreichsten Männer. Hitler hatte ja keine anerkannte oder offizielle weibliche Person neben sich.

Anneliese Uhlig, Schauspielerin

Sie ist so etwas wie die andere Hälfte des Menschen Hitler geworden, zusammengefügt und gehalten ... von ihrer Seite durch einen heiligen Willen zum Dienen und zu einer höheren Pflicht.

Otto Wagener, Stabschef der SA und Wirtschaftsberater Hitlers, 1931

Sie kam eigentlich nicht aus der nationalsozialistischen Umgebung, sondern sie war im Gegenteil fromm katholisch erzogen. Sie war keineswegs eine NS-Hippe, wie wir sagten. Durchaus nicht.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

Sie war sehr schön und sehr elegant. Sie hatte den ersten Elisabeth-Arden-Kosmetikkoffer, der auf den Markt kam. Den hat sie bekommen von Elisabeth Arden mit all seinen Schächtelchen, Döschen und Fläschchen...

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

... Ich konnte Magdas Begeisterung in keiner Weise teilen. Von Anfang an war mir ja Magdas unerschütterlicher Glaube an die Mission Adolf Hitlers rätselhaft gewesen.

Auguste Behrend, Magdas Mutter

Sie hatte eine schwere Ehe, war geschieden, und sie hatte einen Sohn aus erster Ehe öfters dabei. Sie hat kein leichtes Leben gehabt. Und sie hat wohl versucht, wegen der Kinder diese Ehe so lang wie möglich aufrechtzuerhalten.

Birgitta Wolf, Nachbarin von Magda und Joseph Goebbels in Berlin

Ich habe nie so eiskalte Augen bei einer Frau gesehen.

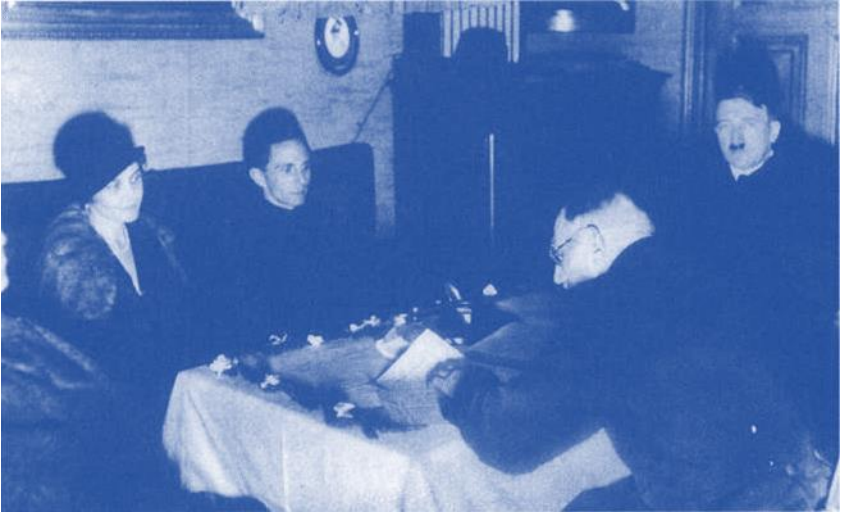
André François-Poncet, französischer Botschafter in Deutschland, zu Bella Fromm, 1932

Das alte Spiel Patience dient dem Zeitvertreib und beruhigt die Nerven. Wer will, kann Stunden damit zubringen, aus unsortierten Kartenhäufchen nach bestimmten Regeln wohl geordnete Reihen zu formieren. Manche lesen das Orakel aus ihnen. Übermässige Gedankenakrobatik erfordert das Geduldsspiel nicht, aber Patience lenkt ab und erlaubt es, sich ganz allein mit etwas anderem zu beschäftigen.

Wohl selten sind die französischen Karten unter gespenstischen Umständen ausgelegt worden als an jenem Abend des 1. Mai 1945 in einer Kammer des «Führer»-Bunkers unter Hitlers Reichskanzlei. Mit versteineter Miene legt die 43-jährige Frau auf einem schweren, rechteckigen Tisch eine Patience nach der anderen, während ihr Mann hinter ihr ziellos umherläuft und nur gelegentlich über ihre Schulter ins Leere blickt. Die Ehepartner wechseln kein Wort, vermeiden jede Berührung. Das Geräusch der hingebblätterten Karten verursacht den einzigen Laut – neben dem Schluchzen der Frau. Sie weint sehr viel. Soeben hat sie ihre Kinder getötet.

Magda Goebbels liebte ihre Kinder über alles. Sie hatte ihnen einige Jahre ihres Lebens geopfert, sich manchen Verzicht abgerungen, Krankheiten und Entbehrungen durchgestanden. Die Sprösslinge hatten es ihr gedankt. Wer immer sie kennen lernte, zeigte sich beeindruckt, wie wohlherzogen und liebebrechend sie auftraten. Jedes der sechs Kinder hatte seine eigene, unverwechselbare Persönlichkeit.

Magda Goebbels war stets darum bemüht, als Mutter eine gute Figur abzugeben – mehr noch: Sie war gewissermassen die Übermutter des «Dritten Reiches». In den illustrierten Blättern konnte man oft genug die elegante Dame mit einem huldvollen Lächeln im Kreis ihrer adrett gekleideten Kinder bewundern. Die Frau des Propagandaministers und ihr Familienreich, sie waren selbst ein Glanzstück der Propaganda. Ein reicher Kindersegen unter Obhut einer Erzieherin, die diesen Nachwuchs zu künftigen Trägern des Hitler-Reichs formte: so sollte es im guten nationalsozialistischen



Hitler war Trauzeuge bei der Hochzeit. Er hat das Ganze eingeleitet und damit erreicht, dass durch seine engen Beziehungen zu seinem Propagandaminister auch die Beziehungen zu ihr praktisch nie abgerissen sind. Er hat ein sehr, sehr starkes Verhältnis zu ihr gehabt und hat gerade dadurch, dass Goebbels dann weiter seine Seitensprünge machte, natürlich bei ihr mehr Einfluss, mehr Möglichkeiten des Kontaktes und mehr Aufgeschlossenheit – gegenüber einem Mann, der sie verehrte wie Hitler, und bei einem Ehemann, der sie betrog.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

Für unseren Vater war Goebbels hoch gefährlich. Aber er war ja so machtlos, er konnte ja nichts tun. Gegen die Judenverfolgung nicht und auch nicht gegen die Hochzeit.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

*«... wir haben uns versprochen, Mann und Frau zu werden...»
Trauung von Joseph und Magda Goebbels auf Gut Severin, 19. Dezember 1931.*

Hause aussehen. Magda Goebbels verwendete viel Kraft darauf, dem Vorzeigemodell zu entsprechen. Am Ende mussten auch ihre Kinder dran glauben.

Bevor sie mit dem absurden Karten-Vorspiel ihren eigenen Selbstmord hinauszögerte, hatte sie den Abschied von ihren Kindern auf wohl geordnete Weise zelebriert. Jedes war in ein blütenweisses Nachthemdchen gekleidet, die Mädchen trugen weiße Schleifen im Haar. Sie waren zu einem Bild kindlicher Unschuld stilisiert, bevor sie ahnungslos in den Tod geschickt wurden. Ein letzter kläglicher Inszenierungsversuch, die Mordtat in das Gewand einer «sauberen Lösung» zu kleiden. Ein Betrug an sich selbst und anderen, wie es dem gesamten Wesen der zwölf Jahre unter dem Hakenkreuz entsprach. Magda Goebbels wollte eine idealistische, eine perfekte Nationalsozialistin sein, am Ende war sie eine Mörderin – und darin lag nicht einmal ein Widerspruch.

Wie Joseph Goebbels hatte sie sich mit Leib und Seele der Sache Hitlers verschrieben, beide hielten eisern an ihrem Glauben fest, als das Scheitern schon offenkundig war. Beide verstrickten sie sich in der mystischen Manie, dass ihr ganzes Dasein im Aufstieg wie im Untergang mit dem Hitler-Reich verkettet sei. Noch zu Zeiten, als die Zeichen des Krieges auf Sieg standen, hatte Magda Goebbels mit ihrem Mann beschlossen, gemeinsam aus dem Leben zu scheiden, sobald das Blatt sich eines Tages unumkehrbar wenden sollte. Beide wussten sie nur zu gut, welche Verbrechen das Regime auf sich geladen hatte und wie sehr der Ehemann darin verstrickt war. Gefangen in ihrer widersinnigen Weltanschauung, fürchtete die Vorzeigefrau des «Dritten Reiches», nach dem Zusammenbruch der Diktatur der «jüdischen Rachsucht» preisgegeben zu sein. Im Klartext verbarg sich hinter der düsteren Prophezeiung panische Angst, am Ende zur Verantwortung gezogen zu werden für Teilhabe und Teilnahme an all dem Wahnsinn, den so viele Menschen mit dem Leben bezahlen mussten, und nach dem Ende des Schreckens wieder zu einem gewöhnlichen, schuldbeladenen Objekt der Geschichte zu verkümmern, ohne Einfluss, ohne Privilegien, ohne Selbstbetrug.

In dieser dem Schein entkleideten Nach-Welt wollte Magda Goebbels nicht weiterleben. Ihr Dasein hatte sie unauflösbar an die Existenz des Regimes geknüpft, dem sie sich verschrieben hatte und dem sie vieles verdankte.



«Sie liebte Hitler, sie hat ihn angebetet...»
Hitler und Magda Goebbels auf Wahlreise, 1932.

Diese Frau könnte in meinem Leben eine grosse Rolle spielen, auch ohne dass ich mit ihr verheiratet wäre. Sie könnte bei meiner Arbeit den weiblichen Gegenpol gegen meine einseitig männlichen Instinkte spielen... Schade, dass sie nicht verheiratet ist.

Hitler zu Otto Wagener, Stabschef der SA und Wirtschaftsberater Hitlers, 1931

Aber ich könnte mir vorstellen, dass Frau Goebbels später, statt den Goebbels, Hitler gern geheiratet hätte. Die Möglichkeit bestand bestimmt bei ihr, innerlich.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Ich habe sie niemals ausrasten sehen oder dass sie irgendwie auch nur nervös gewesen wäre. Sie war immer ausgeglichen und freundlich und an anderen interessiert. Sie hörte gut zu.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

Aber warum verurteilte die Mutter auch ihre Kinder, die noch frei waren von der Schuld ihrer Eltern, mit zum Tod? «Wir werden sie mitnehmen, weil sie zu schön und zu gut sind für jene Welt, die kommt», hatte sie Wochen zuvor ihrer Schwägerin aus erster Ehe anvertraut, wie diese später zu Protokoll gab. «Von dieser kommenden Welt wird Joseph als einer der grössten Verbrecher angesehen, die Deutschland je hervorbrachte. Seine Kinder müssten das täglich hören, man würde sie quälen, verachten und erniedrigen. Sie wären mit allem belastet, was er getan hat. An ihnen würde man Rache nehmen...»

Die Kinder töten, um sie zu bewahren? Diese Aufwallung mütterlichen Schutzbestrebens bemäntelte in Wirklichkeit eine gehörige Portion Eigennutz. Gewiss verhiess die bevorstehende Abrechnung mit der Gewaltherrschaft auch den Nachkommen der Nazi-Grössen Nachstellungen und Schmach. Doch für die Schreckensvision einer der NS-Diktatur vergleichbaren Sippenhaftung gab es keinen Anhaltspunkt. Das Phantombild, dass Kinder der Täter an ihrer Eltern Statt misshandelt und gedemütigt würden, verdeckte in Wahrheit ein viel profaneres Motiv: Für Magda Goebbels war vor allen Dingen die Vorstellung unerträglich, dass ihre Kinder ohne sie weiterleben würden, dass sie nach und nach erleben müssten, wie in den Scherben einer einst glanzvollen Fassade die Lebenslüge ihrer Eltern zum Vorschein kommt. Sie wollte einen Schlussstrich setzen unter all das, was sie aufgebaut hatte und was zu ihr gehörte. Weder Erbe noch Erben, weder Zeugen noch Zeugnisse sollten am Ende Zurückbleiben, nur noch ein Mythos von Standhaftigkeit und Treue bis ins Grab.

Für sie selbst verhiess der Tod keinen grossen Schrecken. Beeinflusst durch buddhistisches Gedankengut, war Magda Goebbels überzeugt, dass ihr Sterben den Weg in ein neues Leben bahne. Als sie einmal mit ihrem Vater auf der Insel Capri am Rand einer steilen Klippe stand, so schildert es ihre Halbschwester Ariane Ritschel, habe sie ihm zugerufen: «Siehst du, Vater, so ist es wie mit meinem Leben: Wenn ich ganz oben an der Spitze angekommen bin, dann will ich auch herunterfallen und nicht mehr existieren, denn dann habe ich alles gehabt, was ich wollte!»

So weit nach oben zu steigen, bis der Absturz seinen Schrecken verliert – das war gleichsam ein Lebensmotiv für Johanna Maria Magdalena, deren wechselnde Nachnamen Behrend, Ritschel,

Friedländer, Quandt und Goebbels wie Wegmale ihren Werdegang markieren. Und sie gestaltete es in verschiedenen Variationen. Ihr Aufstieg hätte auch zu anderen, gegensätzlich gelagerten Höhen führen können, aber stets war es der Drang nach oben, der Magdas Lebensweg kennzeichnete.

Er begann am 1. November 1901 in Berlin. Die Mutter Auguste Behrend war darum bemüht, ihre einfache Herkunft als Hausmädchen möglichst bald hinter sich zu lassen. Sie brachte den Vater des Mädchens, den Ingenieur Hans Ritschel, dazu, so überlieferte sie es jedenfalls selbst, die Geburt nachträglich durch eine Heirat zu «legitimieren». Wenngleich diese Ehe eher eine Formsache blieb und schon 1903 geschieden wurde, so sorgte der begüterte Vater aus dem Rheinland bis an sein Lebensende im Jahr 1941 doch durchgehend dafür, dass es der Tochter an nichts fehlte. Auf sein Betreiben zog die fünfjährige Magda nach Belgien, wo Ritschel zu dieser Zeit beruflich zu tun hatte. Dort veranlasste er, dass die ehrwürdigen Ursulinen-Schwestern dem weit gereisten Mädchen in den Klosterschulen Thild und Vilvoorde bei Brüssel eine streng katholische Erziehung angedeihen liessen. Aus dieser drakonischen Lehrzeit hinter Klostermauern rührten nicht nur Magdas Französischkenntnisse, sondern auch ihre bleibende Beherrschtheit und Selbstdisziplin. Hier erhielt die strebsame Schülerin die Grundausrüstung für ein beachtliches Bildungsgut, das sie sich im Lauf der Jahre ohne grosse Mühe aneignete.

Dies geschah gewiss zum Wohlgefallen der mit geistigen Gaben weniger reich gesegneten Mutter, die ihrer Tochter 1908 nach Brüssel folgte. Zu dieser Zeit war Auguste Behrend bereits mit einem anderen Mann verbunden, der ihr eigens aus Berlin nachreiste, um die Trauung zu vollziehen – was offensichtlich in allseitigem Einvernehmen geschah: Trat doch Oskar Ritschel, der Vorgänger im Ehestand, bei der Vermählung als Trauzeuge auf. Für Magda war Richard Friedländer mehr als nur der Ehemann ihrer Mutter. Er war die Vaterfigur ihrer Jugendjahre, mit der sie eine enge Beziehung verband. Obwohl Friedländer nicht streng religiös gebunden war, erhielt das katholische Mädchen durch ihn gleichwohl Zugang zur Welt des assimilierten Judentums.

Vertieft wurde diese Vertrautheit mit der jüdischen Lebenswelt durch eine folgenreiche Begegnung, für die die Wirren des Ersten

Weltkrieges indirekt verantwortlich waren. Mit der Kriegserklärung wurden die Friedländers als Deutsche in Belgien über Nacht von Nachbarn zu Feinden. Im August 1914 musste die Familie die Rückreise nach Berlin antreten – ab der belgisch-holländischen Grenze im Viehwaggon.

Ähnlich – wenn auch unter anderen Vorzeichen – erging es einer russisch-jüdischen Familie, die vor den Pogromen in ihrer ukrainischen Heimat im ostpreussischen Königsberg Zuflucht gefunden hatte. Als Untertanen des Zaren wurden die Arlosoroffs 1914 aus der Festungsstadt nahe der russischen Grenze gewiesen.

Wie für die 13-jährige Magda Friedländer begann für Victor, den 15-jährigen Sohn der Familie Arlosoroff, ein neuer Lebensabschnitt in Berlin. Als Flüchtlinge gerieten sie in eine fremde Heimat, die ihr weiteres Leben prägte. Magda setzte ihre Schulzeit in einem Lyzeum für höhere Töchter fort. Dort knüpfte sie bald mit Victors Schwester, ihrer Klassenkameradin Lisa Arlosoroff, eine innige Freundschaft an, wie sie eigentlich nur Mädchen ihres Alters vergönnt ist. In dem weltoffenen Haus der russischen Emigranten fand Magda ein Ersatzheim und eine familiäre Geborgenheit, die sie bis dahin nicht erfahren hatte.

Der Sohn des Hauses besuchte inzwischen das viel gerühmte Werner-von-Siemens-Realgymnasium, das sich durch moderne Pädagogik auszeichnete und einen hohen Anteil jüdischer Schüler aufwies. Obwohl Deutsch nicht seine Muttersprache war, erntete Victor ausgezeichnete Zensuren und Anerkennung als Schülersprecher und Herausgeber der monatlich erscheinenden «Werner-Siemens-Blätter». Sein anfänglich deutsch-patriotischer Überschwang im Sog der allgemeinen Sieges euphorie wurde im Verlauf des Krieges von einem neuen Selbst-Bewusstsein verdrängt, zu dem der 18-Jährige bei der Beschäftigung mit seiner Herkunft gelangte: «Ich bin Jude», schrieb Victor Arlosoroff 1917 an seinen Lehrer für deutsche Literatur, «und fühle mich stark und stolz als Jude. Ich empfinde meine Art anders als die eigentlich deutsche und verschleierte das nie. Ich empfinde, wie viel Orient, wie viel Zwiespalt der Nichtbodenständigkeit, wie viel Sehnsucht nach Ganzheit in mir lebt, das der Stammdeutsche nicht besitzt.»

Mit grosser Leidenschaft lernte der Gymnasiast Hebräisch und vertiefte sich in das Studium der Idee und Geschichte des Zionismus. Im Ergebnis kam Victor zu dem Schluss, dass die Zukunft



*«Sie ist sehr klug und versteht mehr von den Dingen als mancher hoher Politiker...»
Magda und der frisch ernannte Reichsminister für Volksaufklärung,
1933.*

Goebbels hatte mitbekommen, dass die Frau Quandt sehr für Hitler ist und Hitler sehr für sie. Und das war sein Anlass, diese Frau zu heiraten. Und so ist Frau Goebbels in diese Abhängigkeit von Goebbels gekommen und hat das letzten Endes mit dem Tode bezahlt. Frau Goebbels war eine gepflegte Frau.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Ein gewisser geistiger Gleichklang war das, was Hitler an Magda schätzte und weswegen sie dann, auf Betreiben von Hitler, um sie ihm zu erhalten, mit Goebbels verheiratet wurde.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

Goebbels konnte Menschen manipulieren. Und das hat er mit Magda auch immer wieder geschafft. Und trotzdem ist sie bei ihm geblieben.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

des weltweit verstreuten Judentums nur in «Erez Israel», der nationalen Heimstatt in Palästina, zu finden sei. Er war kein Eiferer oder Sektierer, drängte niemandem seine Überzeugung auf. Aber es bereitete ihm Freude, sich in Theorie und Praxis auf ein künftiges Siedlerdasein im «Gelobten Land» vorzubereiten, wenngleich er sich in Berlin heimisch fühlte. Da er von geselligem und charismatischem Wesen war, hatte sich bald ein Kreis junger Gesinnungsgenossen – Juden wie Nichtjuden – um ihn geschart, der über Fragen des Zionismus und Judentums ebenso diskutierte wie über deutsche Literatur. Bei den Zusammenkünften des «Tikwath Zion», so nannte sich die Gruppe, wurde aber auch ausgiebig gesungen und gefeiert.

So ergab es sich fast zwangsläufig, dass die Leidenschaft und Lebensfreude dieser jungen Leute auch auf Lisa Arlosoroffs Freundin Magda ansteckend wirkten. Mit Feuereifer beteiligte sich die Nichtjüdin an Gesprächsrunden über die Zukunft Palästinas, bald trug sie sogar den Davidstern an einer Halskette und schien entschlossen, eines Tages selbst in die Heimstatt der Zionisten auszuwandern. So jedenfalls überlieferte es Lisa Arlosoroff Jahrzehnte später, und sie nannte auch den wesentlichen Beweggrund: Magda hatte sich in Chaim, wie Victor Arlorosoff sich nun nannte, verliebt. In dem selbstbewussten Jungintellektuellen fand Magda jene starke, zielbewusste Entschlossenheit, die sie zeitlebens bei Männern anzog. Als Einzelkind ohne feste Vaterfigur aufgewachsen, war sie stets auf der Suche nach bestimmenden Persönlichkeiten, die von der Aura des Besonderen umgeben waren.

Die Jugendliebe blieb eine Episode. Die Wege wichen voneinander. Magda wandte sich anderen Vorlieben zu, wie sie im Wandel der Jugendzeit kommen und vergehen. Chaim fand eine jüdische Gefährtin, mit der er eine Tochter hatte und 1924, nach dem Abschluss seines Studiums, nach Palästina zog. Von seiner neuen Heimat in Tel Aviv aus entfaltete der 25-Jährige eine unermüdliche Reisetätigkeit im Dienst der zionistischen Bewegung. Er vertrat die jüdische Heimstatt beim Völkerbund in Genf, besuchte Kongresse, Tagungen, Versammlungen, veröffentlichte eine Vielzahl von Aufsätzen und Schriften, sprach mit Politikern, Diplomaten, Geldgebern, gründete und leitete die sozialistische Mapai-Partei und fungierte schliesslich als Aussenpolitiker der zionistischen Jewish Agency. Trotz seiner jungen Jahre war Arlosoroff bald einer der

brillantesten und wirkungsvollsten Zionistenführer.

Magdas Werdegang führte in eine andere Richtung. Nach dem Abitur trat sie die für höhere Töchter obligate Hauswirtschaftsausbildung an einem feinen Mädchenpensionat in Holzhausen bei Goslar an – doch nur für einen kurzen Herbst. Denn eine zufällige Begegnung entthob die aufstrebende junge Dame in einem Zug unvermittelt aller Zukunftsfragen. Auf der Bahnfahrt von Berlin nach Goslar bot ein Mitreisender dem anmutigen Fräulein einen Sitzplatz im überfüllten Abteil an und schien auf Anhieb Gefallen an ihr zu finden. Mit der Zielstrebigkeit des Geschäftsmanns leitete der Fahrgast sein Eroberungswerk in die Wege. Während der Fahrt durch den winterlichen Harz pflegte er artige Konversation, nach der Ankunft kümmerte er sich um den Gepäcktransport, drei Tage später stand er vor Magdas Jungmädchenquartier, mit einem Blumenstrauss für die Pensionsmutter. Der Kavalier wies nicht unbedingt Attribute auf, für die im allgemeinen Mädchenherzen schlagen. Mit 38 Jahren hätte er Magdas Vater sein können, ein beinahe kahles Haupt unterstrich das altväterliche Erscheinungsbild noch. Er war steif im Auftreten, schwerfällig im persönlichen Umgang und kleinlich in Details. Einen entscheidenden Vorzug jedoch brachte der aufmerksame Verehrer mit: Er war einer der reichsten Industriellen des Landes.

Dank Weltkrieg, Inflation und unternehmerischem Geschick war Günther Quandt dabei, den im mecklenburgischen Pritzwalk ansässigen Textilbetrieb der Familie in ein weit verzweigtes Industrieimperium auszuweiten. Nach dem Grippetod seiner Frau im Oktober 1918 stand der Unternehmer allerdings allein mit seinen zehn- und achtjährigen Söhnen Hellmut und Herbert. Die frische und aufgeweckte Pensionsschülerin mit ihrem Aussehen, ihrem Charme und einem durchaus vorzeigbaren Bildungsrepertoire erschien ihm da wie ein unverhoffter Rettungswinkel zur Wiederherstellung des Familiensegens.

Auf die Wunschkandidatin blieb das Werben des Witwers nicht ohne Wirkung. Die Aussicht auf hochherrschaftlichen Lebensstil, materielle Unbeschwertheit und Mutterglück besass für sie grössere Anziehungskraft als der Pensionatsbetrieb in Holzhausen. Trotz mancher Bedenken und warnender Stimmen willigte Magda in die Hochzeit zu Beginn des Jahres 1921 ein. Allerdings stellte Quandt seinerseits Bedingungen: Magda musste ihren katholi-

schen Glauben zu Gunsten des protestantischen Bekenntnisses und ihren jüdischen Familiennamen Friedländer zugunsten des Vaternamens Ritschel ablegen, um den Anforderungen für eine standesgemässe Partie in Quandts provinziell-biederem Heimatort zu genügen. Magda fügte sich den auferlegten Konventionen. Zur gleichen Zeit trennte ihre Mutter sich von ihrem jüdischen Ehemann, der in Berlin als Oberkellner sein Auskommen suchte.

Für Magda Quandt begann ein ebenso anregender wie abenteuerlicher Lebensabschnitt, mit einem beinahe 20 Jahre älteren Gatten und seinen beiden kaum zehn Jahre jüngeren Söhnen. Der feudale Lebenswandel in einer idyllisch gelegenen Villa am Neubabelsberger Griebnitzsee kündete von Glanz und Aufstieg. Ausgedehnte Reisen durch Italien, die Schweiz, England, Frankreich, nach Nord-, Mittel- und Südamerika boten ihr eine für damalige Verhältnisse ungewöhnliche Gelegenheit zur Horizonterweiterung. Für eine Weile fand Magda ihr Lebensglück in Haushaltsführung und Mutterdasein. Im November 1921 brachte sie zum Wohlgefallen des Hausherrn einen Sohn zur Welt, den sie Harald nannten. Vier Jahre später kamen noch drei Pflegekinder hinzu, die durch den plötzlichen Tod ihrer Eltern, zu denen Quandt geschäftliche Beziehungen pflegte, verwaist waren.

Auch für Magdas nun wieder alleinstehende Mutter erwies sich die Verbindung als lukrativ. Der wohlhabende Schwiegersohn richtete ihr eine eigene Drogerie am Berliner Borsigsteig ein. 1927 erweiterte Quandt den Familienbesitz um ein geräumiges Stadtdomizil für die Wintermonate. Die junge Frau des Hauses konnte über eine Hausdame, einen Hauslehrer, eine Köchin, ein Stubenmädchen, einen Gärtner und einen Chauffeur gebieten. Ohne übermässige Beanspruchung konnte sie sich der Erziehung ihrer Kinder, dem Klavierspiel oder gesellschaftlichen Verpflichtungen widmen. Es war ein Leben im goldenen Käfig. Alle Annehmlichkeiten konnten freilich nicht die vorhersehbare Kluft zwischen den Ehepartnern überbrücken, die nicht nur der Altersunterschied trennte. Als Geschäftsmann war Günther Quandt unentwegt unterwegs, aber auch wenn er nach Hause kam, blieb er mit seinen Gedanken dem Betrieb verhaftet. Tiefer gehende Gespräche gehörten nicht zum Ehealltag. Der Geschäftsmann zeichnete sich nicht ge-



Ich werde nun die Frauengeschichten lassen und mich einer einzigen zuwenden ... sie hat einen klugen, aufs Reale eingestellten Lebenssinn und dabei ein grosszügiges Denken und Handeln. Noch etwas Erziehung an mir und ihr, und wir passen fabelhaft zusammen.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 10. März 1931

... Magda verriet mir einmal, dass sie Goebbels nur geheiratet habe, weil sie dadurch in der Nähe von Hitler sein konnte. Denn nur ihn liebte sie wirklich.

Leni Riefenstahl, Regisseurin

*«Wenn man mit ihr einzig ist, ist sie ein so netter, lieber und guter Kerl.»
Städtische Oper Berlin, 1933.*

rade durch Konversationsbereitschaft und Sprachwitz aus, manchmal übermannte den Vielbeschäftigten schlicht der Schlaf, was mitunter auch bei den ohnehin spärlichen Theaterbesuchen geschehen konnte. Zur Teilnahme an geselligen Veranstaltungen vermochte Magda Quandt ihren Gemahl nur mit Mühe zu überreden. Zudem erwies sich der Multimillionär gerade in finanzieller Hinsicht als ausgesprochen kleinlich. Überschattet wurde der Familienfrieden durch den Tod von Magdas geliebtem Stiefsohn Hellmut, der 1927 in Paris an den Folgen eines ärztlichen Fehlgriffs starb.

Auch die gemeinsame Trauer führte die entfremdeten Eheleute nicht wieder zusammen. 1929 war die Trennung unausweichlich. Zum Anlass für die Scheidung nahm Quandt einen Seitensprung seiner Ehefrau mit einem jungen Studenten, bei dem Magda Ausgleich und Trost suchte. Doch die sprunghafte Gemahlin, nun in ihrem Status bedroht, verstand es, sich mit Raffinesse aus der Affäre zu ziehen. Sie brachte eine Sammlung von Briefen ehemaliger Verehrerinnen aus Quandts Junggesellenzeit ins Spiel, die sie vor Jahren einmal in einer Schublade entdeckt hatte. Juristisch waren diese Relikte jugendlicher Schwärmerei ohne Belang. Dennoch drohte allein das Bekanntwerden seiner Amouren aus grauer Vorzeit, in der Heimatstadt des Industriellen Aufsehen hervorzurufen, was er lieber vermied. So willigte der betrogene Ehemann anstandslos in eine für seine Frau ausgesprochen günstige Abfindungslösung ein. Magda erhielt eine fürstliche Apanage von 4'000 Reichsmark monatlich, eine stattliche Wohnung am Berliner Reichskanzlerplatz und das Sorgerecht für den gemeinsamen Sohn Harald bis zu dessen 14. Lebensjahr. Um ihr weiteres Auskommen brauchte der geschiedenen Ehefrau somit nicht bange zu sein.

Auch an galanter Aufmerksamkeit musste die attraktive Endzwanzigerin keinen Mangel leiden. Der Prominenteste und Vermögendste in der Reihe ihrer Verehrer war Herbert Hoover, der Neffe des amtierenden US-Präsidenten, den sie während einer Amerika-reise mit Günther Quandt kennen gelernt hatte. 1930 reiste er eigens nach Berlin, um ihr einen Heiratsantrag zu machen. Ihre Ablehnung schien den Kavalier allerdings so sehr zu verstören, dass er sich auf der Rückfahrt bei überhöhter Geschwindigkeit mit seinem Wagen überschlug. Beifahrerin Magda wurde mit Knochenbrüchen und Schädelfraktur ins Krankenhaus eingeliefert. Ihre Zukunft suchte die Umworbene diesmal jedenfalls nicht in der Rolle der dekorativen Millionärgattin.



Meine persönliche Anschauung ist die, dass sich Hitler und Magda stark voneinander angezogen fühlten. Und dass sie viele, allerdings nicht physische Berührungen gehabt haben. Hitler hat ganz ohne Frage für Magda Goebbels geschwärmt.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

Das Verhältnis zu Hitler war sehr gut. Hitler war Pate von ihren Kindern, und er stand immer an ihrer Seite, wenn Joseph Goebbels ein bisschen schäbig wurde. Dann hat er sie zu sich in die Reichskanzlei gerufen und hat mit ihnen gesprochen, und dann ist die Ehe doch, wenn auch mit Schäbigkeiten, weitergegangen.

Birgitta Wolf, Nachbarin von Magda und Joseph Goebbels in Berlin

*«Magda hat eine sehr tiefe und gute Bildung bekommen ...»
Hitler und sein Gefolge.*

Sie glaubte an Hitler. In ihren Augen konnte er nichts verkehrt machen. Es war offensichtlich, dass sie für ihn schwärmte wie ein Teenager.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

Magda war nun unabhängig in jeder Beziehung – doch glücklich war sie nicht. Denn mit dem Abschied aus der Scheinwelt der wohl-situierten Dame des Hauses hatte die junge Frau auch ihre Lebensmitte eingebüsst. Eine innere Leere trat an die Stelle der gewohnten Verbindung von Überfluss und Überdruß. Der goldene Käfig stand offen, zugleich war der Alleinstehenden damit auch der Boden entzogen. Mit unverkennbarem Tadel im Unterton beschrieb Magdas Mutter nach dem Krieg, wie sie ihre Tochter in jener Zeit erlebte: «,Ach Kinder, ist das alles fad’, stöhnt sie. Und mit einem Anflug bissiger Ironie: ‚Was sind wir heute wieder lustig! Herr Ober, bitte einen anderen Gast...’ Da weiss ich plötzlich, was diese junge und verwöhnte Frau quält, die zwar meine Tochter und mir doch oft rätselhafter als ein fremder Mensch ist: Sie hat Langeweile, sie weiss nichts mit sich anzufangen. Zehntausende wären überglücklich, wenn sie nur einen Teil von dem hätten, was Magda besitzt. Sie selbst aber geht gähnend durch ihr tatenloses Leben, ständig die Gefahr vor Augen, eine nichtsnutzige und verspielte ‚junge Dame’ zu werden.»

Diese innere Leere war sicher ein Antrieb für die 29-Jährige, die bereits eine Ehe hinter sich, das Leben aber noch vor sich hatte, ihre neue Bestimmung auf dem Feld der Politik zu suchen. Dass die wohl-situierte Dame von Welt dabei ausgerechnet in die Fänge der Plebejer Hitlers geriet, ist ein geringeres Kuriosum, als es den Anschein hat. Die Mischung aus reaktionärem Gedankengut und radikal-dynamischem Gestus, wie sie die Nationalsozialisten zur Schau trugen, weckte gerade in der Schickleria von Berlin auch Sensationslust und Neugier. Manch national gesinnter Würden-, Ordens- oder Pelzmantelträger, den im gesamten Habitus Welten von den Kleinbürgern in der braunen Kluft trennten, sympathisierte mit der vermeintlichen Kompromisslosigkeit, die Hitler verkörperte. So bahnte sich Magdas erster Kontakt mit Hitlers Partei nicht zufällig im «Nordischen Ring» an, einem exklusiven Klub, der massgeblich dazu beitrug, das rechtsextreme Gedankengut in den besseren Kreisen der Hauptstadt salonfähig zu machen. Als sie schliesslich am 1. September 1930 der zuständigen NSDAP-Ortsgruppe Berlin-Westend mit der Mitgliedsnummer 297442 beitrug, war dies keineswegs ein Schritt, der mit purer Langeweile, Verzweiflung oder Naivität zu erklären war. Die Bildungsbürgerin wusste nur zu gut, wofür das Hakenkreuz stand.

Gründlich und konsequent, wie es ihre Art war, vertiefte sie sich

in die Gedankenwelt ihrer neuen Parteigenossen. Hitlers «*Kampf*»-Schrift las sie bis zur letzten Seite. Sie studierte Rosenbergs «*Mythus des 20. Jahrhunderts*», die weltanschauliche «Bibel» des Nationalsozialismus, abonnierte eine NS-Zeitung, las Schulungsbriefe der Partei und verfolgte Hitlers Reden in der Presse. Ähnlich leidenschaftlich, wie sie sich einst für eine Zukunft in einer zionistischen Heimstatt begeistert hatte, war sie nun überzeugt von der Überlegenheit der «germanischen Rasse», von jüdischen Verschwörungsmachenschaften und vom Frevel des «Versailler Diktatfriedens».

Die «Bewegung» zog sie an, nicht weil sie Ablenkung oder Abwechslung bot, sondern weil ihre Glaubenssehnsucht dort Erfüllung fand. Sie erhielt eine Aufgabe, die sie in Anspruch nahm und ein Ziel, das sie aus ihrer Orientierungslosigkeit zu befreien schien. Und sie stand damit nicht allein. Mit zunehmendem Wahlerfolg zogen die Heilslehren der nationalsozialistischen Propheten eine wachsende Jüngerschaft von Suchenden wie Überzeugten, Hoffenden wie Verzweifelten an. Das Hakenkreuz lag im Trend der Zeit.

Magdas erster Anlauf allerdings geriet kläglich. Eilfertig bot der zuständige Blockleiter der begüterten Parteigenossin sogleich die Leitung der NS-Frauenschaft in seiner Ortsgruppe an. Im vornehmen Berliner Westend hatten sich bis dahin nur wenige Gesinnungsgenossen, meist kleine Angestellte oder Hausmeister, in die rechtsradikale Partei verirrt. Der Amtsantritt der feinen Dame erschien in dieser kleinbürgerlichen Sekte wie eine exotische Sensation – und Provokation. Denn die Gemüter ihrer Mitstreiterinnen entzündeten sich mehr an ihrem freizügigen Lebenswandel nach der Scheidung und ihrer sündhaft teuren Garderobe, als an den Vorträgen, die sie hielt.

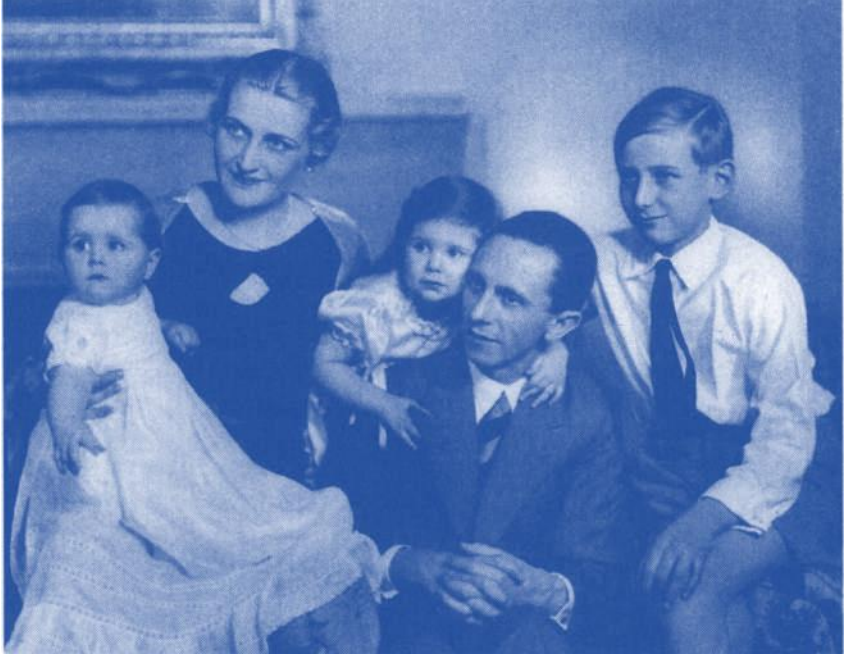
Nach diesem missglückten Debüt besann sich die geschiedene Frau Quandt ihres Standesbewusstseins und wurde unmittelbar im Hauptquartier der Partei vorstellig, um dort ihre Mitarbeit anzutragen. Dank ihrer Vorbildung und ihrer Sprachkenntnisse erhielt sie umgehend einen Posten im Archiv der NS-Gauleitung und bald auch ein Entrée bei Hitlers Statthalter in Berlin.

Vier Jahre zuvor war der gebürtige Rheinländer Joseph Goebbels im Auftrag seines «Führers» angetreten, das für die NSDAP äusserst schwierige Pflaster der «roten» Reichshauptstadt zu erstürmen. Sein skrupelloser Agitationsfeldzug trug dem Demagogen anfangs zwar nur wenige Stimmen ein, dafür aber umso mehr

Schlagzeilen und Aufmerksamkeit. Mit Aufmärschen, Fackelzügen, Saalschlachten und Hetztiraden steigerte Goebbels in kurzer Zeit seinen Bekanntheitsgrad in einer sensationsbereiten Hauptstadt. Auch Magda Quandt hatte schon einmal, von Neugier getrieben, einen seiner Wahlkampfauftritte im Sportpalast mitverfolgt. Nach einem grellen Einleitungsspektakel aus Marschmusik und Fahnenzauber erklimmte der hagere Hoffnungsträger der Partei die Bühne. Er wirkte wie die leibhaftige Karikatur eines Volkstribunen. Ein kleinwüchsiger Hänfling mit unverhältnismässig grossem Kopf, schlecht sitzender Jacke und zu weit geschnittenem Hemdkragen, der beim Gehen – als Spätfolge einer Knochenmarksentzündung in der Kindheit – das verkümmerte rechte Bein unübersehbar hinter sich herzog. Doch sobald der Redner seine faszinierend sonore Stimme erhob, vermochte er mit präzisen, scharfen Formulierungen, mit ungehemmter Angriffslust, mit beissendem Sarkasmus und populistischen Seitenhieben das Publikum in seinen Bann zu ziehen. Auch die elegante Zuhörererin, die in dem volksfestseligen Trubel eher deplatziert erschien, konnte sich der Wirkung seiner Worte nicht entziehen. Was der stimmungswaltige Prediger vor seinem Auditorium vollführte, hatte nur noch wenig gemein mit den steifen Ansprachen staatstragender Repräsentanten der Republik. Mit einem raffinierten Arsenal aus Mimik und Gestik, Modulation und Lautstärke, mit kunstvoller Choreographie und rhetorischen Pointen zielte der Dompteur der Massen weniger auf den kühlen Verstand seines Publikums als auf seine sinnliche Wahrnehmung und versetzte die empfangsbereite Gemeinde in einen kollektiven Rausch der Ressentiments und der Begeisterung. Goebbels' werbewirksame Wahlrede hatte Magda in ihrem Entschluss bestärkt, seine Parteigenossin zu werden.

Nun sass sie ihm in seinem Büro gegenüber. Die Gelegenheit hatte der Gauleiter nicht verstreichen lassen. Sobald er die vornehme Dame mit ihren schönen Gesichtszügen, ihrer anmutigen Gestalt und ihrer eleganten Kleidung in den Fluren seiner Befehlszentrale wahrgenommen hatte, bestellte er sie zu sich. Die neue Mitarbeiterin liess es sich gern gefallen.

Äusserlich emotionslos eröffnete Goebbels der Parteinovizin in seinem Büro, dass er sie dazu ausersehen habe, für ihn ein Privatarchiv aufzubauen. Der Gauleiter wusste, was Wissen wert war im



Es war das Bild einer glücklichen Familie, auch später dann, als diese Gerüchte mit der Baarova aufkamen. Die waren so weit in die Öffentlichkeit gedrungen, dass man das ganz schofel von ihm fand. Und umso mehr war Frau Goebbels die Mutter mit den Kindern, die das alles ertrug. Aber nachher haben sie sich ja wieder vertrauen und dann waren sie wieder die glückliche Familie.

Brunhilde Pomsel, Sekretärin im Propagandaministerium

Also, ich hatte das Gefühl, dass sie vollkommen davon überzeugt ist, dass sie einen treuen Mann hat. Im Volk war man nicht so überzeugt.

Frieda Smyrek, Haushälterin der Familie Goebbels

*«Die Leistungen der deutschen Mutter stehen in keiner Weise zurück vor dem heldenhaften Ringen der Männer im Felde.»
Familie Goebbels.*

Intrigenspiel der Politik. Detailreiche Dossiers über die Vorgeschichte nationaler und internationaler Vorgänge, über politische Gegner, besonders aber über eigene Parteifreunde konnten zur wirksamen Munition im Kampf um die Macht werden. Und mit der Stoffsammlung für dieses Depot wollte der Gauleiter die attraktive Parteigenossin betrauen, die – im Gegensatz zum Chef – auch fremdsprachige Zeitungen auszuwerten in der Lage war. Damit rückte sie in die unmittelbare Verfügungsgewalt ihres neuen Vorgesetzten und in seine persönliche Nähe. Von Beginn an war die Gesinnungsgenossin somit in die Winkelzüge seiner Machtpolitik eingeweiht und einbezogen.

«Sonst fiel kein Wort der Sympathie», beschrieb Magdas Mutter dieses erste Stelldichein ihrer Tochter mit Goebbels in der Rückschau, «kein Kompliment, kaum eine persönliche Bemerkung. Nur seine Augen schienen Magda zu verschlingen. ‚Ich meinte, ich müsste unter diesem zupackenden, fast fressenden Blick verbrennen‘, erzählte sie mir einmal viel später.»

Was den Umgang mit der Damenwelt anbelangte, so war der schmächtige Agitator kein Kind von Traurigkeit. In seinem Tagebuch aus jener Zeit werden in rasanter Folge Frauenbekanntschaften präsentiert wie Trophäen eines Eroberers. «Jedes Weib reizt mich bis aufs Blut», hatte der Möchtegern-Casanova 1926 seinem Journal anvertraut. «Wie ein hungriger Wolf rase ich umher. Und dabei bin ich schüchtern wie ein Kind.» Geradezu manisch war der von der Natur mit Attributen eines Frauenhelden nicht gerade gesegnete Aussenseiter von dem Drang getrieben, seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen. Jede vollzogene oder vermeintliche Affäre war Balsam für eine gekränkte Seele, die sich schon seit Kindheitstagen tiefen Verletzungen durch Häme und Verachtung unversehrter Altersgenossen ausgesetzt sah.

So lesen sich auch die Tagebucheinträge, die die neue Begegnung begleiten, wie die Chronik eines Eroberungszuges. «Eine schöne Frau mit Namen Quandt macht mir ein neues Privatarchiv», notierte Goebbels am 7. November 1930 und fügte eine Woche später hinzu: «Gestern Nachmittag war die schöne Frau Quandt bei mir und hat geholfen beim Aussortieren von Fotos.» Am 28. Januar 1931 zeugt der Eintrag bereits von grösserer Vertrautheit: «Frau Quandt kam zu Archivarbeiten zu mir zu [!] Hause. Sie ist eine schöne Frau», bevor am 15. Februar Vollzug gemeldet wird: «Abends kommt Magda Quandt. Und bleibt sehr



Langes Palaver mit Magda. Sie erzählt mir von ihren Bällen, Gesellschaften und was weiss ich was. Aber mich interessiert das nicht.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 17. Februar 1939

Da war sie die beste Hausherrin, die man sich überhaupt nur vorstellen kann, sehr entgegenkommend, und unterhielt sich sehr geschickt. Sie wusste eine Unterhaltung an Problemen vorbei zu führen und machte also eindeutig den Eindruck einer grossen Dame. Sie war offenbar gewohnt, in Gesellschaft eine Rolle zu spielen, und spielte diese Rolle ganz erstklassig.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

Ihre Rolle als «erste Frau» des Deutschen Reiches hat sie voll erfüllt. Das Wichtigste für sie war ja, dass sie Hitlers Wünsche erfüllte, weil er keine Ehefrau hatte. Die Eva Braun hatte ja keine Autorität.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

*«...es ist so gut, einen Menschen zu besitzen, der einem ganz und gar gehört...»
Das Ehepaar Goebbels und der italienische Minister Alfieri.*

lange. Und blüht auf in einer berückenden, blonden Süßigkeit. Wie bist du meine Königin!» An dieser Stelle fühlte sich der Tagebuchschreiber bemüsst, den ersten intimen Kontakt in Don-Juan-Manier mit einer Ziffer (1) der Nachwelt zu überliefern. «Eine schöne, schöne Frau! Die ich wohl sehr lieben werde. Heute gehe ich fast wie im Traum. So voll von gesättigtem Glück. Es ist doch herrlich, eine schöne Frau zu lieben und von ihr geliebt zu werden.» – «Magda Quandt kommt. Zu einem wunschlos schönen Abend», schwärmt der Liebhaber vier Tage später. «Sie ist eine herrliche Frau und gibt mir Ruhe und Einhalt. Ich bin ihr dafür sehr dankbar. Schöne Magda!» Eine Woche darauf durfte die Auserwählte den Gauleiter zu einer Parteikundgebung nach Weimar begleiten. «Bis tief in die Nacht sitze ich allein mit Magda Quandt zusammen», vermeldete der Tagebuchschreiber von dort. «Sie ist eine hinreißend schöne und gütige Frau, und sie liebt mich über die Massen.»

Doch diese Gewissheit geriet bald schon ins Wanken. Denn wie sich erwies, unterschied sich die Umworbene merklich von den Liebschaften aus dem Büro- und Parteiumfeld, mit denen sich der Gauleiter bis dahin bevorzugt beschäftigt hatte. Zwar erwiderte Magda die stürmische Zuneigung, zwar suchte auch sie bewusst eine engere Verbindung mit dem Mann, bei dem ihr sicherer Instinkt die Aura von Macht und Charisma erspürt hatte, aber sie war viel zu sehr von sich überzeugt, um sich seinem Liebeswerben leichtfertig hinzugeben. Sie wollte mehr sein als nur ein argloses Vorzeigestück. Und sie hatte ihren eigenen Kopf. «Zu Hause bekommen wir den ersten Krach über ein unbedachtes Wort von mir», heisst es am 26. Februar prompt im Tagebuch. «Sie schreibt mir einen Abschiedszettel und geht dann weinend weg. Immer das alte Lied! Ich sehe jetzt, wie schön sie ist und wie sehr ich sie liebe.»

Es sollte der Auftakt sein für eine unablässige Abfolge von leidenschaftlicher Verliebtheit, dramatischer Auseinandersetzung und theatralischer Versöhnung. Diese Spannung war vorprogrammiert, traf in dieser Beziehung doch eine selbstbewusste Gesellschaftsdame, die ihren «Marktwert» wohl kalkulierte, auf einen passionierten Pascha, der aus seiner grossspurigen Geringschätzung des umworbenen Geschlechts kein Hehl machte: «Die Frau hat die Aufgabe schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen», so hatte Goebbels einmal sein Rollenverständnis beschrieben.

Eifersüchtig wachte der Liebhaber darüber, dass keine Nebenbuhler ins Spiel kamen, um ihm seine Eroberung streitig zu machen. Als Goebbels einmal nach einigen Tagen der Funkstille erfuhr, dass ein wild gewordener Vorgänger seinerseits mit einem Eifersuchtsspektakel seine Geliebten heimsuchte, schien der Tagebuchschreiber dem Wahnsinn nahe: «Und dann war ich ganz allein mit meiner Angst und Qual. Magda ruft nicht an. Ich rufe bei ihr an die 30 Mal an, stets ohne Antwort. Ich rase, ich verzweifle. Die tollsten Spuke steigen in mir hoch. ... Warum gibt sie kein Zeichen? Diese Ungewissheit ist tödlich. Ich muss sie sprechen, komme, was kommen mag. Ich werde das heute mit allen Mitteln erzwingen. Die ganze Nacht ein einziger schreiender Schmerz. Ich möchte brüllen. Das Herz zerreisst mir in der Brust...»

Sich selbst gönnte der feurige Galan in solchen Momenten der Not freilich nach wie vor Trost bei anderen Frauen, wengleich er am 22. März wie eine Kapitulationserklärung in seinem Tagebuch vermerkte: «Ich liebe jetzt nur noch eine.»

Trotz aller Gefühlsverwerfungen bahnte sich zwischen der Schönen und dem Mephisto eine Verbindung an, die beide stärker gefangen nahm als vorausgegangene oder begleitende Affären. Sie war vom gemeinsamen Bekenntnis zur pseudoreligiösen Heilslehre im Zeichen des Hakenkreuzes getragen. Dazu gehörte auch die Abrechnung mit einer Vergangenheit, die nun nicht mehr vereinbar erschien mit dem Welt- und Feindbild dieser abstrusen Ideologie. Während eines gemeinsamen Urlaubsaufenthalts an der Nordsee im Juli 1932 weihte Magda ihren Gefährten in die Einzelheiten ihres Vorlebens ein. In Goebbels' Tagebuch finden sich nur kryptische Andeutungen darüber, was ihm seine Gesprächspartnerin in ihrer Beichte eröffnete. Aber es schien ihn in ernsthaften Schrecken zu versetzen, wie aus seinem Eintrag hervorgeht: «Mit Magda schwere Kämpfe um unser Glück. Sie war in ihrem früheren Leben sehr leichtsinnig und unbedacht. Und nun haben wir beide das abzubüssen. Unser Schicksal hängt an einem seidenen Faden. Gebe Gott, dass wir nicht zerbrechen an ihrem Verhängnis.»

Was mag den aufstrebenden Parteigänger so verstört haben an Magdas Bericht? Wäre es einzig um die Schilderung amouröser Jugendsünden gegangen, hätte Goebbels wohl kaum solch massives rhetorisches Geschütz aufgefahren. Plausibler erscheint die Er-

klärung, dass Magda ihm nun gestand, welche Begeisterung sie in jungen Jahren für zionistisches Gedankengut gehegt hatte und für einen seiner prominentesten Verfechter. Ausgerechnet Goebbels' Geliebte war einst in jener Welt beheimatet, die seine Partei als Feindbild verfemte. Fürchtete er nun das «Verhängnis», dass diese Vorgeschichte zu seinem Schaden ans Tageslicht geraten könnte? Goebbels selbst hatte keinen Moment gezögert, seiner früheren Lebensgefährtin, die eine jüdische Mutter hatte, den Laufpass zu erteilen, sobald er sein Parteiamt in Berlin antrat. Bei seiner neuen Gefährtin war er sich dieser Kompromisslosigkeit keineswegs so ganz gewiss: «Mit Magda kleiner Krach. Sie ist manchmal so herzlich, wenn sie von ihrer Vergangenheit erzählt. Sie hat damit noch nicht ganz gebrochen.»

Doch Goebbels setzte alles daran, diesen Bruch zu erzwingen. Die weiterhin von Magdas geschiedenem Ehemann Günther Quandt unterhaltene Wohnung am Reichskanzlerplatz wurde nun für den Nomaden, der bis dahin in eher studentengemässen Quartieren gehaust und sich von Gelegenheitsmahlzeiten in billigen Gaststätten ernährt hatte, mehr und mehr zum neuen Zuhause. Magdas feudales Domizil und ihr erlesener Lebensstil bedeuteten für den Aufsteiger aus kleinbürgerlichem Milieu einen mit Stolz vermerkten Prestigegewinn. Zum ersten Mal hatte der Jungeselle eine Frau an seiner Seite, die dem kleinen Doktor nicht nur Anerkennung einbrachte, sondern auch eine gewisse Grundausstattung an Manieren, Etikette und Kleidungsstil. Der Hausfreund revanchierte sich bei seinem Schwarm mit teuren Geschenken, deren Rechnung er mit ausgesuchter Bosheit an Magdas Vater Oskar Ritschel zur Begleichung weiterleitete.

Die hochherrschaftliche Quandtsche Residenz entwickelte sich bald zum Treffpunkt der braunen Gesellschaft. So konnte es nicht ausbleiben, dass sich eines Tages auch Hitler während eines Aufenthalts in der Hauptstadt in Magdas Salon einfand. Der Parteichef zeigte sich ausgesprochen angetan vom plüschigen Ambiente und ganz besonders von der Gastgeberin. Mit ihrer äusseren Gestalt und ihrem blonden Haarkranz schien sie nicht nur das in jenen Kreisen propagierte Kitschbild der «germanischen» Frau und Mutter idealtypisch zu verkörpern, sie gab sich selbst auch überzeugt vom Glauben an den «Führer» und seine Lehre. Überdies verband sie diese Konfession mit Intellekt und Geist. Gemäss der Rangord-



Frau Quandt machte schon auf den ersten Blick einen vorzüglichen Eindruck, der im Laufe der Unterhaltung noch gewann... Ich merkte, welchen Gefallen Hitler an ihrer harmlosen Lebhaftigkeit hatte. Und ich merkte auch, wie sie mit ihren grossen Augen am Blick von Hitler hing...

Otto Wagener, Stabschef der SA und Wirtschaftsberater Hitlers, 1931

Hitler hat sie verehrt und sie ihn noch intensiver. Und von der hat er auch Ratschläge angenommen, allgemeine und über Staatsführung. Die war sehr dezent und sehr beliebt, sehr zurückhaltend, sehr, sehr bescheiden...

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Sie war närrisch, von ihm anerkannt zu werden. Sie wollte immer seine Anerkennung. Weil sie ja die «erste Dame» des Reiches war und weil Hitler keine Gattin hatte.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

*«... wenn wir die Magda nicht hätten, dann sähen wir schlecht aus...»
Empfang in Goebbels' Amtszimmer, 1936.*

nung, so liess der Meister bald in seiner Umgebung verbreiten, würde diese nationalsozialistische Vorzeigefrau eigentlich ihm selbst zustehen und nicht dem Vasallen. Als kommender Führer der Nation habe er sich jedoch die Ehelosigkeit auferlegt und daher seinen Berliner Statthalter gewissermassen stellvertretend mit der Eheschliessung beauftragt, um die holde Muse auch künftig stets in seiner Nähe zu wissen. Jenseits aller Legenden, die diesen Männlichkeits- und Machtritualen entsprangen, war nicht zu übersehen, dass Magda eine starke Anziehungskraft auf Hitler ausübte, da sie zu den wenigen Gestalten in seinem Umkreis zählte, die zugleich Charme ausstrahlte, ihm treu ergeben war und die Kunst gehaltvoller Konversation beherrschte. Die Verehrte ihrerseits fand in Hitler eine Vaterfigur, wie sie sie seit früher Kindheit vermisste, und war selig, innerhalb der Partei in kurzer Zeit dorthin vorgezogen zu sein, wohin sie immer strebte: ganz nach oben. Mit kühler Berechnung erklärte sie ihrer Mutter, dass es nach ihrer Überzeugung nur die Alternative zwischen kommunistischer Machtübernahme oder einem Sieg des Nationalsozialismus gebe: «Sollte aber Hitlers Bewegung zur Macht gelangen, bin ich eine der ersten Frauen Deutschlands.»

Für den Beschluss zur Hochzeit mit Goebbels bedurfte es jedoch keines «Führer»-Befehls. Auch wenn Vertraute wie ihr leiblicher Vater Oskar Ritschel sie mit Entschiedenheit warnten, war Magda überzeugt, in dem Berliner Gauleiter von Hitlers Gnaden den Mann ihres Lebens gefunden zu haben. Zur Legitimierung der Liaison sah sich Goebbels auch durch gezielte Nachreden seiner parteiinternen Rivalen gedrängt, die begonnen hatten, das Verhältnis des selbst ernannten Sozialrevolutionärs mit der geschiedenen Frau eines Grossindustriellen, die zudem einst den jüdischen Namen Friedländer getragen habe, zu diskreditieren.

Kurioserweise wählte das Paar ausgerechnet Quandts feudales Landgut im mecklenburgischen Severin als Schauplatz für die Trauung. Auf dem entlegenen Gutshof, zu dem die geschiedene Frau Quandt dank eines wohlgesinnten Verwalters weiterhin Zugang hatte, fühlten sie sich vor den Nachstellungen politischer Gegner sicher. Am 19. Dezember 1931 schritt das Brautpaar durch ein Spalier hoch gereckter Arme, begleitet von Magdas Sohn Harald in improvisierter Pimpfenuniform und Hitler als Trauzeugen, zur kleinen Dorfkirche des Landsitzes, in der ein gesinnungstreuer

Pastor die Vermählung zwischen dem katholischen Kirchenfeind und der katholisch erzogenen Protestantin vollzog.

Als Altartuch diente eine Hakenkreuzfahne.

Die Flitterwochen allerdings fielen der Parteiräson zum Opfer. Der Wahlkampfmarathon in der Kapitulationsphase der Weimarer Republik trieb den frisch vermählten Ehemann rastlos zu Kundgebungen, Reden, Aufmärschen und Versammlungen. Die nun gemeinsam bezogene Wohnung der Gemahlin fungierte dabei als eine Art Hauptquartier. Am Reichskanzlerplatz erörterte die Führungsriege ihre politische Strategie, hier griffen Ernst («Putzi») Hanfstaengl und auch Magda selbst an langen Abenden in die Tasten des Flügels, hier liess sich Hitler von der Frau des Hauses vegetarische Köstlichkeiten servieren.

Magda, die nach manchen Fehlgeburten in der vorausgegangenen Ehe nun wieder guter Hoffnung war, genoss trotz aller Beschwerden das Leben im Mittelpunkt des politischen Kampfgeschehens, das ihr Auftrieb und Zukunft verhies. Zehn Monate nach der Hochzeit brachte sie am 1. September ihre Tochter Helga zur Welt. Wiewohl der patriarchalisch gesinnte Vater selbstverständlich einen Stammhalter erwartet hatte, zeigte er sich beglückt darüber, dass nun der Grundstein für den kommenden Familiensegen gelegt war.

Wenn dieses heile Familienbild unter Beschuss geriet, etwa durch Pressekritik an der neuerdings reichlich feudalen Lebenswelt des selbst ernannten Volkstribunen, dann konnte sich der kleine Doktor rasch zum kühnen Ehrenretter aufschwingen – auf seine Weise. «Ein Redakteur», brüstete er sich im Tagebuch, «hat in einem Boulevardblatt auf das Infamste die Ehre meiner Frau angegriffen. Ein SS-Mann lässt sich bei ihm melden und verprügelt ihn so lange mit der Reitpeitsche, bis er blutüberströmt zu Boden sinkt. Dann legt er seine Visitenkarte auf den Tisch und verlässt, von keinem der anwesenden Pressereptile daran gehindert, die Redaktion. Das ist das einzige Mittel, mit diesen Ehrabschneidern fertig zu werden.»

Gewalt gehörte zum Instrumentarium des Agitators, der mit allen erdenklichen Mitteln um das Augenmerk der Öffentlichkeit buhlte. Als Propagandachef seiner Partei hatte Magdas Ehemann massgeblichen Anteil am Aufstieg der antiparlamentarischen Truppe zur zahlenstärksten Fraktion im Parlament.

Doch nun schien das Pulver allmählich verschossen. Bei der zweiten Reichstagswahl innerhalb eines halben Jahres, im November 1932, ging der Stimmenanteil der NSDAP zum ersten Mal wieder zurück. Hitlers Partei drohten der Bruch in rivalisierende Flügel und der finanzielle Kollaps. Die schwere Wirtschaftskrise, von der die rechtsextremen Stimmungsmacher zehrten, hatte ihren Tiefpunkt durchschritten. Die Aussichten für einen Durchmarsch zur Schaltstelle der Macht auf dem Weg der Wahlen schwanden dahin.

Für Goebbels' Gefährtin blieb das aufreibende Wechselbad nicht ohne Wirkung. Am Heiligen Abend wurde Magda mit starken Schmerzen ins Krankenhaus gebracht. «Das Jahr 1932 ist eine einzige Pechsträhne», notierte der verzweifelte Gemahl in sein Tagebuch. Es kam noch schlimmer. Während Goebbels an der Seite seines Meisters hinter den Kulissen der abdankenden Republik um die Macht pokerte, rang seine Frau nach einer erneuten Fehlgeburt in der Klinik um ihr Leben. «Wir wollen kämpfen, siegen oder sterben!», schrieb Goebbels grimmig in sein Tagebuch. «Ich drücke Hitler fest die Hand: ‚Ich wünsche Ihnen die Macht!‘»

Tags darauf wurde er wieder von blanker Panik gepackt: «Zwischen Tod und Leben. Und ich 600 km fern an das Hotelzimmer gefesselt. Diese Angst hat mir erst gesagt, wie tief ich diese Frau liebe und wie unendlich nötig ich sie habe. ... Die ganze Nacht nur gezittert und gebetet: Gott erhalte mir diese Frau. Ich kann ohne sie nicht leben. Beim Morgengrauen Ankunft. Gleich in die Klinik. Alle sind so ernst. Ich habe die furchtbarsten Befürchtungen.»

Nach einer Operation kam die Erkrankte wieder zu Kräften. Zur gleichen Zeit gelang Hitler dank einflussreicher Steigbügelhalter in der Umgebung des greisen Reichspräsidenten Hindenburg der Durchbruch zur Macht. Am 30. Januar 1933 wurde er von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Zwei Tage später konnte Magda Goebbels die Klinik verlassen. Doch die Stunde der Genesung und des politischen Triumphs brachte auch eine herbe Enttäuschung für sie. Ihre Partei war nun an der Macht beteiligt, nicht aber ihr Ehemann. Denn entgegen Hitlers «feierlichem» Versprechen war in der mit reaktionären Honoratioren bestückten Regierung kein Platz für den rabiaten Auführer. Und damit war auch seine Ehe-

gattin aus der ersten Reihe verwiesen. «Magda sehr traurig», notierte Goebbels. «Man patscht mich an die Wand. Hitler hilft mir kaum. Ich habe den Mut verloren.»

Doch den sollte der Propagandist bald wieder finden. Hitler entledigte sich seiner konservativen Koalitionäre, nachdem sie ihn zur Alleinherrschaft ermächtigt hatten. Damit schlug auch seinem treuen Trommler die Stunde. Als «Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda» konnte Goebbels nun zum Frontalangriff auf das Bewusstsein der Deutschen antreten.

Mit ihm profitierte auch die Frau Minister von dem Prestigezuwachs. Frauen stellten unter Hitlers Wählern zwar die Mehrheit, in seiner Partei aber waren sie von Beginn an abgemeldet. Die NS-Bewegung war in ihrem Erscheinungsbild weithin ein reiner Männerbund, ganz nach Hitlers einschlägigen Ansichten, wie er sie in privater Runde gern von sich gab: «Die Welt der Frau ist der Mann», oder: «Auf den Intellekt kommt es bei der Frau gar nicht an.» Daher nahm es auch nicht wunder, dass die neuen Machthaber in der ersten Phase weitgehend ohne geeignete Repräsentantinnen dastanden. Der Staatschef selbst hielt es für opportun, keine Frau an seiner Seite zu dulden, um so den Anspruch zu verkörpern, seine Schaffenskraft gleichsam zölibatär ganz und gar seiner einzigen «Braut», der Nation, zu widmen.

Auf diese Weise fiel nun der weltgewandten und vorzeigbaren Ministersgattin, auf der die Gunst des Alleinherrschers ruhte, die Aufgabe zu, diese Lücke zu füllen. Bei offiziellen Auftritten und Staatsbesuchen, etwa im faschistischen Bruderland Italien, glänzte Magda Goebbels mit Eleganz und Grazie. Die «Erste Dame des Reiches» – es war die Rolle ihres Lebens.

Als inoffizielle Frauenführerin des Regimes durfte sie zum Muttertag am 14. Mai 1933 im Rundfunk das neue Leitbild der Frauen verkünden. Ganz im Geist der nun staatstragenden Anschauung wob sie in ihrer Ansprache der deutschen Mutter einen Ehrenkranz, bevor sie gegen die zaghaften Ansätze zur Frauenemanzipation in der Weimarer Republik zu Felde zog: «Die heiligsten Güter des deutschen Volkes zerfielen. Moral, Ehre, Vaterlandsliebe mussten weichen vor der zersetzenden und zerstörenden Macht einer niedrigen, pietätlosen Gesinnung. So wurde auch der Wert der Mutter degradiert und der Irrsinn einer frivolen Zeit zerrte sie von ihrer hohen Stellung als Trägerin und Hüterin der Familie herunter und



«...er warf dabei immer einen Blick auf Lida...» Lida Baarova, (2. von links) auf einem Berliner Filmball mit Hilde Körber und Gustav Fröhlich.

Es gingen Gerüchte, dass Goebbels keinen Rock vorbeigehen liess, ohne ihn sich mal näher zu begucken. Er hatte sich ja auch vorbehalten, die Besetzungslisten bei den Filmen zumindest einzusehen. Wie weit er da dann auch noch bestimmend wurde, das weiss ich nicht. Da sagte man natürlich, aha, irgendeine neue Geliebte.

Brunhilde Pomsel, Sekretärin im Propagandaministerium

Magda Goebbels war eine kluge, eine überlegte Frau, die wusste, was sie tat. Es war so weit, dass sie dann bei Hitler die Genehmigung zur Scheidung erbat. Er hätte es sehr bedauert, weil er die Kinder auch sehr, sehr gern mochte. Irgendwie ist dann ein bisschen Ruhe eingetreten in Goebbels' Eskapaden. Aber sie überblickte die Situation und war eben auch eine intellektuelle Frau, die sich für vieles interessierte.

Birgitta Wolf Nachbarin von Magda und Joseph Goebbels in Berlin



*«... Goebbels hält es nicht für notwendig, seine Finger aus der Hand Lida Baarovas zu lösen...»
Die Geliebte des Propagandaministers.*

Als ich seine privaten Papiere verbrennen musste und er seinen Schreibtisch aufräumte, da war da auch ein Foto von Lida Baarova. Er sagte: «Zerreißen Sie das bitte.» Und da habe ich gesagt: «Herr Minister, das tue ich nicht, das müssen Sie selber machen.» Da hat er das Foto genommen, hat's zerrissen, und ich hab's ins Feuer geschmissen.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

machte sie zur Partnerin des Mannes, deren Ziel es wurde, sich auf den Gebieten der Politik, der Arbeit und der Moral ihm gleichzustellen oder gar ihn zu übertreffen. Kein Wunder, dass, als ein Mann im Volk erstand, Träger einer neuen Zeit und Kämpfer für neue Moral und neue Ehre, die Frau und vor allem die Mutter schon instinktmässig sich zum ihm stellte, und dass sie, nach Erfassen seiner hohen, geistigen und moralischen Ziele, seine begeisterte Anhängerin und fanatische Kämpferin wurde.»

Neben der strahlenden Präsenz auf offiziellen Empfängen beschränkte sich für Magda Goebbels der «fanatische Kampf» jedoch in erster Linie auf ein Ehrenamt beim NS-Fürsorgeverein «Nationalsozialistische Volks Wohlfahrt» (NSV) und auf den Ehrenvorsitz des neu geschaffenen «Deutschen Modeamts». Für diese Funktion war die elegante Dame schon allein wegen ihrer eigenen reichhaltigen und erlesenen Kleidungs- und Hutkollektion prädestiniert. In ihrem Amt focht sie wacker gegen grassierende Uniformisierungstendenzen, wofür sie auch hier den Ton der Zeit anschlug: «Ich halte es für meine Pflicht, so schön auszusehen, wie ich kann. Ich will in dieser Beziehung auf die deutschen Frauen wirken. Sie sollen möglichst schön und elegant sein. Man hat mir die oberste Leitung eines deutschen Modeamtes übertragen, und in dieser Eigenschaft will ich es versuchen, durch mein Beispiel die deutsche Frau zu einem wahren Typ ihrer Rasse zu machen.»

Was der Wahn der nun zur Staatsdoktrin erhobenen Rassenlehre in ihrem Land anrichtete, das entging auch Magda Goebbels nicht. Deutsche, die nun als Juden verfemt waren, wurden ihrer Rechte, oft auch ihres Berufs und ihrer Existenz beraubt. Goebbels selbst stiftete mit wüsten Brandreden zum Boykott jüdischer Geschäfte und zur Verbrennung bedeutender Werke der deutschen Literatur den Rassenhass an. Seine Frau trug diese Kulturschande fügsam mit. Das «Dritte Reich» sei nun einmal gegen die Juden, erklärte sie ihrer früheren Schwägerin Elio Quandt, und als Propagandaminister falle ihrem Mann die Aufgabe zu, in Presse und Funk gegen sie vorzugehen: «Der Führer will es so, und Joseph muss gehorchen.»

Doch der Überzeugungstäter handelte nicht als Befehlsempfänger, und auch seine Frau wusste, was sie ihrem Status schuldig war. Jüdische Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen aus Jugendjahren waren für die «Erste Dame des Reiches» nun



Sie ist sehr lieb.

Sie ist so gütig und geduldig.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 1. bzw. 3. Dezember 1937

Magda wurde immer eifriger eine Propagandistin für die neue Sache, und sie war mit ganzem Herzen dabei.

Erinnerungen von Günther Quandt, Hans-Otto Meissner, 1978

Sie sind ganz vernünftig miteinander umgegangen. Das war keine himmelhoch jauchzende Liebe, aber ein ganz vernünftiges Ehe Verhältnis.

Frieda Smyrek, Haushälterin der Familie Goebbels

Mein Vater fragte sich oft, wie man sein Leben so vergeuden kann, mit einem Rebellen verheiratet zu sein. Mein Vater war bis zum Ende seines Lebens fassungslos.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

*«Sie war sehr diszipliniert ... auf sie war Verlass, sie war in der Beziehung eifersüchtig.»
Goebbels mit seiner Frau auf der Berliner Avus.*

ganz und gar unstatthaft. Magda Goebbels betrachtete es allein schon als «untragbar», wie sie an einen Beauftragten der NS-Zwangsgewerkschaft «Deutsche Arbeitsfront» (DAF) schrieb, «in den Verdacht zu kommen, mich in einem jüdischen Modehaus einkleiden zu lassen». Mit diesem dezenten Hinweis veranlasste sie die DAF, einen Modosalon auf dem Kurfürstendamm zur Aufgabe und den jüdischen Betreiber damit zur Emigration ins Ausland zu zwingen.

Noch «untragbarer» musste Magda die Vorstellung erscheinen, mit ihrem Jugendfreund Arlosoroff in engere Verbindung gebracht zu werden, der inzwischen zu den führenden Repräsentanten der jüdischen Heimstatt in Palästina zählte. In seiner Funktion als ausenpolitischer Beauftragter der Jewish Agency wagte sich Arlosoroff am 10. Mai 1933 noch einmal in seine einstige Heimatstadt Berlin, die sich für ihn unter dem Zeichen des Hakenkreuzes zur Höhle des Löwen gewandelt hatte. Auf das nunmehr feindliche Parkett führte ihn eine heikle politische Mission: In Verhandlungen mit den NS-Behörden, deren Funktionäre er mitunter noch aus Studententagen kannte, wollte der Unterhändler die Bedingungen für jüdische Auswanderer lindern und ihnen die Rettung ihres Vermögens erlauben.

Auf seinem Weg durch die vertrauten Strassen, so überlieferte es seine Schwester später, fiel Arlosoroffs Blick auf ein Hochglanzbild in der Auslage eines Fotogeschäfts, das den Propagandaminister mit Kind und Gemahlin zeigte: Seine Jugendliebe Magda war nun die Ehefrau des angehenden Judenhetzers! Arlosoroff benötigte einige Zeit, um mit diesem Schock fertig zu werden. Doch dann besann er sich auf die Möglichkeiten, die ihm seine frühere Bekanntschaft mit der führenden Dame des Reiches für seine Verhandlungen zu eröffnen versprach. Ungeachtet aller Einwände von Vertrauten, nahm er Kontakt mit Magda auf, um über sie Zugang zu ihrem Mann und damit zur NS-Regierung zu erhalten. Doch seine einstige Liebesgefährtin wies ihn am Telefon kurz angebunden ab und warnte eindringlich, dass jede Verbindung mit ihr ihn wie sie selbst in grosse Gefahr bringen könnte. Nach Aussage seiner Schwester habe Arlosoroff diese Kontaktaufnahme anschliessend selbst als schwer wiegenden Fehler bezeichnet.

Am 16. Juni 1933, zwei Tage nach seiner Rückkehr, unternahm der Zionistenführer einen Abendspaziergang mit seiner neuen Ehefrau Sima am Strand von Tel Aviv, nachdem er zuvor mit ihr



Sie war blond, sie war schön, sie war eine Dame. Und es war Goebbels gelungen, sie zur Frau zu machen und Kinder mit ihr zu haben. Das waren entzückende Kinder... so was Wonniges. Und sie hat sie wirklich hingebend und heiss geliebt.

Ich glaube, dass die Mutterrolle ihre richtige, ihre echte Rolle war.

Anneliese Uhlig, Schauspielerin

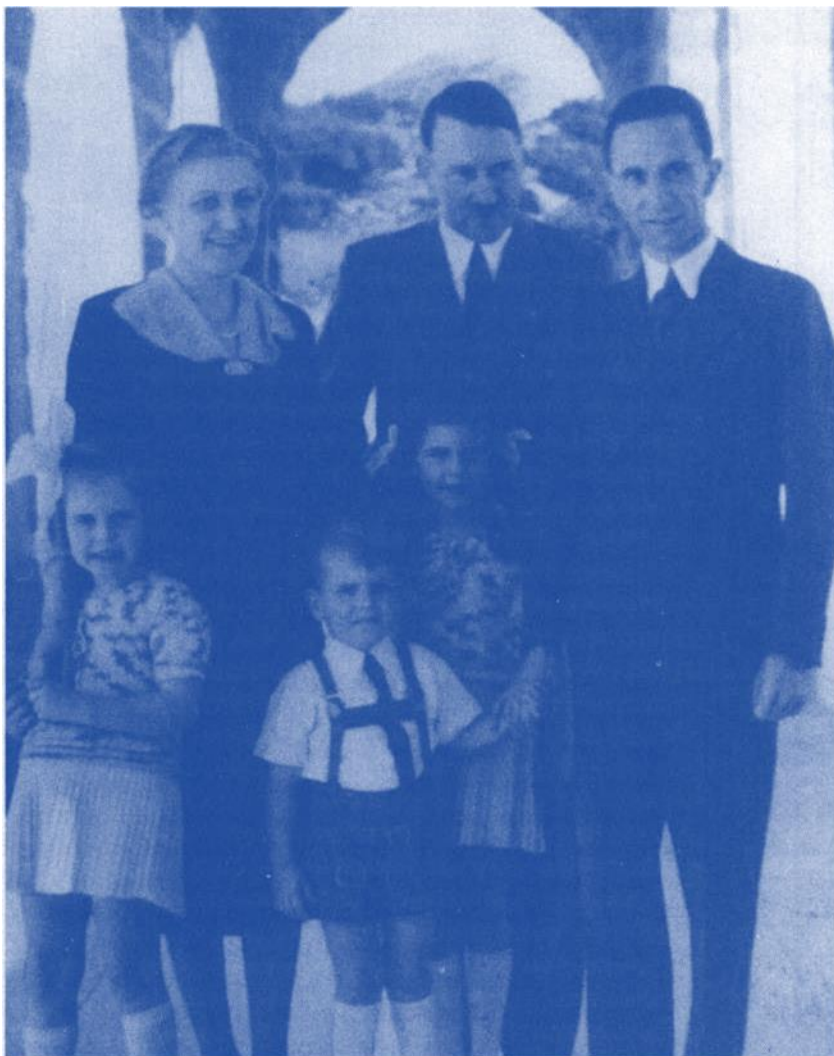
*«Die deutsche Mutter, sehr lieb und gut. In einer vollendeten Form.»
Magda mit ihren Kindern,
1937.*

im nahegelegenen Hotel Kate Dan zu Abend gegessen hatte. Da traten ihm zwei Männer entgegen, fragten Arlosoroff erst nach der Uhrzeit, dann nach seinem Namen, bevor einer der beiden eine Pistole zog und zweimal feuerte. Für den 34-jährigen Politiker kam jede Hilfe zu spät. Noch in der Nacht starb er im nicht weit entfernten Hadassah-Hospital. Seine Mörder verschwanden in der Dunkelheit. Mit Arlosoroff traf der Mordanschlag eines der hoffnungsvollsten Talente der jüdischen Politik in Palästina. Trotz seiner jungen Jahre hatte er die Entwicklung der entstehenden Heimstatt massgeblich mitgeprägt und alle Aussichten gehabt, im späteren Staat Israel eine führende Rolle einzunehmen.

Die Siedlergemeinde in Palästina stand unter einem tiefen Schock, dessen Nachwirkungen bis in die Gegenwart reichen. Ein Brudermord: Jüdische Attentäter hatten einen der fähigsten Köpfe aus ihren Reihen umgebracht. Oder war es ganz anders? Kam der Befehl für die Erschiessung des jungen Politikers in Wirklichkeit von aussen? Hatte gar Goebbels selbst seine Hand im Spiel? Wollte der skrupellose Machtmensch sicherstellen, dass Arlosoroff sein Wissen über Magdas Vorleben mit ins Grab nahm? Waren Magdas Warnungen an den Jugendfreund am Telefon von handfesten Befürchtungen genährt? Darüber kursieren vielfältige Spekulationen, einen echten Beleg für eine Urheberschaft des Propagandaministers gibt es nicht. Die meisten Indizien stützen die Version, dass Arlosoroffs Attentäter aus den Reihen politischer Extremisten in Palästina stammten, die dem Diplomaten seine Verhandlungen mit Hitlers Regime verübelten. Diese Ansicht teilte auch seine Frau Sima vor Gericht.

Dennoch wurde nie ein Täter verurteilt, die genauen Hintergründe blieben aus Mangel an Beweisen bis heute ungeklärt. Unbestritten bleibt jedoch, dass der frühe Tod ihres einstigen Liebhabers Magda Goebbels zeitlebens vor der heiklen Offenlegung ihrer zionistischen Neigungen in jungen Jahren bewahrte. Auch die Schwester des Ermordeten behielt ihr Wissen aus Angst vor Nachstellungen bis kurz vor ihrem Tod für sich.

Wengleich die gelenkten Medien unter Goebbels' Regie das Attentat in Palästina geflissentlich verschwiegen, schlug das Ereignis doch Wellen bis in Arlosoroffs frühere Heimat. Die *Jüdische Rundschau* in Berlin, die zu dieser Zeit unter strenger Überwachung noch erscheinen



Frau Goebbels war sehr gern gesehen, eine der am gernsten gesehenen Damen, die es da oben gab. ... Gepflegt, attraktiv, dezent und immer zurückhaltend und sehr freundlich.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Die Tatsache, dass sie in der Ehe mit Goebbels sechs Kinder zur Welt gebracht hat, entsprach genau der Weltanschauung der Nationalsozialisten. Und sie war eine überzeugte Nationalsozialistin.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

*«Hitler hat die Versöhnung erzwungen...»
Familie Goebbels zu Besuch bei Hitler, 1938.*

durfte, publizierte einen gross aufgemachten Nachruf auf den Zionistenführer. Am 26. Juni 1933 veranstalteten seine Anhänger und Freunde in der Berliner Philharmonie eine Trauerfeier für ihn. Noch war diese stille Kundgebung der Verbundenheit möglich, während ringsum judenfeindliche Hetze den Ton angab.

Ob Magda Goebbels von dem Mordanschlag erfuhr oder gar in Einzelheiten eingeweiht war, ist nicht überliefert. Abgeschieden von allen Turbulenzen, genoss die junge Mutter zu dieser Zeit die Sommerfrische im Nordseebad Heiligendamm. Mit ihrem elfjährigen Sohn Harald und der neun Monate alten Helga gönnte sich die Vorzeigefrau ihre erste Ruhepause nach der aufreibenden ersten Jahreshälfte des «Tausendjährigen Reiches». «Stiller, gesegneter Abend», vermerkte Goebbels, der seine Familie am Urlaubsort besuchte, am 18. Juni 1933. «Die viele Arbeit und eine gewisse Vergrämtheit hatten uns etwas entfremdet. Wir müssen wieder so werden wir früher. Das versprechen wir uns.»

Doch dieser Vorsatz blieb eher rhetorischer Natur. Goebbels gedachte nicht, seiner Gemahlin nach der Heimkehr von der See die Rückkehr auf das öffentliche Parkett zu gestatten, auf dem sie zunehmend Trittfestigkeit gefunden hatte. Neben ihrer Ausstrahlung fürchtete der geltungssüchtige Würdenträger offenbar selbst in den Schatten zu geraten. Bei seinen offiziellen Auftritten pflegte der Minister seine Gattin für gewöhnlich in ein Fahrzeug des Begleittrosses zu verbannen. Nun erlegte er seiner Frau auch den Rückzug aus ihren Vorzeigefunktionen auf, die ihr Ansehen und Gefallen einzutragen begannen. Ohne wirkliche Handhabe gegen sein Dominanzgebaren, antwortete Magda mit Trotz und Liebesentzug. «Abends noch Krach mit Magda wegen ihres Modeamtes, das mir ich weiss nicht wie viel Sorge gemacht hat», schrieb Goebbels am 20. Juli 1933 ins Tagebuch, «Laute Szenen. Magda muss sich mehr reservieren. So geht das nicht. In dieser Beziehung habe ich nur Ärger mit ihr. Trotzend ins Bett. Heute Morgen macht sie Flausen. Will nicht mit. Na ja, diese Frauen. Jedenfalls ich freue mich, dass es gleich nach Bayreuth geht.»

Zur Kultstätte des nationalsozialistischen Kunstgenusses musste der oberste Kulturhüter des Regimes diesmal allerdings ohne Begleitung seiner Frau pilgern. Magda blieb beleidigt zu Hause. Wenn er sie als Repräsentantin des Regimes kaltstellen wollte, so sollte er wenigstens

vor dem Publikum, das sich alljährlich zu den Wagner-Festspielen in Bayreuth versammelte, blossgestellt werden. Doch Hitler, dem der Adlatus auf dem «grünen Hügel» seine Schmach im Ehestreit beichtete, hatte kein Verständnis für diese ostentative Verweigerungsgeste. Umgehend liess er seine geschätzte Muse nach Bayreuth beordern.

Dem Willen des «Führers» beugte sich die beleidigte Gattin gerne. Nach dem ersten Akt der «Meistersinger» hielt Magda mit Verspätung Einzug im Opernhaus, und Goebbels versank einmal wieder in Bewunderung vor seinem Meister: «Er stiftet Frieden zwischen Magda und mir. Er ist ein wahrer Freund. Gibt mir aber Recht: Frauen haben nichts in der politischen Öffentlichkeit zu suchen. Dann flammt der Krach noch einmal heftig auf. Zu Hause im Hotel grosses Leid. An einem seidenen Faden. Dann Versöhnung. ... Magda ist süss und gut. Sie kann so lieb sein. Aber in Prinzipien gibts kein Pardon.»

Und diesen männlichen Prinzipien beugte sich die ambitionierte Ehefrau dann auch. Für geraume Zeit verschwand Magda Goebbels von der öffentlichen Bühne und widmete sich der Rolle, die sie selbst gern propagierte. Sie hütete die heimischen Gemächer und widmete sich ihrer Pflicht, dem «Führer» eine Vielzahl von Kindern zu schenken. Inzwischen hatte die Familie die Stadtwohnung, deren Unterhalt Günther Quandt nach der erneuten Eheschliessung seiner geschiedenen Frau eingestellt hatte, gegen ein ruhig gelegenes Eigenheim im Berliner Vorort Kladow eingetauscht. Die Dame des Hauses durfte es nun mit Geschmack ausstaffieren. Programmgemäss stand auch schon das zweite gemeinsame Kind ins Haus. Und damit erneuter Ehekrach. «Hoffentlich ein Junge», hatte der stolze Erzeuger sich im Tagebuch noch ausgebeten. Doch entgegen der Weisung war es wiederum ein Mädchen, Hilde, dem Magda am 13. April 1934 das Leben schenkte. Der Vater grollte, verweigerte Blumenschmuck und Klinikbesuch. Erst als Hitler sich mit seiner Entourage zur Gratulation im Krankenhaus einfand, konnte Goebbels nicht umhin, den unstatthaften Nachwuchs wenigstens zur Kenntnis zu nehmen. Zum Abschluss der Visite jedoch zischte er Magda grollend zu: «Das nächste Mal wird es ein Junge!»

Dieser Aufforderung kam die Gebälerin prompt nach. Schon am 2. Oktober 1935 brachte sie einen Jungen zur Welt, den die Eltern – der Marotte mit dem stets gleichen Anfangsbuchstaben H folgend – Hel-

mut taufen. «Und da liegt der Kleine: ein Goebbels-Gesicht», jubilierte der stolze Vater im Tagebuch. «Ich bin wunschlos glücklich. Ich könnte alles kaputtschlagen vor Freude. Ein Junge!»

Doch im Anschluss waren erneut Mädchen an der Reihe: Holde am 19. Februar 1937, Hedda am 5. Mai 1938 und schliesslich Heide am 20. Oktober 1940.

Inzwischen war die anwachsende Familie in eine feudale Backsteinvilla aus einstmals jüdischem Besitz auf der malerischen Wannseehalbinsel Schwanenwerder übergesiedelt. Das idyllisch gelegene Seegrundstück gab die geeignete Kulisse ab für das Bild der nationalsozialistischen Musterfamilie mit artigen Kindchen und einer treusorgenden Mutter, das die Ufa 1937 als Geburtstagsgeschenk an den obersten Filmherrn ins rechte Licht setzte. Auf Goebbels' Anweisung gelangte das Familienschaustück in gekürzter Fassung auch auf die Leinwand öffentlicher Kinos – was ihm jedoch wegen der Zurschaustellung des hochherrschaftlichen Lebensstils seiner Familie manche Kritik einbrachte.

Goebbels zeigte auch keine Scheu, seine Kinderschar in dem widerwärtigen Propagandastreifen «Opfer der Vergangenheit», der die menschenverachtende Diskriminierung von Geisteskranken und Behinderten verbrämen sollte, als Prototypen für erbgesunden, «rasse-reinen» Nachwuchs vorführen zu lassen. Und bei «Onkel Führers» Lieblingsauftritt als Kinderfreund durften die liebreizenden Sprösslinge des Propagandachefs, in weisse Kleidchen gehüllt, ebenfalls als Statisten dienen. Entgegen der anders lautenden Legende bewahrte die Familie ihre Kinder keineswegs vor der Uniform der Hitlerjugend, wenn sie das Eintrittsalter erreichten. Wie Harald wurde auch Helga Mitglied der verstaatlichten Jugendorganisation und «freut sich darauf unbändig», wie der Vater stolz vermerkte.

Zur Komplettierung des neureichen Lebensstils umgab sich der Aufsteiger mit einer Ansammlung von Statussymbolen, zu denen auch ein nobel ausgestatteter Fuhrpark, ein Motorboot namens «Bal-dur» und eine grosse Segelyacht gehörten. Mit geübter Hand leitete Magda Goebbels den Familienbetrieb. Sie übernahm es, die Gemächer mit Stil und Geschmack einzurichten und mit den Architekten, zu denen auch Albert Speer gehörte, Umbaupläne zu besprechen. Als Gastgeberin behielt sie stets den Überblick. Wenngleich die

Kochkunst nicht zu ihren ureigenen Begabungen zählte, so dirigierte sie doch souverän ihr Hauspersonal, um vor ihren Gästen, oft kurzfristig von ihrem Mann mitgebracht, nie in Verlegenheit zu geraten. «Eine wirkliche Dame» sei daran zu erkennen, liess sie damals verlauten, «dass sie ohne Wimpernzucken die Unterhaltung mit ihren Gästen fortführt, auch wenn in der Küche der Gasherd explodiert».

Auch ihrem Erscheinungsbild widmete die Gastgeberin grosse Aufmerksamkeit. Mehrmals täglich erschien sie in neuer Schminke und gewechseltem Gewand, das sie bei ausgesuchten Modemachern fertigen liess. Sorgfältig achtete sie darauf, immer perfekt frisiert und manikürt aufzutreten. Das Leitbild der deutschen Frau, die sich nicht schminkt, nicht trinkt, nicht raucht und in Gretchenmanier gewandet, wie es die Partei den «Volksgenossinnen» predigte, ignorierte die elegante Dame gelassen. In dieser Beziehung stand Magda Goebbels über dem Volk.

Nach und nach wurden die Latifundien der Familie noch erweitert um ein Landhaus am Bogensee nördlich von Berlin, dessen 2,26 Millionen Reichsmark verschlingenden Umbau sich der Minister von der Filmindustrie begleichen liess, und ein Dienstpalais nahe dem Ministerium, das für 3,2 Millionen Reichsmark dem Geschmack des Hausherrn und seiner Gemahlin gefügig gemacht wurde – diesmal auf Staatskosten. Krönen sollte das Schaustück vom gesellschaftlichen Aufstieg eine rauschende Ballnacht anlässlich der Olympischen Sommerspiele 1936, zu der Herr und Frau Minister über 3'000 Gäste aus aller Welt auf die prunkvoll ausgestaffierte Pfaueninsel im Wannsee luden. Doch dank trinkfreudiger und schlagkräftiger Haudegen aus der «Kampfzeit» unter den Gästen entartete der festliche Empfang zum gesellschaftlichen Skandal.

In trauter Einigkeit blickten die Damen der braunen Gesellschaft indes auf eine Nebenbuhlerin herab, die ihnen nun ganz und gar nicht standesgemäss dünkte: Die Fotogehilfin Eva Braun war beständig Objekt bissiger Bemerkungen und respektlosen Spotts, sobald sie in Hitlers Entourage ihr Stelldichein gab. Auch die Frau des Propagandaministers betrachtete es als unter ihrer Würde, die – durchaus nicht ohne Berechtigung – als «blondes Dummchen» eingestufte Rivalin zum Kaffeekränzchen zu laden. Doch der «Führer» zeigte sich keineswegs amüsiert, als ihm seine indignierte Liebhaberin ihren Kummer über diese gesellschaftliche Ausgrenzung zutrug, und Magda



*«Der Führer
findet Worte
höchsten Lobes
für Magda...»
Magda nimmt
eine Spende
Hitlers am «Tag
der Solidarität»
entgegen.*

Man konnte das beobachten... da war Hitler ganz locker. Sie war eine der wenigen Damen, von der er sich Ratschläge einholte und diese auch zur Kenntnis nahm und vielleicht auch in die Tat umsetzte, auch auf vielen Gebieten der Menschenführung.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

Das Verhältnis zwischen Hitler und Frau Goebbels ist rein intellektuell gewesen, aber sehr eng. Hitler hat mit ihr viel und gern und unter vier Augen gesprochen.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels



Magda ruft an; sie ist so lieb und gut zu mir. Eine richtige Frau!

Joseph Goebbels, Tagebuch, 5. August 1938

Sie war sehr beherrscht. Sie wäre vor Fremden nie aus der Rolle gefallen, auch nicht, wenn sie innerlich bewegt gewesen ist.

Frieda Smyrek, Haushälterin der Familie Goebbels

Ihre Krankheiten waren eher Ausflüchte gewesen. Denn sie hat ja immerhin sieben Kinder bekommen – ohne nach den Geburten lange im Bett zu bleiben.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

«Magda ist wieder in einer ausgezeichneten gesundheitlichen Verfassung ...» Saal- und Küchenpersonal des Lahmann-Sanatoriums.

Goebbels wurde für eine geraume Zeit mit der Missachtung des Allmächtigen bestraft. Hitler, der sonst gern zu Besuch im Familienkreis weilte, hielt sich von Magdas Refugium fern.

Die Verbannte war getroffen von der Zurückweisung ihres väterlichen Freundes, aber anmerken liess sie es sich nicht, wie es ihre Gewohnheit war. Stoische Beherrschtheit war die Paradeeigenschaft der Gefolgsfrau. Mit der eisernen Selbstdisziplin, mit der sie ihrem Alltag einem minutiösen, penibel eingehaltenen Tagesablauf unterwarf, hielt Magda Goebbels nach aussen die Fassade der heilen Familienwelt aufrecht, die längst schon brüchig war. Ohne sich die geringste Regung anmerken zu lassen, bewirtete sie in aller Höflichkeit eine unerwartete Besucherin am Frühstückstisch, bevor sie sie kühl zum Bahnhof expedieren liess. Die junge Dame, dies war unverkennbar, hatte die Nacht zuvor mit dem Herrn des Hauses verbracht.

Auch als Familienvater liess Goebbels nicht von der zwanghaften Leidenschaft ab, seine männliche Eroberungskraft zu beweisen – im Gegenteil: Seine Herrschaft über den gesamten Filmbetrieb des «Dritten Reiches» verschaffte ihm auch die Hoheit über die Besetzungscouch. Eine Vielzahl von Stars und Sternchen der Ufa liessen sich mehr oder weniger bereitwillig darauf ein, den Ruf des Ministers als unwiderstehlicher Verführer mit ihrem Glamour zu schmücken. Denn auf die Aussenwirkung legte es der komplexbeladene Möchtegern-Casanova in erster Linie an. «Ludwig XIV. von Frankreich, Karl von England und auch der siegreiche Napoleon», verkündete er in dem ihm eigenen Grössenwahn, «nahmen sich so viele Frauen, wie sie wollten, und dennoch hat sie das Volk vergöttert.»

In dieser Hinsicht mit seinen historischen Vorbildern gleichzuziehen, blieb dem späten Nachahmer zwar versagt, aber immerhin sprach das Volk ausgiebig über den «Bock von Babelsberg» und seine Affären. Und die eigene Ehefrau, die nach einer gern verbreiteten Legende als Einzige von den zahlreichen Treuebrüchen ohne Ahnung geblieben sein soll, hat in Wirklichkeit vermutlich darüber hinweggesehen. Viel wichtiger war für sie, dass Heim und Schein gewahrt blieben.

Im Übrigen verstand es auch die Frau des Hauses ihrerseits, den Seitenspringer an ihrer Seite zur Eifersucht zu reizen. Am 1. August 1936 verzeichnete Goebbels' Tagebuch einmal wieder «Krach mit Magda»: «Rosenberg hat mir eine unangenehme Sache mit Lüdecke erzählt. Ich spreche mit Magda darüber. Aber die Sache ist noch nicht



Gestern: ein schwerer Tag. Am Abend vorher eine lange Aussprache mit Magda, die für mich eine einzige Demütigung ist. Ich werde ihr das nie vergessen. Sie ist so hart und grausam.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 18. August 1938

Sie war Hitlers ausführender Arm für alle möglichen gesellschaftlichen Begebenheiten. Da musste sie sich organisieren, wenn sie wegfuhr, um telefonisch erreichbar zu bleiben ... Allerdings konnte sie nur ein paar Tage fort.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

Diese Frau, wie ich sie erlebt habe – dass da irgendeine ideologische Hingabe war, kann ich nicht glauben. Sie war ein weiblicher Mensch. Und das ganze System war ja so maskulin.

Anneliese Uhlig, Schauspielerin

*»Sie ist eine hinreißende, schöne und gütige Frau...«
Empfang im Charlottenburger Schloss*

klar.» Kurt Georg Wilhelm Lüdecke, 1890 geboren, gehörte in den Zwanzigerjahren zum engeren Kreis um Hitler und hatte damals den Kontakt mit Nazi-Aktivisten in den USA arrangiert. Mit Magda war er 1930, nach ihrer Scheidung von Quandt, für einige Zeit liiert. Er sei es, nach eigenen Angaben, auch gewesen, der sie damals zur NSDAP gebracht hatte. Im Intrigenspiel der rivalisierenden Fraktionen geriet er in der Partei jedoch bald ins Abseits und war 1934 sogar kurzzeitig im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert, bis ihm ein Parteifreund zur Flucht verhalf. Den Kontakt mit Magda schien er indes, auch in der Hoffnung auf ihre Protektion, weiterhin aufrechtzuerhalten.

Lüdeckes Bericht zufolge, den er 1937 als Abrechnung mit dem NS-Regime im amerikanischen Exil verfasste, hatte er seine frühere Geliebte mehrmals, zuletzt 1936, aufgesucht: «Ich war gerade dabei, Frau Goebbels von meiner Enttäuschung über die unwürdigen Rivalitäten innerhalb der Partei in dieser kritischen Stunde zu erzählen. Wir saßen auf einem breiten, bequemen Sofa, vor uns ein niedriger Teetisch. Ich sprach mit Emphase und Magda legte ihre Hand in einer mitfühlenden, freundschaftlichen Geste auf meinen Arm.... Plötzlich öffnete sich die Tür, und da stand der kleine Doktor.

Er verharrte einen Moment, behielt seine Hand auf dem Türgriff und starrte uns mit weit aufgerissenen Augen in einem blassen, müden Gesicht an. Für einen Augenblick trat eine peinliche Stille ein. Langsam stand ich auf, entzog meinen Arm behutsam Magdas Hand. Goebbels kam näher mit finsterner Miene.... Offensichtlich war er nicht erbaut, mich hier zu finden. Seine Frau bat mich, noch zum Abendessen zu bleiben, aber ich entschuldigte mich und stand umgehend auf, um zu gehen.»

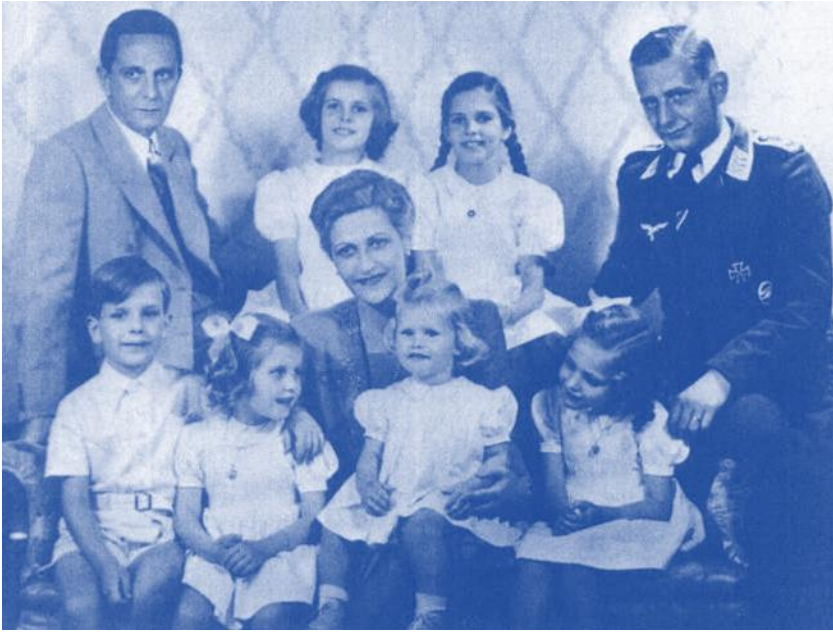
Alles nur ein unseliges Missverständnis? In Goebbels' Tagebuch jedenfalls findet eine veritable Ehekrise ihren Niederschlag: «Zuerst Krach mit Magda. Um den Besuch. Sie weint und tut mir dann wieder Leid. Es ist ein Jammer. Die Sache mit Lüdecke ist auch nicht ganz klar. Ob sie mir da die Wahrheit sagt? Ich weiss es nicht.» Am Abend wusste er mehr: «In der Nacht hat Magda zugestanden, dass Sache Lüdecke stimmt. Ich bin darüber sehr deprimiert. Sie hat mir permanent die Unwahrheit gesagt. Grosser Vertrauensschwund. Es ist alles so schrecklich. Man kommt im Leben nie ohne Kompromisse aus. Das ist das Furchtbare! Ich werde lange brauchen, bis ich mich davon erhole.»

Diese Erholung suchte der von Eifersucht geplagte Mann, seinerseits ohne Skrupel, in amourösen Ablenkungen. Doch in einem Fall war der Galan nicht vor tiefergehenden Gefühlen gefeit. Aus seinem Seitensprung mit der 22-jährigen tschechischen Schauspielerin Lida Baarova wurde eine folgenreiche Affäre. Wann immer es ging, nahm der Minister die junge Dame mit auf seinen Landsitz am Bogensee, wo die beiden sich ungestört ihrer kinoreifen Romanze hingeben konnten. Ungeniert begann das Liebespaar bei Filmpremieren und Empfängen ins Rampenlicht zu treten, bis die Liaison Stadt- und Staatsgespräch wurde und schliesslich auch Magda Goebbels zu Ohren kam.

Auch in diesem Fall suchte die entnervte Ehefrau zunächst nicht den Bruch, sondern ein Arrangement, um den Anschein zu wahren. Sie bestellte Lida Baarova zu sich und verblüffte die Nebenbuhlerin mit einem Bekenntnis, wie die Schauspielerin später berichtete. «Sie sagte: ‚Ja wissen Sie, er ist ein Genie, und wir müssen für ihn da sein, beide. Was hier passiert in meinem Haus, das bestimme ich. Was draussen passiert, ist mir egal. Sie müssen mir nur versprechen, dass Sie kein Kind von ihm bekommene»

Wie auch immer dieses Gespräch tatsächlich verlief – ob Magda nun aus Überzeugung, Not oder List handelte – die Beteiligten versuchten sich in der Tat für eine Weile in einer «Ménage à trois». «Eine feste Bindung mit der Baarova, die er offenbar wirklich liebt», so rechtfertigte die betrogene Ehefrau sich gegenüber ihrer Exschwägerin Elio Quandt nach deren Darstellung, «hält ihn vielleicht von zahllosen anderen Abenteuern ab, von Abenteuern, die seinen Ruf und seine Stellung ruinieren. Ich werde versuchen durchzuhalten, werde versuchen, ihn zu verstehen. Vielleicht kann ich Joseph durch Grossmut bei mir halten. Einmal wird auch das mit der Baarova vorbei sein. Wenn ich jetzt von ihm gehe, habe ich meinen Mann für immer verloren. So aber erhalte ich mir Joseph für später. Im Alter gehört er dann ganz mir.»

Bei aller strategischen Weitsicht konnte die erzwungene Dreisamkeit natürlich nicht lange gut gehen. Lida Baarova trat nach dem Bericht von Gästen des Hauses zeitweise wie die Hausherrin persönlich auf. In aller Öffentlichkeit brüskierte Goebbels seine Gemahlin, indem er sich während eines Kabarettbesuchs mitsamt seiner Mätresse in der Nachbarloge platzierte. Mit der Contenance war es nun zu Ende.



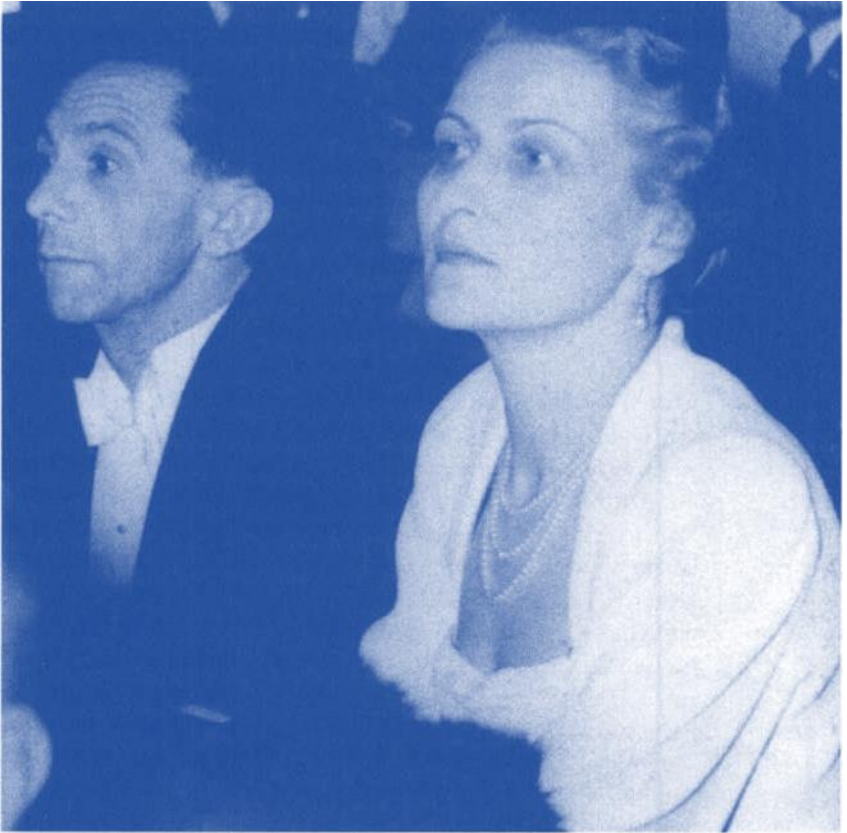
«Sie ist mir doch in dieser schweren Zeit eine wertvolle Stütze.» Familie Goebbels.

Die Frau ist erschaffen worden, um Mutter zu werden, der Mann, um die Familie zu erhalten und zu beschützen. So wie der Mann sein höchstes Glück im Erfolg seines Schaffens, Strebens und seiner Arbeit, in der Erreichung seines Lebenszieles, findet, so findet die Frau dieses Glück nur in der Erfüllung ihres Lebenszweckes, in der Mutterschaft!

Magda Goebbels, «Das Glück der Wiegen», Hannes Schmalzfuss, 1941

... Die Kinder waren so schlicht angezogen und in ihrem ganzen Benehmen wie ganz gewöhnliche Kinder, nichts Hochgestochenes...

Brunhilde Pomsel, Sekretärin im Propagandaministerium



Ihr ganzes Leben hat sie für Hitler aufgegeben. Sie hat alles getan, was ihm gefiel.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

Sie wurde ja damals die «erste Dame» des Regimes genannt und zu Recht, denn sie war nicht nur die einzige Dame, sondern auch die einzige Frau, die überhaupt öffentlich immer diese Rolle spielte. Hitler hatte ja keine anerkannte oder offizielle weibliche Person neben sich.

Anneliese Uhlig, Schauspielerin

Goebbels hat zeitweilig ein sehr schlechtes Verhältnis zu seiner Frau gehabt, die er ja ganz ohne Frage ziemlich heftig betrogen hat. Aber gerade in den letzten Jahren des Krieges haben die beiden doch sehr stark wieder zusammengefunden.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

«Sie blieb ihrem Leben treu, bis zuletzt...» Das Ehepaar Goebbels.

Magda stand am Rande des Nervenzusammenbruchs. Wie häufig bei ihr, schlugen sich seelische Zerwürfnisse auf ihre Gesundheit nieder. Etliche Wochen weilte sie in ihrem Stamm-Kurhotel Weisser Hirsch in Dresden, um sich wieder aufrichten zu lassen.

Während sie auf Abhilfe sann, erhielt sie unerwarteten Zuspruch. Ausgerechnet Goebbels' Staatssekretär und Mitstreiter Karl Hanke erbot sich im Habitus des edlen Ritters, die zahllosen Treuebrüche seines Chefs rechtskräftig zu dokumentieren. Als Beweismittel legte er ihr zugleich verräterische Briefe und Berichte vor, zu denen er sich im Amt Zugang verschafft hatte. Der Retter, der seinerseits ein Auge auf die Frau Minister geworfen hatte, bestärkte sie damit in ihrem reifenden Entschluss, mit einer Scheidung den Schlussstrich zu ziehen. Doch solch weit reichende Weichenstellungen in der Führungsriege waren im «Dritten Reich» Chefsache. Bevor Magda ihr Anliegen Hitler vortragen konnte, bekam Goebbels Wind von ihrem Vorhaben und wiegelte gegenüber seinem Chef ab: alles nur weibliche Hysterie. Seiner Gemahlin trat der Fremdgänger indes mit reumütiger Miene und Blumen in der Hand entgegen, um ihr theatralisch zu versprechen, von allen Liebeleien künftig zu lassen. Auf ihre Bitte hin beschwor er sein Treuegelöbnis sogar beim Leben seiner Kinder. Sprach's, fuhr und stürzte sich erneut ins Vergnügen – ungeachtet aller Beteuerungen. Für den Propagandaminister war die kunstvolle Lüge eben alltägliches Mundwerk.

Doch dank ihres Kavaliers Hanke erfuhr die hintergangene Ehefrau umgehend von den erneuten Eskapaden des Filous. Und damit war für sie das Tischtuch nun endgültig zerschnitten. Magda Goebbels zog aus und fand Unterschlupf in der Grunewalder Villa des Staatssekretärs Hanke – nicht so sehr, weil sie seine Nähe suchte, sondern um ihrem untreuen Gemahl im Ehekrieg eine Schlappe zuzufügen. «Magda ist so hart und grausam», lamentierte Goebbels in seinem Tagebuch und liess voller Selbstmitleid kundtun, dass er lieber als Konsul nach Japan gehen würde, als sich zu fügen.

Allerdings hatte er da die Rechnung ohne den obersten Schiedsherrn gemacht. Hitler duldet keinen Scheidungsskandal wegen einer tschechischen Geliebten, zumal er gerade die Okkupation ihres Heimatlandes plante. Die Musterfamilie des «Dritten Reiches» musste das propagandaträchtige Trugbild aufrechterhalten. So be-

rief der Anführer die zerrütteten Eheleute auf seinen Berghof und verfügte ihre Versöhnung, die auch umgehend mit einem trauten Familienbild für die Presse des Reiches dokumentiert wurde. Goebbels bekam eine strikte Kontaktsperre zu Lida Baaro-va auferlegt und wurde für eine Weile aus der Gunst des Allmächtigen verbannt. Seine Geliebte wurde nach kurzer Schonfrist in ihre Heimat abgeschoben, und die Ehefrau konnte triumphieren. Die Fassade war wieder hergestellt.

Aber ganz so fügsam wollte Magda Goebbels nicht in die Scheinwelt heimischer Harmonie zurückkehren. Eine Weile kokettierte sie ernsthaft damit, Hanks heftigem Heiratswerben doch noch nachzugeben. Im August 1939 entschied sie sich schliesslich für den Wiedereinzug in die heimischen Gemächer. Im Jahr darauf kam Holde auf die Welt, das «Versöhnungskind». Seines ungetreuen Adlatus Hanke entledigte Goebbels sich auf elegante Weise. Er sorgte dafür, dass der Staatssekretär als Gauleiter nach Breslau, in seine schlesische Heimat, befördert wurde und damit aus dem Blickfeld der Ministergattin entwand.

Während Magda Goebbels ihre Ehekrise ausfocht, trieb das Regime, dem sie sich verschrieben hatte, ihren Stiefvater Richard Friedländer immer weiter in die Enge. Unter der Herrschaft des organisierten Antisemitismus verlor der Mann, bei dem Magda in ihrer Jugend aufgewachsen war, seinen Beruf und seine soziale Stellung. Als Oberkellner in einer Gartenwirtschaft im Berliner Tiergartenpark, hatte er Mühe, sich und seine neue Frau Erna Charlotte über die Runden zu bringen. Dennoch wies er wie viele Juden den Gedanken an eine Auswanderung von sich, in der irrigen Annahme, dass sich sein Land ihm als Offizier des Ersten Weltkrieges doch verpflichtet zeigen müsse. Eine Vorsprache bei seinem Stiefschwiegersohn Joseph Goebbels, den er um Unterstützung ersuchen wollte, endete nach der Darstellung seines Enkels allerdings mit einer kühlen Abfuhr. So ist anzunehmen, dass auch Goebbels' Ehefrau über Friedländers Los im Bilde war, wenngleich sie jeden direkten Kontakt strikt vermied.

1938 gaben Hitlers Behörden ihre taktische Zurückhaltung in der «Judenpolitik» auf. Nach Diskriminierung, Entrechtung und Vertreibung aus dem Beruf sollten die deutschen Juden nun durch

gezielte Repressionsmassnahmen ins Ausland getrieben werden, unter Hinterlassung ihres Vermögens. Diese gross angelegte Erpressungsaktion begann bereits im Juni 1938 mit einer ersten systematischen Verhaftungswelle gegen Juden. Magdas Stiefvater gehörte zu den ersten Opfern. Öffentlichkeitswirksam als Kampagne gegen «Arbeitsscheue» und Vorbestrafte deklariert, wurden 2'000 Juden, die meisten von ihnen in Goebbels' Gau, festgenommen und in das Konzentrationslager Buchenwald verschleppt. Richard Friedländer wurde am 15. Juni 1938 an seinem Arbeitsplatz verhaftet, im Zug nach Weimar und von dort im Lastwagen in das Straflager auf dem nahegelegenen Ettersberg verfrachtet.

Was den Neuankömmlingen, meist älteren Ärzten, Anwälten, Geschäftsleuten oder Arbeitern, dort widerfuhr, schilderte ein Überlebender später: «Unsere Ankunft im Konzentrationslager Buchenwald gestaltete sich zu einem Spiessrutenlauf schlimmster Art. Wieder traktierte uns SS mit Faustschlägen und Fusstritten.» Zu 500 Mann wurden sie in einen ehemaligen Schafstall gepfercht. «Wir hatten keinen Platz. Kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett war für uns da. Wir mussten nachts auf dem blossen Boden liegen, ausstrecken konnten wir uns nicht, dazu war es viel zu eng.» In den ersten Tagen erhielten die Gefangenen weder Gelegenheit, sich zu waschen, noch etwas zu essen. Dafür gab es stundenlange Appelle, Exerzierübungen, Prügel, Folter und öffentliche Auspeitschungen, allein schon, wenn ein Sträfling beim Rauchen ertappt wurde.

Schliesslich mussten die KZ-Häftlinge zur Sklavenarbeit im Steinbruch und Strassenbau antreten, jeden Tag von 6 bis 20 Uhr, am Sonntag bis 16 Uhr. «Als wir zu unserer Arbeit marschierten, waren Männer von 65 Jahren unter uns. Der SS-Mann, mit einem Stock in der Hand, jagte – oder besser gesagt: peitschte – uns zu unserer neuen Arbeitsstätte, dem berühmten Steinbruch. Hier wurden uns – 80 Prozent unter uns hatten niemals vorher körperlich gearbeitet – Steinblöcke von solchem Gewicht aufgeladen, dass selbst qualifizierte Arbeiter ihre Not daran gehabt hätten, sie zu schleppen. Manche darunter waren so schwer, dass mehrere sie heben mussten, um sie einem anderen auf die Schulter zu legen. Dann mussten wir die Steine auf eine ca. 1500 m entfernte Chaussee schleppen, die ebenfalls von Gefangenen gebaut wurde. Die Chaussee ging steil hinauf, und hier wurden wir die letzten 500 m von den auf dem Weg verteilten SS-Posten im Dauerlauf gejagt,



Die Masse des Volkes fand das herrlich, wenn Frau Goebbels zu sehen war mit den hübschen Kindern, alle so nett angezogen, das strahlende Ehepaar. Das kam an. Es war einfach ein schönes Bild.

Brunhilde Pomsel, Sekretärin im Propagandaministerium

Sie repräsentierte die «erste Dame» des Reiches. Sie musste sich um alles kümmern, was mit Besuchern zu tun hatte. Und sie hat es gern getan, denn sie tat es für Hitler.

Ariane Sheppard, Magda Goebbels' Stiefschwester

«Die national-sozialistische Ideologie erfasste ihre Einbildungskraft wie nichts bisher...» Das Ehepaar Goebbels begrüsst das jugoslawische Kronprinzenpaar.

Fusstritte und Kolbenstosse wurden verteilt. Besonders die Alten, die einfach nicht mehr konnten, hatten am schlimmsten zu leiden. Dann ging es jedes Mal im Dauerlauf zurück zum Steinbruch. Und die Jagd begann von neuem.»

Alein bis Oktober 1938 fielen mehr als 100 Häftlinge der Tortur zum Opfer. Seucheepidemien, die in der Folgezeit unter den ausgezehrtten und unterernährten Gefangenen grassierten, erhöhten die Zahl der Toten. Auch Richard Friedländer überlebte die unmenschlichen Bedingungen in Buchenwald nicht. «Herzmuskelentartung bei Lungenentzündung» verzeichnete sein Sterbeschein vom 18. Februar 1939 lapidar. Die Schergen hatten ihn buchstäblich zu Tode gequält. Jahre vor dem industriellen Massenmord fiel Magda Goebbels' Stiefvater dem nationalsozialistischen Rassenwahn zum Opfer. Seine Witwe, die ihm mit wöchentlichen Zuwendungen in der erlaubten Höhe von fünf Reichsmark die Gefangenschaft zu lindern versucht hatte, erhielt nur noch seinen Sarg. In einem anonymen Grab auf dem jüdischen Friedhof in Berlin-Weissensee fand Richard Friedländer seine letzte Ruhe. Sein Schicksal ist hier zum ersten Mal rekonstruiert.

Ob seine Stieftochter von seinem einsamen Tod erfuhr, ob sie überhaupt Interesse dafür zeigte, ist nicht bekannt. Doch sie nahm die Vernichtung der Juden, denen sie in ihrer Jugend so nahe stand, hin wie so viele Anhänger des Regimes. Dabei wusste sie besser als die meisten ihrer Landsleute Bescheid, welches Los das Regime den Verfolgten beschied. Joseph Goebbels hielt mit seinem Wissen vor seiner Frau nicht hinter dem Berg. «Es ist grauenhaft, was er mir jetzt alles sagt. Ich ertrage es einfach nicht mehr», gestand sie ihrer früheren Schwägerin Elio Quandt, als die Todesfabriken längst ihr Mordwerk verrichteten. «Du kannst dir gar nicht vorstellen, mit welch schrecklichen Dingen er mich belastet, und niemandem kann ich mein Herz ausschütten. Ich soll ja mit keinem anderen Menschen sprechen. ... Er lädt alles auf mich ab, weil es ihm zu viel wird. Es ist nicht zu fassen und auszudenken.»

Mit zunehmendem Fortgang des Eroberungskrieges, den Hitler 1939 entfesselte, fanden Magda und Joseph Goebbels wieder zu gegenseitigem Einverständnis zusammen. Der Propagandist war nun ganz in seinem Element. Der Krieg bescherte ihm Angriffszie-

le, auf die er seine rhetorischen Geschütze richten konnte. Wie in der selig beschworenen «Kampfzeit» konnte er angreifen und tatsächliche oder vermeintliche Siege verkünden.

Im Zeichen der patriotischen Generaloffensive gelangte auch seine Frau wieder in ihre öffentliche Vorzeigefunktion zurück, aus der sie in Friedenszeiten verbannt worden war. Ganz im Sinne der nun geforderten Einsatzbereitschaft, absolvierte sie gleich zu Beginn des Zweiten Weltkrieges in einem Lazarett eine Ausbildung zur Rotkreuzschwester, ohne diese Fertigkeit allerdings jemals zur Anwendung zu bringen. Ob es um Ansprachen vor Frauen, um die Betreuung von Gattinnen ausländischer Staatsgäste, die Bewirtung von Frontsoldaten oder die Aufrichtung von Kriegerwitwen ging, Magda Goebbels war wieder präsent.

Sie machte gute Miene zum bösen Spiel. Ganz im Stil einer «First Lady» wurde die Ministergattin zur Anlaufstelle für sorgengeplagte Frauen und Mütter aus dem ganzen Reich. Hunderte von Bittbriefen gingen in ihrem Büro ein. Sie zeugen von der Heilserwartung, die sich mit Magda Goebbels verband. Manche Frauen baten um finanzielle Unterstützung in Notlagen, wofür der Gönnerin ein eigener Etat zur Verfügung stand. Andere suchten ihre Fürsprache, um Kinder aus den Heimen der «Kinderlandverschickung» zurückzuholen. «Da Sie ja auch eine liebende Mutter sind», schrieb eine Bittstellerin 1941, «hoffe ich bei Ihnen um volles Verständnis für meine Lage.» Die Vorzeigemutter hatte Verständnis und sorgte dafür, dass der evakuierte Sohn wieder nach Berlin zurückkehrte. Neben den Hilferufen fanden sich in der Post auch Briefe von Anhängerinnen, die der «Ersten Dame des Reiches» ihre tiefe Bewunderung zollten – mitunter in etwas holpriger Poesie. «Über deinem blonden Haar liegt es wie Heiligenschein», reimte eine Verehrerin aus Frankfurt. «In deinem Augenpaar spiegelt das Glück sich dein! Gross ist die Kinderschar, die dich umringt, in Liebe immerdar der Name ‚Mutter‘ klingt.... Du Sinnbild der deutschen Frau. In Andacht versunken ich steh, in deinen Augen blau deine reiche Seele ich seh. Auch du musstest tragen vieler Frauen Los, in schweren Tagen ward deine Seele gross...»

Solchermassen zum Vorbild erhoben, bemühte sich das «Sinnbild der deutschen Frau», auch als «Soldatin an der Heimatfront» eine linientreue Figur abzugeben. Statt vom Chauffeur liess sie sich drei Monate lang von der Strassenbahn in die Stadt kutschieren und

trug sich gar mit dem Vorhaben, bei Telefunken eine Tätigkeit in der Rüstungsproduktion anzutreten, wovon sie jedoch eine ihrer häufigen Krankheitsattacken befreite. Später wickelte sie zusammen mit dem Hauspersonal in Heimarbeit Zünderspulen für die Rüstung. Gäste des Hauses erhielten ihr spärliches Mahl nur noch gegen Ablieferung von Lebensmittelmarken.

Harald, Magdas Sohn aus erster Ehe, war von Beginn des Krieges an als Soldat an der Front. Obwohl seine Mutter die gefährvollen Einsätze des jungen Leutnants mit Sorge verfolgte, verbot es sich für sie, ihrem Sohn eine Vorzugsbehandlung zu ermöglichen – im Gegenteil: Mutter und Stiefvater Goebbels vermerkten voller Stolz seine militärischen Auszeichnungen, forderten aber auch unbedingte Einsatzbereitschaft. Als sich Harald Anfang 1944 für einige Zeit wegen einer Erkältung in einem Lazarett in München aufhielt, wurde dies zu Hause bereits als eine Art von Fahnenflucht missbilligt, wie Goebbels im Tagebuch notierte: «Ich fordere ihn auf, möglichst schnell wieder gesund zu werden und zu seinem Truppenteil zurückzukehren. Im Übrigen wird Magda ihn am Montag in München besuchen und ihm den Kopf waschen.»

Die Rüge zeigte Wirkung. Harald kehrte zu seiner Einheit nach Italien zurück und geriet noch im selben Jahr nach schweren Kämpfen verwundet in britische Kriegsgefangenschaft.

Die militärische Wende an den Fronten nach der Katastrophe von Stalingrad brachte dem Propagandaminister neue Konjunktur. Als «Bevollmächtigter für den totalen Kriegseinsatz» erhielt Goebbels weit reichende Befugnisse, um die letzten Reste von zivilem Gesellschaftsleben zu tilgen und die Betriebe nach Reserven für Front und Rüstung zu durchkämmen, wie er es in seiner berüchtigten Sportpalastrede unter frenetischem Beifall angekündigt hatte. Seine Frau, die dem Auditorium angehörte, trug seinen totalitären Eifer mit. «Ich bin sehr froh», schrieb Goebbels voller Stolz ins Tagebuch, «dass sie vor allem in der Frage des totalen Krieges einen ganz starren und radikalen Standpunkt vertritt. Wenn alle Nazi-Frauen so dächten wie sie, so wäre es sicherlich besser um unseren totalen Krieg bestellt.»

Von der Wirklichkeit dieses Durchhaltewahns, von den Bombennächten, dem Überlebenskampf in den Trümmern und der Fronarbeit in den Rüstungsschmieden, bekam Magda Goebbels



«... vielleicht kann ich mit einem soliden Bürger wie Hanke ein ruhiges Glück finden.» Karl Hanke.

Abends schüttet sie mir ihr ganzes Herz aus. Ich hatte mir das alles schon so gedacht. Hanke hat sich als Filou erster Klasse erwiesen. Mein Misstrauen gegen ihn war also vollauf berechtigt. Ich werde daraus die Konsequenzen ziehen. Und zwar sofort. Magda ist in einem furchtbaren Dilemma. Aber ich werde ihr schon helfen, da herauszukommen.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 23. Juli 1939

indes wenig zu spüren. Mit ihren Kindern siedelte sie im August 1943 in das familieneigene Landgut am Bogensee um. In die friedliche Idylle der Schorfheide nördlich von Berlin drang das Dröhnen der Bombermotoren nur wie eine Botschaft aus einer fernen Welt. Falls wichtige Anlässe einen Aufenthalt in Goebbels' Dienstpalais nahe dem Propagandaministerium erforderlich machten, war auch dort für sicheren Schutz vor Luftangriffen gesorgt. Ein lautlos sinkender Lift trug die Hausbewohner in eine Bunkerwohnung 14 Meter unter der Erde, die mit Teppichen, Klubsesseln, Schlafräumen, einer komplett eingerichteten Küche, einer Frischluftanlage und einem wohlgefüllten Weinkeller dem drohenden Komfortverlust während der Bombennächte vorbeugte.

Dennoch fand Magda Goebbels während des Krieges immer seltener Gelegenheit, sich der wiedererlangten Familieneintracht zu widmen. Wochen, oft Monate war sie von Klinik- und Kuraufenthalten in Beschlag genommen. Schmerzhaftes Entzündungen des Kiefers und des Gesichtsnervs, Herzattacken und schwere Depressionen wandelten die lebenslustige Frau während der langwierigen Krankheitsphasen in eine abgespannte Schattengestalt, deren fehlende Ausgeglichenheit sich auch in zunehmendem Alkohol- und Zigarettenkonsum bemerkbar machte.

Die Krankheitssymptome waren gleichsam das äussere Spiegelbild der inneren Zerrissenheit. Entgegen aller zur Schau getragenen Durchhalterhetorik hegte Magda Goebbels kaum noch Zweifel am bevorstehenden Untergang des Reiches, dem sie ihre Existenz verschrieben hatte. Mit dem unaufhaltsamen Vormarsch der Roten Armee und dem Scheitern der Ardennenoffensive Anfang des Jahres 1945 zerschlugen sich die letzten Hoffnungen auf eine militärische Wende. Die Gespräche am Kaminfeuer des Landhauses am Bogensee drehten sich jetzt meist nur noch um das Szenario für den Abgang. Nach langem Ringen und vielen Tränen war Magda Goebbels einig mit ihrem Mann, bis zum Ende in Berlin zu bleiben und die Kinder bei sich zu behalten. «Ich erkläre dem Führer, dass meine Frau fest dazu entschlossen ist, auch in Berlin zu bleiben, und sich sogar weigere, unsere Kinder nach draussen zu geben», hielt Goebbels am 1. Februar 1945 im Tagebuch für die Nachwelt fest. «Der Führer hält diesen Standpunkt zwar nicht für richtig, aber für bewundernswert.»



In diesem berichte ich dem Führer auch, dass Magda mit den Kindern unter allen Umständen, auch wenn Berlin angegriffen und eingeschlossen würde, bei mir bleiben will. Der Führer billigt das nach einigem Schwanken.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 5. März 1945

Unsere herrliche Idee geht zugrunde. Die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, ist nicht mehr wert, darin zu leben, und deshalb habe ich auch die Kinder mitgenommen. Sie sind zu schade für das nach uns kommende Leben...

Magda Goebbels an ihren Sohn Harald Quandt, Ende April 1945

Sie hat voll und ganz ihrem Mann beigestanden und hat sich nicht etwa zu diesem Nibelungentod überreden oder verführen lassen. Der ist gemeinsam von dem Ehepaar für sie und die ganze Familie beschlossen worden.

Wilfried von Oven, persönlicher Referent von Joseph Goebbels

*«...Ich habe sie für Hitler geboren und das Dritte Reich...»
Die Leichen der Kinder,
1945.*

Dass die Eltern ihren Entschluss von Anfang an als Todesurteil für die ganze Familie begriffen, bestätigen ihre Gesprächspartner aus jener Zeit übereinstimmend. «Wir müssen uns jetzt alle vergiften», verkündete Magda Goebbels trocken, als sie am 22. April mit der Familie zur letzten Fahrt in Hitlers Bunker unter der Reichskanzlei antrat. «Das Leben, das ihr alle nach dem Zusammenbruch leben werdet..., wird nicht mehr lebenswert sein», erklärte sie ihrer Vertrauten Elio Quandt zur Begründung. «Gerade was uns betrifft, die wir zur Spitze des Dritten Reiches gehört haben, wir müssen die Konsequenzen ziehen. Wir haben vom deutschen Volk Unerhörtes verlangt, andere Völker mit unerbittlicher Härte behandelt. Dafür werden die Sieger gründliche Rache nehmen... Da können wir uns nicht feige drücken. Alle anderen haben das Recht weiterzuleben, wir nicht. Wir haben dieses Recht nicht... wir haben versagt.»

Doch ihre Konsequenz hiess nicht, für das Scheitern einzustehen, sondern sich der Verantwortung zu entziehen. Darüber konnte auch das falsche Pathos von der Nibelungentreue zum «Führer» nicht hinwegtäuschen. Ihrem Idol in den letzten Stunden des Reiches nahe zu sein, diese Wahnvorstellung verdrängte alle Mahnungen der Vernunft.

So empfand es die Gefolgsfrau als die höchste Stufe der Genugtuung, als Hitler ihr zum Abschied im kahlen Korridor des Bunkers sein «goldenes Parteiabzeichen» überreichte. Die sonst so beherrschte Frau brach in Tränen aus. Nie zuvor hatte eine Frau diese Auszeichnung erhalten. Dass sie jetzt nicht mehr wert war als ein Stück Blech, diesen Wirklichkeitssinn hatte Magda Goebbels längst verloren. «Gestern Abend hat der Führer sein Goldenes Parteiabzeichen abgenommen und mir angeheftet», schrieb sie im Abschiedsbrief an ihren Sohn Harald, der als einziges ihrer Kinder das Kriegsende überlebte. «Ich bin stolz und glücklich. Gott gebe, dass mir die Kraft bleibt, um das Letzte, Schwerste zu tun. Wir haben nur noch ein Ziel: Treue bis in den Tod dem Führer, und dass wir das Leben mit ihm beenden können, ist eine Gnade des Schicksals, mit der wir niemals zu rechnen wagten.»

Dabei hatte es nicht an Versuchen gefehlt, wenigstens die Kinder noch aus dem Bunker zu retten. Freunde, Bekannte, Funktionäre des Regimes, sogar Hitler selbst, hatten Magda Goebbels Evakuierungsmöglichkeiten angeboten. Zuletzt hatte die Fliegerin Hanna Reitsch die Mutter flehentlich gebeten, die Kinder noch mit

dem Flugzeug aus der umkämpften Stadt ausfliegen zu dürfen. Doch Magda Goebbels blieb eisern, sie hatte ihren Entschluss gefasst.

Einen Tag nach Hitlers Selbstmord hüllte die Mutter ihre Kinder in strahlend weiße Gewänder und richtete sie festlich her. «Erschreckt nicht, Kinder», beruhigte sie sie nach der Aussage des Arztes, der ihr assistierte, «ihr bekommt eine Spritze, wie sie alle Soldaten bekommen.» Als das Mittel Wirkung zeigte und die Kinder schliefen, ging die Mutter daran – der Arzt hatte es unterdessen vorgezogen, das Kinderzimmer wieder zu verlassen –, der zwölfjährigen Helga, der elfjährigen Hilde, dem neunjährigen Helmut, der achtjährigen Holde, der sechsjährigen Hedda und der vierjährigen Heide Zyankaliampullen zu verabreichen. Als ein zweiter Arzt den Raum betrat, so jedenfalls seine Darstellung, hatte sie ihr tödliches Werk weitgehend verrichtet.

Bevor sie selbst mit ihrem Mann aus dem Leben schied, stieg Magda Goebbels noch einmal in den untersten Flur des Bunkers, um auf einem Tisch Patiencekarten zu legen. Nun hatte sie alles verspielt.

Leni Riefenstahl
DIE REGISSEURIN



Niemals wollte ich in meinem Leben von irgendjemand abhängig werden. Wenn ich sah, wie meine Mutter von meinem Vater manchmal behandelt wurde – er konnte wie ein Elefant trampeln, wenn sich am gestärkten Kragen seiner Hemden der Knopf nicht aufmachen liess –, dann schwor ich mir, dass ich in meinem späteren Leben niemals das Steuer aus der Hand geben würde. Nur mein eigener Wille sollte entscheiden.

Wenn Harmonie hervorgebracht wird, bin ich glücklich.

Schon immer hatte ich die Angewohnheit, mich nur mit dem zu befassen, was mich interessierte.

Alles, was durchschnittlich ist, gefällt mir nicht. Es zieht mich das Ungeöhnliche an.

Ich wollte gar nicht unter Hitlers Einfluss geraten. Ich habe nur gestaunt, wie er es fertig bringt, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, wie er Sachen gemacht hat, die so erfolgreich waren. Dass da Millionen Menschen, Juden umgebracht wurden, konnte ich nicht wissen.

Die reinste Kunst – und danach haben die meisten Künstler gestrebt – ist ohne Verantwortung.

Hitler hat mich sehr geschätzt. Die Partei hat mich deshalb gehasst. Denn manchmal stellte Adolf Hitler mich seinen Männern als Vorbild hin, von dem sie lernen könnten.

Ich habe nie Interesse gehabt an Politik und für Hitler genau sieben Monate gearbeitet in meinem langen Leben.

Realität interessiert mich nicht.

Leni Riefenstahl

Sie war ein natürlicher Mensch, ein fabelhafter, natürlicher Mensch. Und auch eine bildhübsche Frau. Sie war für mich damals die schönste Frau, die mir begegnet ist.

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

Als Künstlerin bewundere ich sie, sie ist die revolutionärste Fotografin und Filmemacherin unserer Zeit. Auch wenn ihre Nazi-Sujets beschissen waren.

Helmut Newton, Fotograf 19. Oktober 2000

Sie lebte als «Führerbraut ohne Geschlechtsverkehr», in einem rechtsfreien, in einem unpolitischen Raum.

Rudolf Augstein, Spiegel, 10. August 1987

Die Verfolgung dieser einen Frau wurde vor allem in Deutschland zu einer Hexenjagd, die bis heute andauert.

Alice Schwarzer, Emma, Januar 1999

Leni Riefenstahl ist sehr schnell und unvergleichlich dauerhaft zur Symbolfigur in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geworden – vermutlich zu einem Teil gerade auch deshalb, weil sie eine Frau war.

Rainer Rother, «Leni Riefenstahl – Die Verführung des Talents», 2000

Obwohl sie vieles mit ihnen gemein hat, ist die Riefenstahl keine typische Vertreterin der typisch deutschen Verdrängung und Verleugnung. Sie ist vielmehr eine vom Männlichkeitswahn besessene Superverleugnerin, die eine überdurchschnittliche Fähigkeit besitzt, nicht zu erinnern, was sie nicht erinnern will.

Margarete Mitscherlich, «Über die Mühsal der Emanzipation», 1994

Sie war eine schlanke, grosse Frau, schmal, sehr beredt, sie hat viel gesprochen, sie war sehr temperamentvoll, und die wusste genau, was sie wollte.

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

Sie spielt die Rolle ihres Lebens: Leni Riefenstahl gibt Leni Riefenstahl.

Im Fadenkreuz der Objektive ist die alte Dame kaum auszumachen. Ein dichter Belagerungsring von Fotografen und Fernseherteams hat sich um das Podium geschlossen, auf dem sie Platz genommen hat. Klein und zerbrechlich wirkt sie – und unvorstellbar alt. Ihr gefällt das Medieninteresse, überraschen kann es sie nicht, denn Leni Riefenstahl hat immer im Mittelpunkt gestanden. «Ich weiss doch, warum Sie alle gekommen sind. Sie wollen wissen, wie die denn aussieht, die Riefenstahl. Lebt die noch? Oder ist das eine Mumie?», fragt sie stellvertretend für ihr Publikum. Die Lacher sind auf ihrer Seite, denn sie hat Recht. Sie ist auf die Frankfurter Buchmesse 2000 gekommen, um einen Fotoband über ihr Leben zu präsentieren. Doch die Medienvertreter haben sich eingefunden, um «die Riefenstahl» zu sehen, eine der letzten Überlebenden der ersten Reihe des «Dritten Reiches».

Als die Eltern der anwesenden Journalisten geboren wurden, stand Leni Riefenstahl bereits im Zenit ihrer Karriere, entscheidende Abschnitte ihres Lebens waren schon Geschichte. In der zweiten, noch mehr in der dritten Generation versuchen die Frager nun, den Menschen hinter der Maske Riefenstahl zu entdecken. Unbelasteter vielleicht, als es noch ihre Eltern getan haben, doch am Kern der Fragen hat sich in fast sechs Jahrzehnten nicht viel geändert. Und auch an den Antworten nicht: «Sehen Sie, ich bin 98 Jahre alt, aber ich habe in meinem ganzen Leben nur sieben Monate für Hitler gearbeitet», tönt Leni Riefenstahl. Und gebieterisch verlangt ihr Blick, dass die Anwesenden glauben, was sie sagt. «Nur 50 Prozent von dem, was über mich geschrieben wird, ist wahr», grollt sie. Wenig später behauptet sie schon, es seien gar «90 Prozent». «Alles, was über mich in der Zeitung steht, ist Lüge», lautet schliesslich ihr Fazit. «Umbringen» könne sie alle Journalisten. Da ist sie: Leni, die ewig Verfemte, die ewig Unverständene, die Legende der Riefenstahl, die sie wie einen Panzer um sich errichtet hat.



Ein herrliches Kind! Voll Grazie und Anmut.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 1. Dezember 1929

*«Hitlers Primadonna»,
Leni Riefenstahl.*

Die Leni war Tänzerin. Als Tänzerin musste sie sportlich durchgeschult sein. Sie hat eine Körperbeherrschung gehabt – einmalig, unglaublich. Ich hab so was hernach bei einer Frau nie wieder erlebt. Allein schon das Gehen, die einzelnen Schritte... fantastisch.

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

Die betete immer das gleiche Gesunde, Grossartige, Wunderbare an. Sie ist so ungebroschen narzisstisch und ewig unschuldig. Sie war strahlend – wie ein gesunder, starrer, harter, narzisstischer Mann.

Margarete Mitscherlich, Psychoanalytikerin und Publizistin

Sie war Tänzerin, als Deutschland noch einen Kaiser hatte. Schauspielerin ist sie gewesen, als die Weimarer Republik zugrunde ging. Als die 68er auf die Barrikaden stiegen, war sie Fotografin in Afrika. Heute ist sie Taucherin – sicherlich die älteste aktive weltweit – und arbeitet an einem Unterwasserfilm. Doch die Zeit, die ihr Leben bestimmt hat, waren die Jahre zwischen 1933 und 1945. Sie war die Starregisseurin des «Dritten Reiches». «Triumph des Willens», ihr Film über den Nürnberger Reichsparteitag von 1934, setzte das verbrecherische Regime in ein verführerisches Bild. Sie gab dem Diktator sein Publikum und dem Publikum den «Führer», auf den es gewartet hatte. Ihre Bilder machten aus einem Schreihals einen übermächtigen Gott und Heilsbringer. Vor der Linse ihrer Kameras gerieten die Aufmärsche der Nazis zur Verheissung von Ordnung und Stärke. Es war die Macht ihrer Bilder, die mithalf, eine ganze Generation zu verführen.

Ist es das, was man ihr heute noch vorwirft? Wohl weniger. Die Filme, die Leni Riefenstahl damals drehte, kennen nur die wenigsten. Zum Teil dürfen sie nicht öffentlich vorgeführt werden, zum Teil ist ihr bildlicher Inhalt vom Zeitgeist überholt. Es ist ihre Person, die nach wie vor polarisiert. Sie hat nie gesagt: «Es tut mir Leid», hat sich standhaft gegen jede spürbare Art eines Erkenntnisprozesses zur Wehr gesetzt. Dokumentarfilme habe sie gedreht. Propaganda? Nein, niemals. Sie habe lediglich die Realität abgebildet. Das ist die Sichtweise der Leni Riefenstahl, aus der sie sich von jeglicher Form der Vergangenheitsbewältigung abgekoppelt hat. Sie damit als «Ewiggestrige» abzustempeln, macht die Sache zu einfach. Vom künstlerischen Standpunkt gesehen sind einige ihrer Filme Meisterwerke, auf zahlreichen Filmhochschulen werden sie als Lehrmaterial herangezogen. Die Fragen nach der Verantwortung von Kunst und der Verantwortung des Künstlers für sein Werk sind ihr unzählige Male gestellt worden. Geantwortet hat Leni Riefenstahl nie.

Als Leni Riefenstahl geboren wurde, war das vergangene Jahrhundert gerade erst angebrochen. Vater Alfred Riefenstahl liess auf dem Berliner Standesamt den 22. August 1902 als Geburtstag seiner Tochter Helene Bertha Amalie eintragen. Mutter Bertha war enttäuscht. «Lieber Gott, schenke mir eine wunderschöne Tochter, die eine berühmte Schauspielerin wird», habe sie während ihrer Schwangerschaft gebetet, berichtete die Tochter später in ihren

Memoiren. «Das Kind schien freilich eine Ausgeburt an Hässlichkeit zu sein, verschrumpelt, mit struppigem dünnen Haar und schielenden Augen.»

Es ging streng zu im Hause Riefenstahl. Vater Alfred, Inhaber einer gut gehenden Firma für Heizungs- und Sanitäreinrichtungen, duldete keinen Widerspruch – vor allem nicht von Frau und Tochter. Doch an der kleinen Leni war ein Junge verloren gegangen. Ungezügelt und sportlich kletterte sie mit den Nachbarsbuben auf Bäume, ging schwimmen, rudern und segeln. Zahllose Schrammen und Knochenbrüche konnten das wilde Kind nicht bremsen. «Schade, dass du nicht ein Junge geworden bist, und dein Bruder ein Mädchen», sagt der Vater in Riefenstahls Memoiren. Ihre schulischen Leistungen am Kollmorgenschen Gymnasium waren durchaus gut, lediglich mit dem Betragen haperte es. Einmal wurde Leni erwischt, als sie auf dem Schuldach turnend die Nationalflagge hisste, die ansonsten nur an Kaisers Geburtstag zum Einsatz kam. Sie hatte sich mit dieser Aktion einen schulfreien Tag erschlummeln wollen. Als sie mit 16 Jahren die Schule verliess, hatte Vater Riefenstahl schon feste Pläne gefasst. Zunächst sollte Leni auf die Haushaltsschule, anschliessend in ein Pensionat. Die Tochter freilich hatte ganz andere Träume.

In der *Berliner Zeitung* hatte sie ein Inserat entdeckt, in dem junge Mädchen als Darstellerinnen für den Film «Opium» gesucht wurden. Während sie in der Tanzschule Grimm-Reiter auf ihren Vorstellungstermin wartete, konnte sie den Tänzerinnen der berühmten Schule bei den Proben zusehen. «Mich überfiel ein unbändiges Verlangen mitzumachen», beschreibt sie diesen Moment später. Heimlich begann sie Tanzstunden zu nehmen – ohne Wissen ihres Vaters. «Halbseiden» nannte der das Berliner Tanzmilieu. Als Alfred Riefenstahl ihr schliesslich auf die Schliche kam, war er ausser sich. Leni konnte ihre «Strafversetzung» in ein Mädchenpensionat im Harz nicht mehr verhindern. Erst nach einem Jahr vergeblicher Versuche, die Tochter vom Tanzen abzubringen, lenkte Alfred Riefenstahl schliesslich ein: Leni sollte ihre Tanzstunden bekommen.

Mit nunmehr 19 Jahren versuchte sie nachzuholen, was ihre Tanzkolleginnen von Kindesbeinen an gelernt hatten. Im Morgenrauschen klingelte der Wecker, mit der Strassenbahn ging es dann vom Berliner Vorort Zeuthen in die Stadt. Die russische Solotänzerin Eugenie Eduardowa hatte Leni unter ihre Fittiche genommen.

Nach mehreren Stunden Balletttraining gönnte sie sich einen kurzen Mittagsschlaf, um anschliessend noch eine komplette Trainingseinheit Ausdruckstanz zu absolvieren. In dieser Zeit bewies Leni Riefenstahl erstmals, was sie später vor allem auszeichnen sollte: einen eisernen Willen, der sie schliesslich zum Triumph führte.

Der Zufall bescherte ihr einen Gönner, den Produzenten Harry Sokal, der sich – zumindest in Lenis Erinnerung – sofort unsterblich in sie verliebte und ihr Talent zu würdigen wusste. Für den 23. Oktober 1923 mietete er die Münchener Tonhalle für Lenis ersten grossen Auftritt. «Lampenfieber hatte ich nicht», erinnert sich die Riefenstahl. «Im Gegenteil, ich konnte den Augenblick, auf der Bühne zu stehen, kaum abwarten. Schon mein erster Tanz ‚Studie nach einer Gavotte‘ löste beachtlichen Beifall aus, den dritten Tanz musste ich bereits wiederholen, und dann steigerte sich der Beifall immer mehr, bis meine Zuschauer bei den letzten Tänzen nach vorne kamen und Wiederholungen verlangten. Ich tanzte so lange, bis ich vor Erschöpfung nicht mehr konnte.»

Der Abend in München war der Auftakt einer kurzen, aber furiosen Karriere. Max Reinhardt liess sie im «Deutschen Theater» auftreten – ein Ritterschlag für die fast noch unbekannt Tänzlerin. Es folgten Engagements in ganz Deutschland, in Innsbruck, Zürich, Wien und Prag. Barfuss, in eng anliegendem Silberlamé oder umhüllt von durchscheinenden Chiffontüchern, tanzte sie im Stil der Zwanzigerjahre exaltierte Ausdruckstänze. Obwohl zu dieser Zeit noch sichtlich molliger als in ihren Jahren als Filmstar, verfügte sie über ein beachtliches Temperament. Auch ihr leichter Silberblick fand seine Verehrer. In einer Werbebroschüre liess sie euphorische Kritiken zu ihren Auftritten veröffentlichen – ein frühes Beispiel gekonnter Public Relations.

So findet sich hier ein Auszug aus der *Berliner Zeitung* vom 21. Dezember 1923: «...dieses sehr schöne Mädchen... ringt wohl inständig um einen Rang neben den Dreien, die man ernst nimmt: der Impekoven, der Wigmann, der Gert. Und wenn man dieses vollkommen gewachsene, hohe Geschöpf in der Musik stehen sieht, weht eine Ahnung daher, dass es Herrlichkeiten im Tanze geben könnte, die keine von jenen Dreien zu tragen und zu hüten bekam...». Dass das Zitat allerdings weiterging, sparte das Faltblatt



«Mein Wunsch wäre es, Sie persönlich kennen zu lernen...», Leni Riefenstahl in «Das blaue Licht».

Ich habe meine Arbeit gemacht, so gut ich konnte.

Lent Riefenstahl, 22. August 1997

Sie war eine sehr gute Schauspielerin – eine hervorragende Schauspielerin. Sie war sie selbst. Sie war so einfach, und das war das Tolle an ihr. Sie hat nicht geschau-spielert wie normale Schauspieler, die sich etwas anlernen.

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

dezent aus: «Aber dann beginnt dieses Mädchen ihren Leib zu entfalten, die Ahnung verweht, der Glanz ergraut, der Klang verrostet, es bewegt sich eine wundervolle Attrappe, gewiss angefüllt mit Lust am Raum, mit Durst nach Rhythmus, mit Heimweh nach Musik, jedoch wird von dieser Lust der Raum nicht lebendig, in diesem Durst verdorrt der Rhythmus, und das Heimweh steht wie ein starrer Mantel wider die Musik. Es ist die Lust, der Durst und die Sehnsucht einer törichten und verwunschenen Jungfrau.»

Dennoch – Leni Riefenstahls Anfangserfolge waren beachtlich. Wirklich beweisen, was als Tänzerin in ihr steckte, konnte sie nicht mehr. Bei einem Auftritt in Prag zog sie sich eine komplizierte Knieverletzung zu, bei der ihr die Ärzte nur wenig Hoffnung auf Heilung machten. Nach einem fulminanten Start stand sie mit 21 Jahren vor den Trümmern ihrer Karriere.

In Leni Riefenstahls Leben sind es immer Momente gewesen, die ihren Weg entscheidend geändert haben, nie Entwicklungen. Einen solchen Moment erlebte sie, als sie 1923 in der Berliner U-Bahn-Station Nollendorfplatz auf ihren Zug wartete. Sie war auf dem Weg zu einem Arzt, der vielleicht noch einen Weg finden würde, ihr lädiertes Knie für eine Fortsetzung der Tanzkarriere wiederherzustellen. Als die U-Bahn einfuhr, fiel Lenis Blick auf ein Plakat des Films «Der Berg des Schicksals» des Regisseurs Arnold Fanck. «Eben noch von traurigen Gedanken über meine Zukunft gepeinigt, startete ich wie hypnotisiert auf dieses Bild, auf diese steilen Felswände, den Mann, der sich von einer Wand zur anderen schwingt», erinnerte sich die Riefenstahl später. Gebannt von diesem Motiv vergass sie ihren Arzttermin und humpelte zum nahegelegenen Kino, um sich den «Berg des Schicksals» anzusehen. Die wilden Naturaufnahmen schlugen sie nach eigenem Bekunden in den Bann. «Je länger der Film dauerte, umso stärker fesselte er mich. Er erregte mich so sehr, dass ich, noch ehe er zu Ende war, beschlossen hatte, diese Berge kennen zu lernen», berichtete sie. Schauspielerin wollte sie werden, in ebensolchen Filmen, wie «Der Berg des Schicksals» einer war.

Die Frage «Kann ich das eigentlich?» scheint Leni Riefenstahl stets fremd gewesen zu sein. Bergfilmschauspielerin – ein gewagter Plan, denn dabei würde ihr das verletzte Knie ebenso hinderlich sein wie beim Tanzen. Unverzagt fuhr sie mit ihrem jüngeren Bru-

der Heinz in die Dolomiten, um die Orte aufzusuchen, an denen der «Berg des Schicksals» gedreht worden war. Wichtiger aber noch: Sie wollte die Filmcrew Dr. Fancks treffen. Tatsächlich gelang es ihr, bei einer Filmvorführung in Karersee den Hauptdarsteller anzusprechen. «Sind Sie Herr Trenker?», fragte sie gerade heraus. «Dös bin i», antwortete Luis Trenker lapidar. – «Im nächsten Film spiele ich mit», behauptete Leni frech. Luis Trenker lachte amüsiert, doch genau so kam es.

Zurück in Berlin, schaffte es Leni Riefenstahl, Kontakt zu Dr. Arnold Fanck herzustellen. Fanck, eigentlich Geologe, hatte sich in Eigenregie zu einem Pionier des Bergfilms entwickelt. Handlungsarme aber aktionsgeladene Dramen in Eis und Schnee waren seine Spezialität. Die eigentlichen Hauptdarsteller seiner Filme waren die Berge, die er in nie dagewesener Präzision und Dramatik inszenierte. Um ihn herum hatte sich eine Gruppe begeisterter junger Kameraleute gebildet – die Freiburger Schule –, die neue Aufnahmetechniken erprobte und sich selbst gleich als Schauspieler und Stuntmen zur Verfügung stellte. Viele von ihnen, so Sepp Allgeier, Hans Schneeberger oder Guzzi Lantschner, würden wenig später die Riefenstahl-Crew bilden.

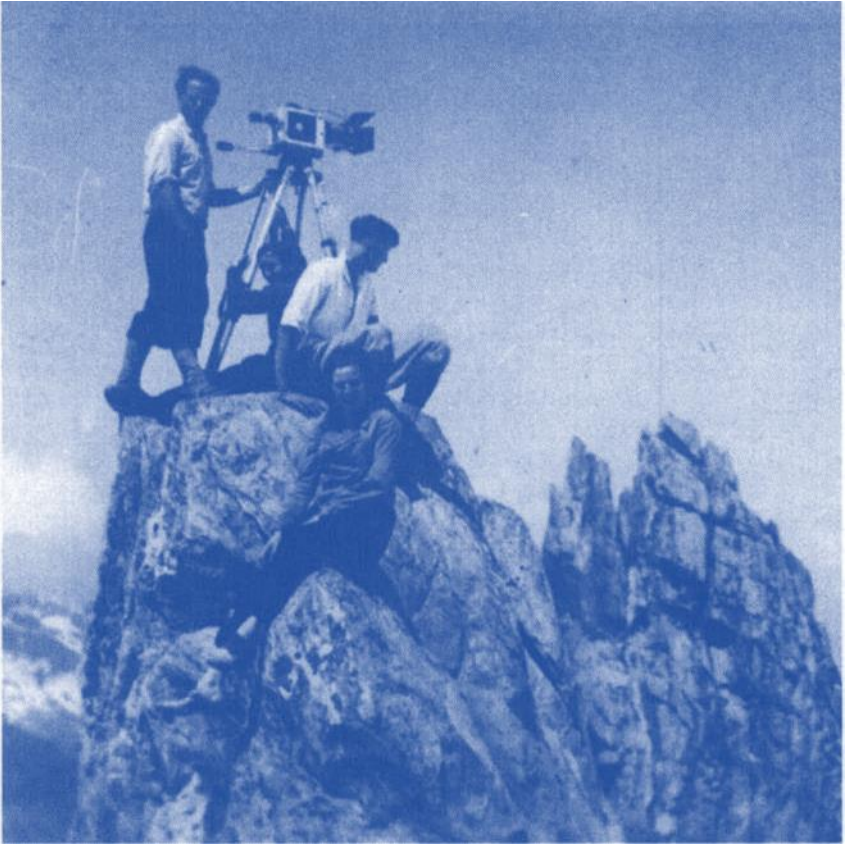
Arnold Fanck war derart angetan von der jungen Tänzerin, dass er sie spontan als Hauptdarstellerin seines nächsten Filmes «Der Heilige Berg» engagierte. Die Begeisterung Fancks bezog sich offensichtlich nicht nur auf Riefenstahls Tanzkünste. Ihrer Erinnerung nach hatte sich der Bergfilmer haltlos in sie verliebt. Wenig besser erging es bei Beginn der Dreharbeiten dem männlichen Hauptdarsteller Luis Trenker. Eine Frau zwischen zwei Männern, diese realen Ereignisse finden sich auch in der Handlung des «Heiligen Berges» wieder. Leni Riefenstahl spielte die schöne Tänzerin Diotima. In traumverlorenen Bewegungen entflammt sie die Herzen zweier Männer, die sich schliesslich auf eine gefährliche Bergtour begeben und dabei umkommen.

Wegen der pikanten privaten Konstellation der Hauptpersonen waren die Dreharbeiten teilweise dramatischer als die Filmhandlung selbst. Wegen nichtiger Anlässe lagen sich Trenker und Fanck ständig in den Haaren – so zumindest schildert es die «Diotima». Sogar an einen theatralischen Selbstmordversuch Arnold Fancks will sie sich erinnern. Mit Trenker zerstritt sich die Riefenstahl schliesslich derart, dass der Schauspieler seine Filmpartnerin auf einer Pressekonferenz öffentlich als «ölige Ziege» titulierte. Die

Beziehung Riefenstahl – Trenker hat in den Lebenserinnerungen der beiden einen jeweils völlig anderen Beiklang. Die Wahrheit wird wie so oft in der Mitte liegen. Noch heute aber ist ersichtlich, dass Luis Trenker, der als Leinwandliebhaber nie wirklich überzeugen konnte, in «Der Heilige Berg» seine überzeugendste Kusszene ablieferte – mit Leni Riefenstahl.

Trenker war nicht der Einzige, der den Reizen der Riefenstahl erlag. Ihren ersten Liebhaber hatte sie sich kess selbst ausgesucht. Vom gestrengen Vater bis zum 21. Lebensjahr mit Argusaugen bewacht, beschloss sie nach ihrem Auszug aus dem Elternhaus, auch ihr Liebesleben in die eigenen Hände zu nehmen. Der Auserwählte war Otto Froitzheim, ein erheblich älterer Ex-Tennischampion, dem sie ihr Ansinnen durch eine Freundin unmissverständlich übermitteln liess. Froitzheim liess sich nicht lange bitten und erschien zum vereinbarten Rendezvous. Alles verlief wie geplant – allerdings ohne einen Anflug von Romantik. Als Leni Riefenstahl aus dem Bad kam, war Froitzheim bereits wieder vollständig angekleidet. Er habe eine Verabredung, erklärte er knapp. Zu allem Überfluss hatte er auf dem Nachttisch etwas Geld hinterlegt, «für den Fall einer Abtreibung», erinnerte sich Leni Riefenstahl noch Jahrzehnte später schauernd in ihren Memoiren.

Trotz des wenig erfreulichen Auftakts liess Leni sich nicht entmutigen und hielt an dem für ihre Zeit auffallend selbstsicheren Prinzip fest, sich ihre Männer selbst auszusuchen. Die Auserwählten waren erfolgreiche, selbstbewusste Männer, auf die sie gezielt zugeht und aus ihren Absichten kein Hehl machte. Lenis späterer Kameramann Hans Ertl erinnerte sich im Interview mit leuchtenden Augen an ein Erlebnis, das fast sieben Jahrzehnte zurückliegt. Leni hatte ihn bei den Dreharbeiten zu «SOS Eisberg» in Grönland beobachtet, wie er mit einem Eskimokajak die Eisschollen umschiffte. «Würdest du mir das beibringen?», fragte sie den verblüfften 20-Jährigen. «Warum denn nicht», sagte Ertl, «zu jeder Zeit.» – «Zu jeder Zeit», habe Leni Riefenstahl wiederholt und dabei jedes einzelne Wort bedeutungsschwanger betont. In einem ärmellosen Blüschchen und knappen Khaki-Shorts empfing sie ihn wenig später zur Ruderpartie. Im Boot erkannte Ertl dann schnell das wahre Ziel des Bootsausflugs. «Leni rutschte nun zu mir heran und



Sie können unmöglich sich für Politik interessieren und nebenbei ein Kunstwerk schaffen.

Leni Riefenstahl, 22. August 1937

Die deutsche Frau war sie ja nun gar nicht – die Hingebende, dem Führer und Männern Kinder gebärende Frau.

Margarete Mitscherlich, Psychoanalytikerin und Publizistin

Mir ist die Riefenstahl nur als Produzentin von künstlerisch hochwertigen Naturfilmen, Bergfilmen, Wintersportaufnahmen entgegengetreten.

Dr. Fritz Hippler, damals «Reichsfilmintendant»

Sie hatte die Charaktereigenschaft, dass sie genauso führen konnte wie ein Mann. Sie konnte die Mitarbeiter genauso behandeln, wie ein Mann sie behandelt hätte.

Guzzi Lantschner, Kameramann bei Leni Riefenstahl

«Die Stilistin Leni Riefenstahl war kreativ in der Umsetzung ihrer Ziele...» Das Kamerteam von Leni Riefenstahl bei Aufnahmen in den Bergen.

sass wie in einem Schlitten dicht vor mir und zwischen meinen Beinen, die das Fusssteuer betätigen mussten. Es war nicht meine Schuld allein, wenn in dieser zauberhaften Arktis-Sommersonnen-Nacht der Paddelunterricht dann bis auf weiteres ausfiel.»

Wie Hans Ertl erging es einigen seiner Kamera- und Schauspielerkollegen. «Für Leni waren wir jungen Sportler wie Konfekt, von dem man nascht, solange es Spass macht», erinnerte er sich. Die Beziehungen waren meist kurzlebig und wurden ohne grösseres Aufsehen beendet. Allein die Liebe zu ihrem Kameramann Hans Schneeberger währte länger. Als «Schneefloh» sie ohne Aussprache wegen einer anderen Frau verliess, war Leni verzweifelt. «Der Schmerz kroch mir in jede Zelle meines Körpers, er lähmte mich, bis ich versuchte, mich durch einen furchtbaren Schrei zu befreien. Weinend, schreiend, in meine Hände beissend, taumelte ich von einem Zimmer ins andere. Ich nahm einen Brieföffner und fügte mir Wunden zu, an Armen, Beinen und Hüften. Ich spürte diese körperlichen Schmerzen nicht, die seelischen brannten wie Feuer in der Hölle», erinnerte sich Leni Riefenstahl später an die dramatischen Stunden, nachdem sie Schneebergers lapidaren Abschiedsbrief gelesen hatte. «Nie wieder, das schwor ich mir, nie wieder wollte ich einen Mann so lieben.»

Was folgte, waren Affären – keine hielt. Der spätere Erstbesteiger der Eiger-Nordwand, Anderl Heckmair, erfreute sich kurzfristig ihrer Gunst, ebenso wie der Zehnkampf Olympiasieger von 1936, Glenn Morris. «Schweren Herzens beschloss ich, mich von ihm zu trennen», kommentiert sie das Ende der Olympialiebe lapidar. Der Verschmähte wurde daraufhin Tarzan-Darsteller. Erst 1944 heiratete Leni Riefenstahl. Den Bräutigam Peter Jacob hatte sie bei den Dreharbeiten zu ihrem Film «Tiefeland» kennen gelernt. Bereits bei ihrer ersten Begegnung war Leni von dem schmucken Gebirgsjäger fasziniert, schreckte jedoch vor einer festeren Bindung zurück. Nach aufreibenden Eifersuchtsszenen, Streit, Versöhnung und flammenden Liebesbriefen von der Front sagte sie schliesslich «Ja». Die Hochzeit war eine typische Kriegstraung im kleinen Kreis in Kitzbühel. Doch Leni Riefenstahl und ihr Mann hatten sich schnell wieder auseinandergelebt. Die Ehe überdauerte das Kriegsende nicht. 1947 erfolgte die Scheidung, von der sie in ihren Memoiren ohne Bitterkeit berichtet.

«Der Heilige Berg» war 1926 ein Kassenknüller, das Team Fanck-Riefenstahl geboren. Gleichsam über Nacht avancierte Leni Riefenstahl zum Star. In schneller Folge entstanden nun die Streifen «Der grosse Sprung», «Die Weisse Hölle vom Piz Palü», «Stürme über dem Montblanc» und «Der weisse Rausch» – Regie: Arnold Fanck, weibliche Hauptrolle: Leni Riefenstahl. Die Handlungen waren meist Dramen in alpiner Höhe, in denen der männliche Hauptdarsteller ebenso heldenhaft wie sein weibliches Pendant schön war.

Der Realismus des Regisseurs erlaubte weder Doubles noch Studioaufnahmen. Fanck verlangte von allen Beteiligten das Äusserste. Kameramann und Darsteller Guzzi Lantschner erinnert sich noch heute an seine halsbrecherischen Skisprünge über Schluchten und Berghütten. «Ich bin meist ganz gut davongekommen, weil ich so klein und wendig war. Bei den anderen aber waren die Unfälle an der Tagesordnung.» Auch Leni Riefenstahl bekam den gnadenlosen Perfektionismus ihres Regisseurs zu spüren. Sie musste sich lebendig von einer Lawine begraben lassen oder auf einer Leiter über eine abgrundtiefe Gletscherspalte balancieren. Als die Handlung des Filmes erforderte, dass sie ihre Kletterszenen barfuss absolvierte, riss sie sich am Dolomitengestein für Wochen die Füsse blutig. In «SOS-Eisberg» schliesslich, dem letzten Film, den Leni Riefenstahl gemeinsam mit Arnold Fanck drehte, sprangen die Darsteller in Grönland gemeinsam mit Eisbären in das eiskalte Polarwasser.

Ihre Zeit mit Arnold Fanck hat Leni Riefenstahl geprägt: filmisch und persönlich. Fanck brachte ihr die Grundzüge des Filmgeschäfts bei. Immer wieder liess er sie kleinere Aufnahmefolgen selbst inszenieren und schulte ihren Blick für die richtige Einstellung. Sie selbst lernte in dieser Zeit, sich als oftmals einzige Frau am Set in einer Männerwelt zurechtzufinden und auch durchzusetzen. Vielleicht wichtiger noch: Sie lernte, an ihre Grenzen zu gehen und darüber hinaus.

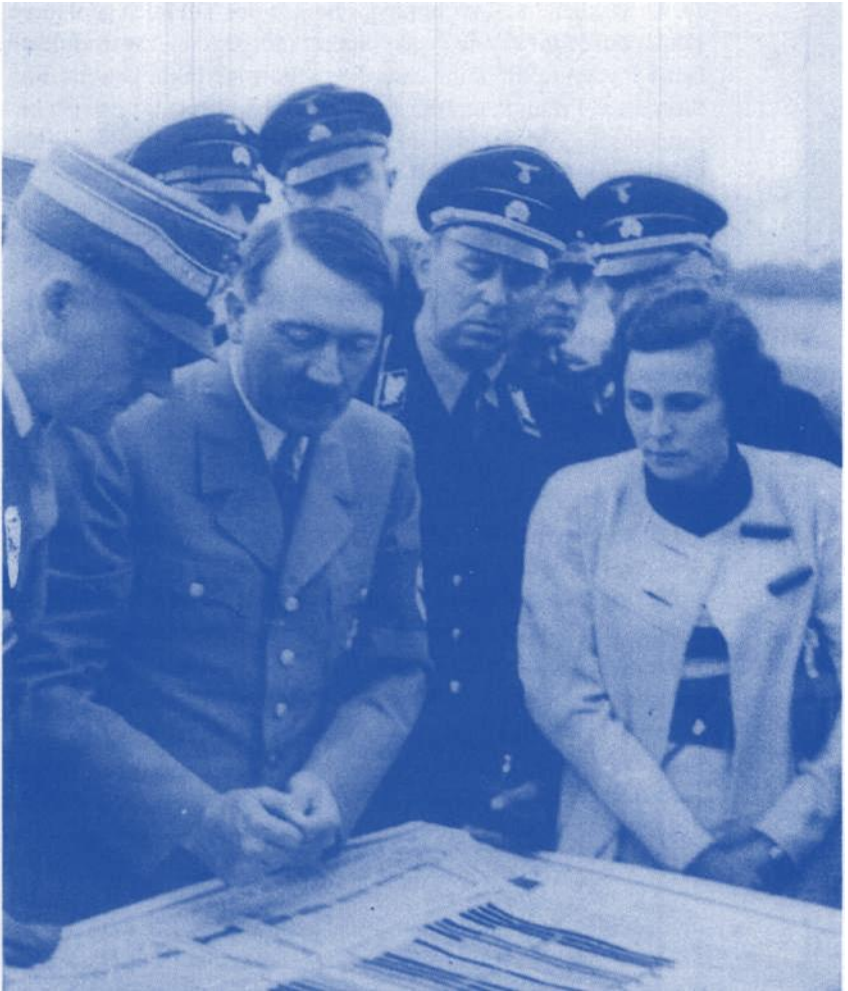
Für «Stürme über dem Montblanc» musste Leni Riefenstahl den Übergang vom Stumm- zum Tonfilm meistern. Das Ergebnis war eher amüsant. Vor dramatischer Szenerie kiekste ein dünnes Stimmchen mit kräftigem Berliner Einschlag. Zurück in Berlin nahm sie sofort Unterricht und sprach, um sich zu trainieren, sogar die automatischen Ansagen der Berliner Telefongesellschaft. Ihre Stimme besserte sich, doch noch lange spürte der Zuschauer in ihrer überzeichneten Gestik den ehemaligen Stummfilmstar. Hinzu

kam, dass Arnold Fancks Fähigkeiten in der Führung seiner Darsteller äusserst beschränkt waren. In den Szenen, in denen Fanck Unterstützung bei dem bekannten Regisseur G.W. Pabst suchte, lieferte auch Leni Riefenstahl eine durchaus passable Leistung ab.

Sie selbst sieht – wie so oft – auch ihre Talente als Schauspielerin in einer anderen Preisklasse, als es Beobachter vielfach getan haben. In ihren Erinnerungen hat selbst Joseph von Sternberg, der Entdecker und Förderer Marlene Dietrichs, lange mit sich gerungen, welche der beiden Frauen er mit nach Hollywood nehmen sollte. Immer wieder habe er – selbstredend schwer verliebt in die Bergdarstellerin – Rat bei ihr gesucht, was die Inszenierung der Dietrich in dem Film «Der blaue Engel» anging. Um eine Stellungnahme zu dieser Darstellung gebeten, erklärte Marlene Dietrich später, Sternberg würde sich über Lenis Geschichte totlachen, wenn er nicht bereits tot wäre.

So überzeugt Leni auch von ihrer eigenen Spielkunst war – sie merkte doch, dass ihr die Zusammenarbeit mit Fanck nur beschränkte Entwicklungsmöglichkeiten bot. «Au fein!», habe sie beständig ausrufen müssen, erinnerte sie sich später mit Entsetzen. Im 1933 gedrehten Grönlanddrama «SOS Eisberg» schrumpfte Lenis Rolle auf die eines schmückenden Beiwerks. Sie war die einzige Frau in einer dürftigen Handlung, die in der Abschlusszene malerisch über vier Eskimokajaks drapiert durchs Bild gerudert wurde. Zu allem Überfluss unterlegte der Regisseur die Szene mit dem Musikmotiv «Im Frühtau zu Berge». Angenommen hatte sie diesen Film ohnehin nur noch, um ihre strapazierten Finanzen zu sanieren und auf dem internationalen Markt Fuss zu fassen, da von «SOS Eisberg» auch eine englische Fassung gedreht wurde. Innerlich und auch beruflich aber hatte sie sich längst von ihrem Entdecker emanzipiert.

Bereits zwei Jahre zuvor hatte Leni Riefenstahl einen beherzten Plan gefasst: Als Regisseurin und Hauptdarstellerin wollte sie sich an einem eigenen Film versuchen. Mit dem entschlossenen Trotz der Anfängerin trug sie ihren Stoff einigen namhaften Filmproduzenten vor. «Langweilig, abgelehnt!», bekam die Nachwuchsregisseurin zu hören. Ein Märchen sollte der Film werden, wer würde sich denn für so etwas schon interessieren? Trotz aller Anstrengungen war einfach kein Geld aufzutreiben. Leni Riefenstahl entschloss sich, ihren Traum aus eigener Kraft zu verwirklichen.



Nachdem Hitler an der Macht war, wollte ich keine Verbindung mehr mit ihm haben.

Leni Riefenstahl in ihren Memoiren

Wenn wir einmal an die Macht kommen, müssen Sie meine Filme machen.

Adolf Hitler, 1932

Die Leni hat Dokumentarfilme gemacht, keine Propagandafilme. Keine Auftrags-Propagandafilme.

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

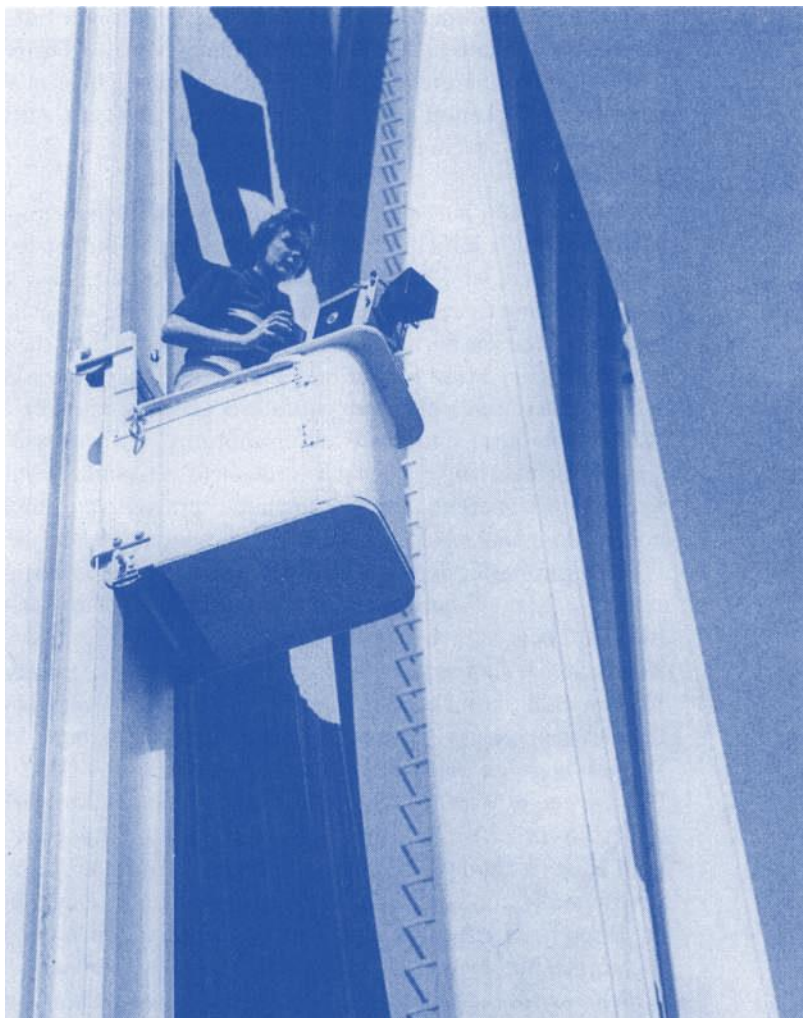
«Über allem stand die Verbundenheit zum Führer und zum Volk...» Leni Riefenstahl und Hitler bei den Vorbereitungen zum NS-Parteitag, 1935.

«Das blaue Licht», so der Titel des geplanten Films, würde ihre erste grosse eigenständige Arbeit werden, und er ist bis heute ihr wahrscheinlich schönster Film. Die meisten ihrer alten Freunde aus der Freiburger Schule erklärten sich bereit, ohne grössere Gagen mitzumachen. Für das Drehbuch konnte sie Bela Balacz, einen bekannten ungarischen Filmautoren, gewinnen. Als Statisten verpflichtete sie Bauern aus dem Südtiroler Sarntal, einer abgelegenen Region, deren markante Gesichter die Stimmung des Filmes prägen würden.

Die Zeit, in der sie «Das blaue Licht» drehte, scheint zu den glücklichsten Phasen in Leni Riefenstahls Leben zu zählen. Unter einfachsten Bedingungen inszenierte sie mit ihrem Team in den Dolomiten einen Film, der bis heute einen zeitlosen Reiz nicht verloren hat: Der Maler Vigo, gespielt von Matthias Wiemann, kommt in ein abgelegenes Bergdorf, das ein Geheimnis birgt. Oberhalb des Ortes liegt versteckt eine Grotte mit seltenen blauen Kristallen. Nur das wilde Mädchen Junta, das allein und verstossen in den Bergen haust, kennt den Weg zur Grotte. Immer wieder versuchen die Jünglinge des Dorfes, Junta zu folgen und stürzen dabei zu Tode. Der Fremde verliebt sich in die wilde Schönheit und zieht in ihre Hütte. Arglos verrät er schliesslich den Dörflern den Weg zur Grotte – die daraufhin prompt ausgeraubt wird. In einem dramatischen Finale stürzt Junta beim Abstieg aus der Grotte in den Tod.

Die Rolle der Berghexe Junta hatte Leni Riefenstahl selbst übernommen, attraktiv inszeniert im wilden Fetzenkleid. Bis heute versteht sie den Film als Vorwegnahme ihres eigenen Schicksals. Junta und Leni – beide seien geliebt und gehasst worden. Bis heute sieht sie sich als verstossene Aussenseiterin, die doch eigentlich nur das Schöne bewahren wollte und dafür von der Welt geächtet wurde. Und bis heute hat sie nicht erkannt, dass sie nicht wie die Junta im Film ein fremdbestimmtes Wesen war, sondern aktiv das Bild ihres Lebens gestaltet hat, mit all seinen Licht- und Schattenseiten.

Leni Riefenstahls Erstlingswerk als Regisseurin wurde ein grosser Erfolg. Der *Filmkurier* lobte, das Premierenpublikum sei «wie entrückt» gewesen und mehr noch: «Leni Riefenstahl hat erreicht, was sie erstrebte: eine einmalige Filmdichtung». In der Tat hatte Riefenstahl mit ihrem ersten Versuch den grossen Wurf gelandet und einen Film von überzeugender Einheitlichkeit und Harmonie geschaffen. Auch das Ausland fand Gefallen an dem märchenhaf-



Die Kulissen waren nun einmal da, in Nürnberg wie in Berlin. Ich war nicht die Gestalterin des Objekts. Ich habe nichts propagandistisch hinzugefügt oder manipuliert, sondern das, was ich sah, möglichst gut von meinen Kameramännern filmen lassen.

Leni Riefenstahl, 18. August 1937

Eine Frau, die weiss, was sie will!

Joseph Goebbels, Tagebuch, 5. Oktober 1935

*«Mensch, die fährt da hinauf mit der Filmkamera, die filmt von da oben...»
Leni Riefenstahl bei den Dreharbeiten zu «Triumph des Willens», 1934.*

ten Szenario. 14 Monate wurde der Film in London gezeigt, 16 Monate in Paris, die Biennale in Venedig ehrte ihn 1932 mit der Silbermedaille. «Das Schönste, was ich je im Film gesehen habe», lautete das Urteil des Mannes, in dessen Auftrag sie von nun an arbeiten würde.

Leni Riefenstahl hat aus ihrer – zumindest anfänglichen – Begeisterung für Adolf Hitler nie ein Hehl gemacht. Ihre erste Begegnung bei einer Rede Hitlers im Berliner Sportpalast stilisierte sie zum Erweckungserlebnis: «Mir war, als ob sich die Erdoberfläche vor mir ausbreitete – wie eine Halbkugel, die sich plötzlich in der Mitte spaltet und aus der ein ungeheurer Wasserstrahl herausgeschleudert wurde, so gewaltig, dass er den Himmel berührte und die Erde erschütterte. Ich war wie gelähmt. Obgleich ich vieles in der Rede nicht verstand, wirkte sie auf mich faszinierend. Ein Trommelfeuer prasselte auf die Zuhörer nieder, und ich spürte, sie waren diesem Mann verfallen.»

Noch ganz unter dem Eindruck der Sportpalastrede verfasste sie am 18. Mai 1932 einen schwärmerischen Brief. Die Adresse: Braunes Haus, München. «Sehr geehrter Herr Hitler, vor kurzer Zeit habe ich zum ersten Mal in meinem Leben eine politische Versammlung besucht ...Ich muss gestehen, dass Sie und der Enthusiasmus der Zuhörer mich beeindruckt haben. Mein Wunsch wäre es, Sie persönlich kennen zu lernen.» Die frühe Fanpost zeigte Wirkung. Kurz bevor sie sich zu den Dreharbeiten zu «SOS Eisberg» nach Grönland einschiffte, klingelte bei Leni Riefenstahl das Telefon. «Hier spricht Brückner, Adjutant des Führers», tönte es schneidig aus dem Hörer. «Der Führer hat Ihren Brief gelesen, und ich soll fragen, ob es Ihnen möglich ist, morgen für einen Tag nach Wilhelmshaven zu kommen.» Natürlich war das möglich. Eiligst kabelte Leni ihren Mitreisenden, sie werde erst in Hamburg zur Filmcrew stossen, man solle sich keine Sorgen machen, sie werde rechtzeitig nachkommen. «Ich fragte mich, war dies Zufall oder Schicksal», schrieb sie später. Es war keines von beiden. Leni Riefenstahl hatte den Kontakt zu Hitler bewusst gesucht und bekommen, was sie wollte.

Hitler empfing sie am Strand der Nordsee, und man schickte sich rasch zu einem Spaziergang an – so zumindest die Erinnerungen der Regisseurin. Das Gespräch, das sich anschliessend angeblich entspannt, liest sich wie die Kapitelübersicht eines Riefenstahl-Rechtfertigungsbuches. «Wenn wir einmal an der Macht sind, dann

müssen Sie meine Filme machen», habe Hitler eröffnet. Die so Gehörte wehrte «impulsiv» ab: «Das kann ich nicht! Bitte verstehen Sie meinen Besuch nicht falsch, ich bin überhaupt nicht an Politik interessiert. Ich könnte auch niemals ein Mitglied Ihrer Partei werden.» Und um auch keinerlei Zweifel an ihrem widerständlerischen Geist aufkommen zu lassen, will sie gleich darauf geäußert haben: «Sie haben doch Rassenvorurteile. Wenn ich als Inderin oder Jüdin geboren wäre, würden Sie überhaupt nicht mit mir sprechen. Wie sollte ich für jemand arbeiten, der solche Unterschiede zwischen den Menschen macht?». Und der gefürchtete Hitler reagierte nicht unwirsch. Nein, ganz im Gegenteil. Er habe gesagt: «Ich wünschte, meine Umgebung würde genauso unbefangen antworten wie Sie.»

Sowenig der Wahrheitsgehalt dieser Erzählung überprüfbar ist – sie ist bezeichnend für das Hitler-Bild der Leni Riefenstahl. Sie hat immer versucht, ihr Bild eines privaten Hitler, eines netten und charmanten Kavaliers, von dem Jahrhundertverbrecher zu trennen. Nichts habe darauf hindeuten können, dass sich hier ein Wolf im Schafspelz verbarg. Sie entstammt einer Generation, in der der Satz «Wenn das der Führer wüsste» geflügeltes Wort war. Doch sie hat ihr Abbild des «privaten Hitler» bis heute konserviert. «Schizophren» sei er gewesen, das bekennt sie wohl. Doch ganz menschlich ist das Bild, das sie heute noch vom «Führer» zeichnet.

Am Weihnachtstag des Jahres 1935 sei sie erneut mit Hitler zusammengetroffen, berichtet Leni Riefenstahl in ihren Memoiren. Besorgt habe sie ihn gefragt, wo er denn Heiligabend verbracht habe. «Schwermütig» habe der «Führer» geantwortet: «Ich bin mit meinem Fahrer ziellos im Auto herumgefahren, über Landstrassen und durch Ortschaften, bis ich müde wurde... Das mache ich jedes Jahr am Heiligen Abend. Ich habe keine Familie und bin einsam.» Und damit der Offenbarungen nicht genug, die Geständnisse seien noch weiter gegangen. Beim Nordseespaziergang sei Hitler plötzlich verstummt, so bekennt Leni. «Nach einer längeren Pause blieb er stehen, sah mich lange an, legte langsam seine Arme um mich und zog mich an sich. Er schaute mich erregt an. Als er merkte, wie abwehrend ich war, liess er mich sofort los. Er wandte sich etwas von mir ab, dann sah ich, wie er die Hände hob und beschwörend sagte: ‚Ich darf keine Frau lieben, bis ich nicht mein Werk vollendet habe.‘»

Adolf Hitler – ein verhinderter Liebhaber? Leni Riefenstahl ist sich da ganz sicher. «Seitdem ich mich entschloss, Politiker zu werden, habe ich auf mein privates Leben verzichtet», habe er gesagt. Ob ihm das schwer gefallen sei, fragt die einfühlsame Zuhörerin Leni. «Sehr schwer, besonders wenn ich schönen Frauen begegne, die ich gern um mich habe. Aber ich bin nicht der Typ, der Freude an kurzen Abenteuern hat. Wenn ich Feuer fange, dann sind meine Gefühle tief und leidenschaftlich – wie könnte ich das mit meinen Pflichten Deutschland gegenüber verantworten? Wie sehr müsste ich jede Frau, auch wenn ich sie noch so liebte, enttäuschen.» Die romantische Szene gipfelte schliesslich in dem für die Schreiberin offenbar schmeichelnden Fazit: «An diesem Abend habe ich gefühlt, dass Hitler mich als Frau begehrte.»

Über ihre eigenen Gefühle Hitler gegenüber hat sich Leni Riefenstahl nie so detailliert geäussert.

In den Kellern des Bundesarchivs ist ein romantisches Telegramm an die Reichskanzlei erhalten geblieben: *«Ein Glückwunsch, den mein Führer mir schenkt, ist Erfüllung möglich; darum hat mein Herz mich zum Danke gebracht. Heute halte ich mit beiden Armen die Rosen so rot, wie die Berge ringsum in Kosen der letzten Sonne. So schau ich hinauf zum Rosengarten zu seinen leuchtenden Türmen und Wänden und streiche mit meinen Händen über die roten Blumen und weiss nur, dass ich unsagbar glücklich bin. Leni Riefenstahl.»*

Die mutmasslich Unterzeichnende hat die Echtheit dieses Schriftstücks immer bestritten. Tatsächlich ist die Grammatik des Textes ungewöhnlich. Dieser Tatbestand allein wäre allerdings aus dem Aufgäbeort, dem oberitalienischen Pera di Vassa, zu erklären, da hier Ladinisch gesprochen wurde und wird. Die grammatikalischen Besonderheiten könnten demnach auf Übermittlungsfehlern basieren. Aufgegeben wurde das Telegramm an einem 24. August, einen Tag später ging es in Berlin ein. Neben dem Tagesdatum findet sich die Nummernfolge «00.38», was bislang als Jahreszahl 1938 gedeutet wurde. Mit Recht hat Leni Riefenstahl entgegnet, im Sommer dieses Jahres überhaupt nicht in Oberitalien gewesen zu sein. Bei der Eintragung handelt es sich allerdings um die Eingangsuhrzeit, eine Jahresangabe dagegen fehlt. Sie kann jedoch aus der Kennzeichnung des Aufzeichnungspapieres geschlossen werden, das erst ab 1939 verwendet wurde. Eine Woche nach dem

24. August 1939 war Leni Riefenstahl ihren eigenen Aufzeichnungen zufolge im nahegelegenen Bozen. Sie wollte ausspannen, bevor sie ein neues Projekt – den Film «Penthesilea» – in Angriff nahm. Am 21. Juni 1939 findet sich im Tagebuch des Propagandaministers Joseph Goebbels die Eintragung: «Er (Hitler) will den Penthesilea-Film von Leni Riefenstahl selbst finanzieren.» Das Verhältnis Riefenstahl – Hitler war demnach zu dieser Zeit ein ausserordentlich gutes. Am 22. August 1939 wurde Leni 37 Jahre alt. Dass sie sich über Blumen von Hitler gefreut haben könnte und diese Freude pathetisch zum Ausdruck brachte, ist durchaus vorstellbar.

Adolf Hitler hat Leni Riefenstahl zweifelsohne bewundert – gewiss als Künstlerin, vielleicht auch als Frau. Eine mehr als freundschaftliche Beziehung zwischen dem Diktator und seiner Regisseurin hat es freilich nie gegeben. Diesbezügliche Gerüchte kursierten bereits in den Dreissigerjahren. Als Leni Riefenstahl im November 1938 nach New York reiste, empfing sie die amerikanische Presse mit der Frage, ob sie die Geliebte Adolf Hitlers sei. Die Filmrollen, auf denen Riefenstahls Antwort aufgezeichnet ist, wurden jüngst gefunden. «Nein, nein!», wehrte sie ab. «Das sind doch alles nur Zeitungsgeschichten.» Und kokett lächelnd schlug sie die Augen nieder.

Auch in den ersten Nachkriegsjahren wurde die Frage eines möglichen Verhältnisses zwischen der Regisseurin und dem Diktator in der Presse gierig debattiert. Grundlage der Spekulationen war das angebliche «Tagebuch der Eva Braun», in dem von wilden Orgien auf dem Obersalzberg und einer nackt für Hitler tanzenden Leni die Rede ist. Erst später stellte sich heraus, dass das «Tagebuch» von A bis Z gefälscht war – und zwar von Luis Trenker.

Dennoch war da viel Gemeinsames zwischen Leni Riefenstahl und Adolf Hitler. Sie war der Spiegel, in dem sich Hitler so sehen konnte, wie er sich sehen wollte. Hitler, der sich selbst für ein künstlerisches Genie hielt, seitdem er sich in Wien mit Postkartenmalereien über Wasser gehalten hatte, fand in Leni Riefenstahl eine verwandte Seele. Bei ihr stiess er auf verständiges Gehör für seine endlosen Monologe über Kunst und das, was er unter «Kultur» verstand. Riefenstahl ihrerseits, in ihrem unbedingten Narzissmus Hitler nicht unähnlich, sonnte sich in dem Interesse, das ihr der mächtige Mann entgegenbrachte. Er war der Schlüssel zum

Ruhm, zur grossen Chance. «Die Einzige von den Stars, die uns versteht», hat sie Joseph Goebbels 1933 genannt. Leni Riefenstahl ist niemals Mitglied der NSDAP gewesen, ihre Begeisterung für die «Bewegung» konzentrierte sich vor allem auf die Person Hitlers. Es war keinesfalls ein Zufall, dass dessen Wahl ausgerechnet auf Leni Riefenstahl fiel, und es war ebenfalls kein Zufall, dass das erste Sujet, dem sich die Riefenstahl auf «dokumentarischer» Ebene widmen sollte, der Diktator selbst war.

Am 17. Mai 1933 notierte Propagandaminister Goebbels in sein Tagebuch: «Nachm. Leni Riefenstahl: Sie erzählt von ihren Plänen. Ich mache ihr den Vorschlag eines Hitler-Films. Sie ist begeistert davon.» Der «Hitler-Film» wurde offenbar schnell in Angriff genommen. Am 14. Juni findet sich in Goebbels' Tagebuch die Eintragung: «Die Riefenstahl hat mit Hitler gesprochen. Sie fängt nun mit ihrem Film an.» Ein reiner «Hitler-Film» allerdings ist nie entstanden, im Herbst wurde der Auftrag dahingehend verändert, dass Riefenstahl nun den Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg filmisch in Szene setzen sollte. Acht Monate nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten dokumentierte dieser gigantische Aufmarsch unter dem ehernen Namen «Parteitag des Sieges» die absolute Vormachtstellung der Nazis im Reich. In Nürnberg, der Stadt der Kaiser, würde der «Führer» sich von seinem Volk huldigen lassen. Und die ganze Welt sollte es sehen – auf den Filmrollen der Leni Riefenstahl.

Auf den «Sieg des Glaubens», wie der Film tönend titulierte, ist Leni Riefenstahl nie gerne angesprochen worden. Nicht wegen seiner politischen Aussage. Nein, es sind die filmischen Unzulänglichkeiten der Aufnahmen, die sie noch heute in Rage bringen. «Das ist kein Film, das ist belichtetes Material», hat sie verächtlich geurteilt. Über Jahrzehnte verschollen, ist der «Sieg des Glaubens» erst jetzt wieder vollständig aufgefunden worden – und er ist ein beredter Spiegel für die Anfänge der Nazi-Diktatur.

Leni Riefenstahl war kurzfristig mit dem Film beauftragt worden. Eiligst trommelte sie Kameralente und Ausrüstung zusammen. Die Aufgabe stellte eine grosse Herausforderung dar, nie zuvor hatte sie sich an einem «Dokumentarfilm» versucht. Doch bei ihr hatte der Glaube an sich selbst längst gesiegt.



*«Sie konnte die SA von der SS nicht unterscheiden ...»
Leni Riefenstahl und Heinrich Himmler auf dem NS-Parteitag, 1934.*

Ich habe mich doch für Hitler vor allem aus sozialen Gründen, wegen der Not der Arbeitslosen etwa, interessiert, nicht aus ästhetischen – die Nazi-Inszenierungen haben mir gar nicht gefallen.

Leni Riefenstahl, 18. August 1997

Sie ist sehr willensstark. Bei ihr kann man auch sagen, «Triumph des Willens».

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

Für eine dezidierte Festlegung der Drehfolgen oder ein Austesten der Kamerastandorte blieb keine Zeit. Da die meisten Aufnahmen spontan und mehr oder minder auf gut Glück entstanden, häuften sich die Pannen. Immer wieder endeten Kameraschwenks im Nichts, fehlte im entscheidenden Augenblick die Bildschärfe. Auffälliger aber als die technischen Fehler sind die Patzer in der Darstellung Hitlers und seiner Paladine. Da ist Hitler, dessen betont ernster Gesichtsausdruck immer wieder durch die lästige Haarsträhne gestört wird. Da ist der Reichsmarschall Hermann Göring, der strammen Schrittes an Hitler vorbeimarschiert, als dieser ihm gerade die Hand geben will. Nicht frei von Komik ist eine Sequenz, in der Reichsjugendführer Baldur von Schirach versucht, die jubelnde Hitlerjugend zu beruhigen, um dem «Führer» Gehör zu verschaffen. Bei genauem Hinhören lässt sich Hitlers kichernde Stimme vernehmen: «Jetzt fangen se schon wieder an!» Immer wieder verstellt ein nervöser Ordner im entscheidenden Moment den Blick auf die «Hauptdarsteller» der Parteiprominenz, oder – schlimmer noch – Hitlers Paladine lügen neugierig in die Kamera und entwerten so die Aufnahmen.

«Sieg des Glaubens» ist eine Momentaufnahme in den Karrieren Adolf Hitlers und Leni Riefenstahls. Beide übten noch, ein Jahr später hatten sie sich perfektioniert.

Im Spätsommer 1934 rief Hitler erneut nach Nürnberg. Diesmal hatte Leni Riefenstahl die Produktion im Griff – und Adolf Hitler war Alleinherrscher. Hatte er sich im «Sieg des Glaubens» die Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit und Kamera noch mit SA-Chef Ernst Röhm teilen müssen, so stand er nun allein im Rampenlicht. Röhm und zahlreiche andere politische Konkurrenten hatte er ermorden lassen. «Triumph des Willens» hiessen Parteitag und Film. Für Leni Riefenstahl wurde es der grösste Erfolg und ihr Menetekel: «Triumph» gilt bis heute als einer der perfektsten Propagandafilme der Filmgeschichte.

Die Regisseurin hatte aus den Pannen des Vorjahres gelernt. Diesmal hatte sie schon lange zuvor von ihrem Auftrag Kenntnis und nutzte die Vorlaufzeit für eine generalstabsmässige Vorbereitung. Über den Ablauf der Veranstaltung bestens informiert, plante sie Kameraplätze und liess Schienen um die Rednertribüne legen, um den Sprecher ungestört mit der Kamera umrunden zu können.



«Sie ist ein kluges Stück...»
Leni Riefenstahl
im Gespräch
mit Goebbels
über ihren Film
«Fest der Völker».

Eine hysterische Frau. Eben kein Mann!

Joseph Goebbels, Tagebuch, 6. August 1936

Obwohl Amerika auf der Olympiade 1936 grosse Erfolge erzielt hat, wird der Film mit seinen siegreichen Athleten hier nicht gezeigt, weil die amerikanische Filmindustrie sowohl in der Produktion als auch im Verleih von Leuten kontrolliert wird, die das heutige Deutschland ablehnen.

Film-Kurier, 10. Januar 1939

By any comparison «Olympia» remains one of the best, if not the best, sports film ever made.

Taylor Downing, «Olympia», 1992

Obwohl kein Mitglied einer NS-Organisation und für die Filmindustrie immer eine Aussenseiterin, besass sie die Fähigkeit, ihre Projekte mit Charme und Beharrlichkeit voranzutreiben. Riefenstahl eignete sich wie kaum jemand sonst dafür, international ein positives Bild des Nationalsozialismus zu verbreiten. ... Sie trat nicht als verbiesterte Propagandistin auf und machte, wo immer sie auftrat, einen sympathischen Eindruck.

Rainer Rother, «Leni Riefenstahl – Die Verführung des Talents», 2000

Ich meine, dass bei Goebbels eine gewisse Eifersucht im Spiel war, ein gewisser Neid, dass Persönlichkeiten, hier in Gestalt der Riefenstahl, die Anerkennung des Führers fanden, ohne dass er hier seine Hand im Spiel hatte.

Dr. Fritz Hippler, damals «Reichsfilmintendant»

Die Kameramänner übten sich im Rollschuhfahren und der gleichzeitigen Bedienung von Handkameras. Am Fahnenmast wurde auf Geheiss Riefenstahls ein Aufzug installiert, der Aufnahmen aus luftiger Höhe ermöglichte. Die wahrscheinlich berühmteste Szene aus «Triumph des Willens», der einsame Gang Hitlers, Heinrich Himmlers und des neuen SA-Chefs Lutze durch die Formationen der angetretenen Kolonnen, entstand aus dieser Kameraposition.

Die Dreharbeiten während der Grossveranstaltung erforderten von Leni Riefenstahl eine enorme logistische Leistung. Es galt, ein Heer von Kameramännern und Schauplätzen unter einen Hut zu bringen. Die Regisseurin war in ihrem Element und genoss ihre Rolle sichtlich. Fotos von den Dreharbeiten zeigen sie in einer schmalen, hellen Fantasieuniform. Ihre Kleidung passte ins Bild und hob sich doch ansprechend vom braunen Einerlei des Reichsparteitages ab. Eine Fotodokumentation, die begleitend zu den Ereignissen erschien, enthielt 16 Fotos von Adolf Hitler – und 37 von Leni Riefenstahl. In Riefenstahls Erinnerung aber erscheint die Zeit, in der sie «Triumph des Willens» vorbereitete, wie ein endloses Martyrium. Als ihren «letzten Versuch», Hitler davon zu überzeugen, ihr den Reichsparteitagsfilm zu ersparen, hat sie ein Foto in ihren Memoiren beschriftet: Zu sehen sind Adolf Hitler, der sich über die Pläne des Reichsparteitagsgeländes beugt, und neben ihm eine interessiert zuschauende Leni Riefenstahl. Ein Dokument des Widerstands? Sicherlich nicht. Leni Riefenstahl hatte einen Auftrag angenommen, der ihr nie dagewesene Produktionsmöglichkeiten und Ruhm bot. Andere haben das nicht getan. Als der Kameramann Emil Schönemann seine Verpflichtung für den «Triumph des Willens» aus politischen Gründen ablehnte, denunzierte ihn Riefenstahl mit der Begründung, er treibe «Boykott gegen den Führer».

Bis heute hält die Regisseurin daran fest, mit «Triumph» einen reinen Dokumentarfilm geschaffen zu haben. Sie habe lediglich das abgebildet, was sich ihr darbot. «Ob es um Politik ging oder um Gemüse, das interessierte mich überhaupt nicht», hat sie einmal gesagt. Aber es war kein Gemüse. Der Film «Triumph des Willens» ist ein politisches Manifest. Er dokumentiert zweifellos die tatsächlich vorhandene Begeisterung des Publikums. Doch er inszeniert einen neuen, überhöhten Parteitag, ein Erweckungserlebnis für das «Volk», das nicht selbst in Nürnberg sein konnte.

«Am 5. September 1934, 20 Jahre nach dem Ausbruch des Weltkrieges, 16 Jahre nach dem Anfang deutschen Leidens, 19 Monate nach dem Beginn der deutschen Wiedergeburt, flog Adolf Hitler wiederum nach Nürnberg, um Heerschau abzuhalten über seine Getreuen» – so belehrt der eingangs eingblendete Schriftzug den Zuschauer.

Die Handlung des Films, eine wenig aufregende Aneinanderreihung von Aufmärschen und Reden, verdichtete Leni Riefenstahl zu einem dramatischen Zwei-Stunden-Akt. Die Möglichkeiten, die ihr der Filmschnitt bot, machten sie zur Zeremonienmeisterin der Veranstaltung. In stummer Zwiesprache stehen sich Hitler und das «Volk» gegenüber. Leni Riefenstahl schildert eine Beziehungsgeschichte – eine Liebesgeschichte fast – zwischen dem «Führer» und seiner Gefolgschaft. Raffiniert geschnitten, scheint der gefilmte Hitler immer ein ganz persönliches Gespräch mit seinem jeweiligen Gegenüber zu führen, mit den Arbeitern, den SA-Männern oder der Hitlerjugend. Dabei überragt der «Führer» sein «Volk» beständig. Eine niedrige Kameraposition verleiht dem unscheinbaren Mann eine heroische Ausstrahlung. «Wer das Gesicht des Führers in ‚Triumph des Willens‘ gesehen und erlebt hat, der wird es nie vergessen, es wird ihn in Tag und Traum verfolgen und es wird sich wie eine still leuchtende Flamme in seine Seele einbrennen», tönte Joseph Goebbels, als er Leni Riefenstahl den Nationalen Filmpreis des Jahres 1935 verlieh. Der Propagandameister des «Dritten Reiches» hatte den «Wert» des Werkes richtig eingeschätzt. «Triumph des Willens» verschaffte den Zuschauern – es waren mindestens 20 Millionen, die den Film in den Kinos sahen – ihr ganz persönliches «Führer»-Erlebnis. Und diesmal achtete Leni Riefenstahl auch darauf, Hitlers Paladine ins rechte Licht zu rücken.

Unverzagt beorderte sie die erste Reihe des «Dritten Reiches» schlichtweg ins Studio, um entscheidende Szenen, die ihr nicht gelungen erschienen, zu wiederholen. Hitlers Architekt Albert Speer erinnerte sich nach dem Krieg an das seltsame Szenario: «...im Hintergrund sah man Streicher, Rosenberg und Frank mit ihren Manuskripten auf und ab gehen, eifrig ihre Rollen memorierend. Hess kam an und wurde als Erster zur Aufnahme gebeten. Genau wie vor 30'000 Zuhörern erhob er feierlich die Hand. Mit dem ihm eigenen Pathos aufrichtiger Erregung begann er sich genau dorthin

zu wenden, wo Hitler nun eben nicht sass, und rief in strammer Haltung: ‚Mein Führer, ich begrüsse Sie!‘»

Der Film hat nie einen Kommentartext bekommen. Leni Riefenstahl wertet dies heute als Beweis, dass es sich hier nicht um Propaganda gehandelt haben könne. Doch «Triumph des Willens» benötigte keinen Text. Es war die Macht der Bilder, die diesen Film so verführerisch machte.

Als «Triumph» im März 1935 schliesslich in die Kinos kam, war Leni Riefenstahl nach Monaten im Schneiderraum völlig erschöpft. Adolf Hitler, überwältigt von der Art, in der ihn die Regisseurin ins Bild gesetzt hatte, überreichte ihr einen Fliederstrauss. Die Riefenstahl verlor nach eigenem Bekunden in diesem Moment «das Bewusstsein».

Spätestens seit «Triumph des Willens» gehörte Leni Riefenstahl zur Gesellschaftsprominenz des «Dritten Reiches». Während sie in der Filmbranche eher eine Aussenseiterin blieb, parlierte sie auf Bällen, Filmvorführungen oder Partys mit Hitlers Paladinen. Man tanzte, amüsierte sich, trank auch mal einen über den Durst. Leni Riefenstahl weist solches heute weit von sich. Joseph Goebbels habe sie gehasst, ob das nicht der endgültige Beweis sei, dass man sie eigentlich zu den Verfolgten des Regimes zählen müsse?

Den Beginn ihrer «Feindschaft» datiert sie auf das Jahr 1932. Der «Bock von Babelsberg», wie Goebbels hinter vorgehaltener Hand wegen seiner zahllosen amourösen Abenteuer genannt wurde, habe ihr nachgestellt. Bei einem Besuch habe der damalige Gauleiter von Berlin die Beherrschung verloren und verzweifelt ausgerufen: «Sie müssen meine Geliebte werden, ich brauche Sie – ohne Sie ist mein Leben eine Qual! Ich liebe Sie schon so lange!» Schluchzend sei er vor ihr zusammengebrochen und habe ihre Fussgelenke umklammert. Barsch will die Regisseurin widerstanden und Goebbels des Hauses verwiesen haben. «Diese Demütigung hat mir der spätere Propagandaminister nie verzeihen», ist bis heute die Riefenstahlsche Version der Geschichte. Wilfried von Oven, damals Referent bei Goebbels, schmunzelt heute über diese Erzählung: «Nicht, dass er es nicht bei zahllosen Frauen versucht hätte, aber die Riefenstahl? Nein. Von dieser Frau wusste er allzu gut, dass sie ihm schwer zu schaffen machen würde.» Während Leni Riefenstahl den Propagandaminister in ihren Erinnerungen zu ihrem Todfeind aufbaut, sind dessen Tagebuchäusserungen



Sie war beim Olympiafilm nur Zuschauerin. Sie hat sich bloss gezeigt. Das Publikum hat das schnell gemerkt, und dann haben sie gebrüllt: Leni... Leni, zeig dich mal! Und dann kam sie. Buh, alte Kuh, alte Kuh!, haben sie heruntergeschrien. Die haben genau gesehen, dass die angegeben hat. Wer eigentlich den Film gemacht hat, das war ich. Denn ich war da, mit der Kamera – der Kurbelknecht.

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

Am interessantesten war schon der Olympiafilm. Denn es ging rassig und schnell daher. Und es war aufregend, weil man sehr viel machen konnte, etwas, das nicht besprochen worden ist. Weil die Situation das einfach verlangt hat. Und man war auf sein eigenes Können beschränkt.

Guzzi Lantschner, Kameramann bei Leni Riefenstahl

Ich wollte gar nichts verherrlichen.

Leni Riefenstahl, 29. August 1997

Ihr lag als grosser Künstlerin vor allem am Herzen, einen überzeugenden und künstlerisch akzeptablen Film herzustellen. Alles andere interessierte sie nicht.

Dr. Fritz Hippler, damals «Reichsfilmintendant»

*«Sie ist die Einzige von all den Stars, die uns versteht...»
Leni Riefenstahl bei den Aufnahmen zum Olympiafilm, 1936.*

über die Regisseurin durchaus wohlwollend. Als «sehr nett» bezeichnet er Abende mit Riefenstahl, nennt sie ein «kluges Stück». Dennoch – die Rivalitäten zwischen Goebbels und Riefenstahl hat es tatsächlich gegeben, wenn auch nicht aus dem Grunde, den Leni als den ausschlaggebenden anführt.

«Goebbels war eifersüchtig, da war Neid im Spiel, dass eine Person die Anerkennung Hitlers fand, ohne dass er seine Hand im Spiel gehabt oder vermittelt hätte», erinnert sich der ehemalige «Reichsfilmintendant» Fritz Hippler. Wilfried von Oven ist ähnlicher Meinung: «Sie hat ihm halt durch ihre guten Beziehungen zu Hitler immer wieder ins Handwerk gepfuscht.» Vor allem während der Dreharbeiten zum Olympiafilm lagen sich der Propagandaminister und die Starregisseurin ständig in den Haaren. «Ich stauche die Riefenstahl zusammen, die sich unbeschreiblich benimmt. Eine hysterische Frau, eben kein Mann», notierte der Minister am 6. August 1936 in sein Tagebuch.

Die Querelen zwischen Goebbels und Riefenstahl blieben der Presse nicht verborgen, im Ausland wurde darüber berichtet. Im Frühjahr 1937 titelte die Züricher *Weltwoche*: «Der gefallene Engel des III. Reiches». War die dort zusammengereimte Geschichte auch offenkundig Unsinn, so war Hitler doch alarmiert. Ein eiligst arrangierter Fototermin mit Leni, ihrer Familie, Goebbels und Hitler sollte Gerüchte aus der Welt räumen. In trauter Eintracht wurden der Propagandaminister und die Regisseurin im Riefenstahl-schen Garten in Berlin abgelichtet, nebst Rosenstraus und Tee.

Joseph Goebbels und Leni Riefenstahl rivalisierten auf demselben Terrain. Und beide waren Meister ihres Fachs. Dennoch, auch wenn Goebbels von Leni Riefenstahl und ihren raumgreifenden Starallüren oft genervt war – der Minister wusste, welche Bedeutung die Regisseurin für die Propaganda des «Dritten Reiches» hatte.

Auch Leni Riefenstahls dritter Film im Auftrag der Nationalsozialisten hatte einen Parteitag zum Thema, den von 1935. Gemocht hat sie «Tag der Freiheit» ebenso wenig wie den «Sieg des Glaubens» und seine Bedeutung stets zu einer lästigen Pflichtübung heruntergespielt. Der Inhalt von «Tag der Freiheit» ist schnell zusammengefasst: In gigantischer Heerschau marschieren die Truppen des neu gerüsteten Reiches auf, und hoch zufrieden begutach-



Bei Frä. Riefenstahl. Olympiafilm z.T. angeschaut. Unbeschreiblich gut. Hinreissend fotografiert und dargestellt. Eine ganz grosse Leistung. In einzelnen Teilen tief ergreifend. Die Leni kann schon sehr viel. Ich bin begeistert. Und Leni sehr glücklich.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 24. November 1937

Die Hauptarbeit von der Leni war die Montage im Schneiderraum. Da hat sie wahre Meisterleistungen vollbracht, denn das war typische Frauenarbeit, einen Film zusammenzustellen.

Hans Ertl, Kameramann bei Leni Riefenstahl

Sie hat jedenfalls das Dokumentarische in den Vordergrund gestellt. Sie hat keine politischen Bemerkungen oder Meinungen geäussert. Der Olympiafilm war auch nicht politisch, er war ja vom IOC bestellt.

Guzzi Lantschner, Kameramann bei Leni Riefenstahl

*«Dieses Basteln, dieses Zusammenbauen, dieses Zusammenstellen, das war ihre Stärke...»
Leni Riefenstahl am Schneidetisch.*

tet der «Führer» die verschiedenen Waffengattungen.

Vor den Linsen der Kameras rückte die Kavallerie aus, demonstrierten Artillerie, Panzer und Flugzeuge ihr Können. Aus der klirrenden Waffenschau montierte Riefenstahl ein dramatisches Manöver, dessen Handlung ebenso gut eine reale Kampfhandlung hätte sein können. In brodelnden Staubwolken bremsen Panzer in letzter Sekunde vor der Kamera ab oder überrollten gar den in einer Grube sitzenden Kameramann. In ausgesprochen schneller Schnittfolge vermittelte der Film den Eindruck von enormer Kraft und Bewegung. Deutschland würde nie wieder einen zermürbenden Stellungskrieg führen – so suggerierten die Bilder einem Publikum, dem das Trauma des Ersten Weltkriegs noch frisch in Erinnerung war. Unterlegt mit schmissiger Marschmusik, hinterliess «Tag der Freiheit» kurz nach der Wiedereinführung der Wehrpflicht ein Hochgefühl wiedergewonnener Stärke. Deutschland «war wieder wer» – nach den Jahren der Knechtschaft des «Schanddiktats von Versailles», das die Truppen zusammengestutzt hatte.

Fast auf den Tag genau vier Jahre später würden deutsche Panzer über die polnische Grenze rollen, doch zunächst inszenierte sich der Kriegstreiber Hitler noch einmal als Friedensfürst.

Schon 1931 hatte das Internationale Olympische Komitee die Vergabe der Olympischen Spiele für 1936 nach Deutschland beschlossen – eine wohlmeinende Geste gegenüber der darniederliegenden Weimarer Republik. In Berlin sollte sich die «Jugend der Welt» zum sportlichen Wettkampf treffen. Die neuen Machthaber allerdings machten unter dieser «Jugend» erhebliche Unterschiede. Alfred Rosenberg, Chefredakteur des *Völkischen Beobachters*, hatte 1928, als die Deutschen erstmals nach dem Weltkrieg wieder zu Olympia eingeladen wurden, allein die Teilnahme ein «Verbrecchen» genannt. Wettkampf zwischen «Ariern» und «Nichtariern»? In den Augen Hitlers und seiner Helfer ein unwürdiges Spektakel – bis sie den propagandistischen Wert der Veranstaltung erkannten. Was konnte es Besseres geben in einer Zeit, in der die Welt alarmiert auf die Entwicklung in Deutschland schaute? Rund 100 Millionen Mark liessen sie sich das Spektakel kosten, das die Welt von der Völkerfreundlichkeit des neuen Regimes überzeugen soll-

te. Für die Zeit von Olympia verschwanden die antisemitischen Schilder aus Berliner Geschäften, Parks und öffentlichen Verkehrsmitteln. Eine offizielle Order verbot das Absingen der ansonsten populären NS-Lieder. Das antisemitische Hetzblatt *Der Stürmer* verschwand unter den Ladentheken. Der schöne Schein – er täuschte die Welt über die Vorbereitungen zu Krieg und Völkermord hinweg. Die Bilder von Schwarz und Weiss, die in friedlicher Eintracht sportlichen Wettkampf trieben, gingen um die Welt. Jesse Owens, der schwarze Topathlet der Spiele, und der Deutsche Luz Long wurden abgelichtet, als sie in freundschaftlicher Umarmung auf einer Wiese liegend Grashalme kauten.

Für Leni Riefenstahl waren die Spiele das Motiv ihrer Träume. Was sie nun darzustellen hatte, waren keine monotonen Massenaufzüge, keine endlosen Reden mehr. Die begeisterte Sportlerin konnte nun aus einer Fülle opulenter Bilder und garantierter Spannung und Dramatik schöpfen.

Die Rahmenbedingungen, die das Propagandaministerium seiner Starregisseurin schuf – nur sie selbst behauptet noch heute, Olympia sei eine unabhängige Arbeit ihrer Produktionsfirma gewesen –, waren opulent. Sie selbst erhielt die exorbitante Gage von 250'000 Reichsmark zugesichert, der Film konnte über ein Budget von 1,5 Millionen Reichsmark verfügen.

Bereits im Mai 1936 begannen die Proben der Kamerateams, die Leni Riefenstahl aus den besten ihrer Zunft zusammengestellt hatte: Willy Zielke würde den erzählenden Prolog des Films drehen, Hans Ertl, Walter Frenz und Guzzi Lantschner taten sich bei den Sportaufnahmen hervor. Neu im Stab war Hans von Jaworsky, der nach dem Krieg in Hollywood Karriere machte. Wieder und wieder übten die Kameramänner, den schnellen Bewegungen der Sportler zu folgen und testeten neue Kameraeinstellungen. In dieser Zeit entstand die Idee, die Athleten aus der Froschperspektive heraus vor dem Hintergrund des Himmels aufzunehmen. Hans Ertl entwickelte eine automatische Katapultkamera, die entlang der 100-Meter-Bahn neben den Läufern sausen konnte. Ein kleiner Ballon wurde vorbereitet, der, ausgestattet mit einer Minikamera, für Luftaufnahmen sorgte. Als die Sportler mit ihrem Training begannen, waren Lenis Männer dabei und drehten Naheinstellungen vor, die im späteren Wettkampf die Athleten behindert hätten.

Als die olympische Flamme in Berlin entzündet wurde, musste Leni Riefenstahl beweisen, ob sich der Aufwand gelohnt hatte. Es galt ein Heer von Kameras und zahlreiche Wettbewerbe zu koordinieren. Was war visuell spannend, wo war eine dramatische Entscheidung zu erwarten? Welche Sportler sollten herausgehoben werden? Nach Sonnenuntergang sass die Regisseurin noch Stunde um Stunde mit ihren Teams zusammen und gab Anweisungen für den nächsten Tag. Und was die Riefenstahl sagte, das war Gesetz, auch bei ihren selbstbewussten, überwiegend männlichen Mitarbeitern. Kameramann Guzzi Lantschner meint noch heute anerkennend: «Sie konnte genauso führen wie ein Mann und auch ihre Mitarbeiter genauso behandeln, wie das ein Mann getan hätte». Leni wusste, wie sie mit ihren «Jungs» umzugehen hatte, das hatte sie bei Arnold Fanck gelernt. Dieses Wissen nutzte sie auch im Umgang mit den Parteioberen bei Olympia. Gab es Schwierigkeiten, griff sie in ihre ganz persönliche Trickkiste. «Und dann kam sie strahlend zurück und kicherte: ‚Wir kriegen, was wir wollen, ich hab mal wieder geheult‘«, erinnert sich ihr Kameramann Walter Frenzt.

Riefenstahl kämpfte wie eine Löwin um die besten Standplätze für ihre Kameramänner. Ob diese dabei die Sicht der Zuschauer behinderten, war ihr herzlich egal. Eine kurze Sequenz, die wohl mehr aus Zufall Teil des Olympiafilms geworden ist, zeigt Leni Riefenstahl, wie sie bei einem Schwimmwettbewerb wild gestikulierend auf einen Kampfrichter einredet. Die Blicke der beiden lassen kaum Zweifel aufkommen, wer aus dem Wortgefecht als Sieger hervorging. Kam sie allein nicht mehr weiter, berief sie sich lautstark auf ihre Patrone an der Parteispitze. Die Berliner Journalistin Bella Fromm erinnerte sich, dass Leni während der Spiele eine Art «Schwarzen Brief» einführte. Sobald sie bemerkte, dass ein Wochenschau-Kameramann sich an einer Einstellung versuchte, die ihre Männer noch nicht im Kasten hatten, schickte sie einen Botenjungen mit einem Zettel, dessen Inhalt bald gefürchtet war: «Leni Riefenstahl fordert Sie auf, Ihren Platz nicht zu verlassen, wenn Sie Aufnahmen machen. Gehen Sie nicht umher. Im Falle der Nichtbeachtung wird Ihnen die Presseerlaubnis entzogen.» Der damalige «Reichsfilmintendant» Fritz Hippler ist noch heute erzürnt, wenn er sich an Riefenstahls Auftritte erinnert: «Sie hat meine Wochenschau-Männer schwer behindert. Aber was sollten wir machen, die Truppen der Riefenstahl waren halt stärker als meine.»

Manchmal allerdings half auch der stählerne Charme der Riefenstahl nicht mehr. Hans Ertl erinnert sich, dass er die Kamera laufen liess, als sich eine junge Frau mit einem Blumenstrauss Hitler auf der Tribüne näherte. In dem Moment, in dem sie ihm die Blumen überreichte, beugte sie sich blitzschnell vor und küsste den «Führer» auf die Wange. Ein deutlicher Lippenstiftabdruck markierte die Wange des «Unerreichbaren». Kaum hatte man den hartnäckigen Fan entfernt, war Hans Ertl auch schon seine Filmrolle los. Zwei SS-Männer hatten das «kompromittierende» Material beschlagnahmt.

Mit «Olympia» erfuhr Lenis Bekanntheitsgrad eine erneute Steigerung. Zahlreiche Vorabreportagen und «Backstage»-Berichte feierten sie als neuen Superstar. Leni war attraktiv und wusste auch, sich selbst ins Bild zu setzen. Angetan mit Marlene-Dietrich-Hose und enganliegendem Oberteil, das offene Haar leicht vom Wind verwuschelt, liess sie sich hinter Walter Frenz stehend auf dem Kamerawagen ablichten. Ihre Hand war beruhigend auf die Schulter des Kameramanns gelegt, als bestimme sie seine Kameraführung – auch wenn sie dadurch die Arbeit von Frenz wohl eher erschwert als erleichtert haben dürfte.

Das Publikum reagierte zunehmend allergischer auf die Regisseurin, die immer und überall den Blick verstellte, zumal sie stets wie einen Schatten einen Leibfotografen hinter sich herschleppte. Und auch ihr Team war schliesslich entnervt von den Divenallüren der Riefenstahl. Hans Ertl ärgerte sich noch Jahrzehnte später über seine damalige Chefin: «Immer wieder rannte sie – selbst während der spannendsten Kämpfe – von einem Kameratrupp zum anderen und tat mit grosser Geste, als gebe sie wichtige Regieanweisungen. Hätte sie sich auf die Tribüne gesetzt, wäre das für unsere Arbeit weit fruchtbarer gewesen als dieses ewige Herumgerenne.»

Die Hauptarbeit für Leni Riefenstahl begann, als die olympische Flamme erlosch. Reklamiert auch mancher ihrer Kameraleute die eine oder andere Idee bei der Erstellung der Aufnahmen für sich – der Schneidetisch war Leni Riefenstahls Metier. Es waren allein mehrere Monate nötig, um das Material zu sichten – man hatte 400'000 Meter Film belichtet. Erst danach konnte mit dem eigentlichen Filmschnitt begonnen werden. Guzzi Lantschner, der Leni auch im Schneiderraum assistierte, erinnert sich: «Wir haben ständig bis ein, zwei Uhr nachts am Schneidetisch gegessen, und am nächsten Morgens ging's dann nahtlos weiter.»



«Der Film setzt sich überall mit Bombenerfolg durch...» Hitler beglückwünscht Leni Riefenstahl zu ihrem Erfolg.

Nie habe ich bestritten, dass ich der Persönlichkeit Hitlers verfallen war. Dass ich das Dämonische zu spät an ihm erkannt habe, ist zweifellos Schuld oder Verblendung.

Leni Riefenstahl in einem Brief an Manfred George, 1948

Sie ist ihren Weg gegangen, und Hitler hat das irgendwie bewundert.

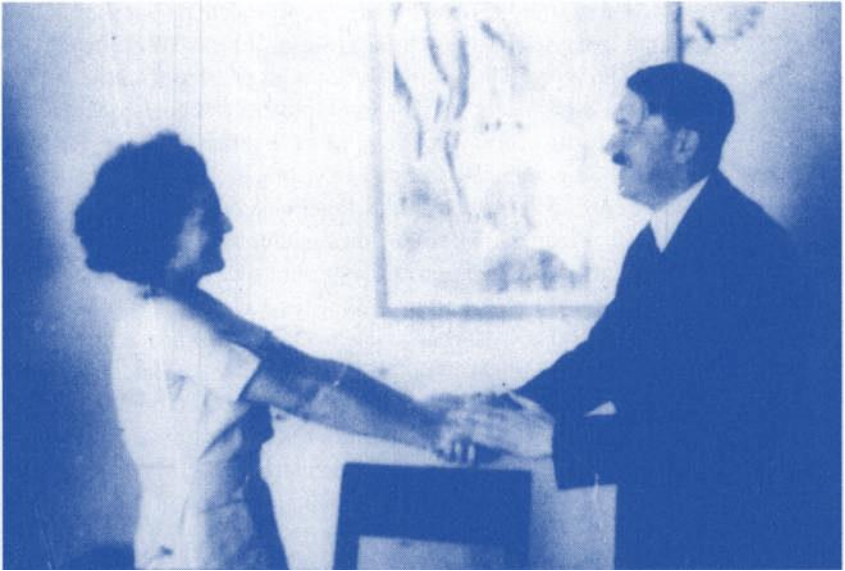
Wolfgang Wagner

Abends Diner beim Führer... Ich erzähle dem Führer über den Olympiafilm von Leni Riefenstahl. Er freut sich, dass er so gelungen ist. Wir wollen etwas tun, um der Leni eine kleine Ehrung zu bereiten. Sie hat es verdient.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 26. November 1937

Ansehen und Zutritt beim Führer zu haben bedeutete seinerzeit alles.

Hans Ertl, Kameramann, 1982



An diesem Abend habe ich gefühlt, dass Hitler mich als Frau begehrte.

Leni Riefenstahl in ihren Memoiren

Ich sehe durchaus, dass diese Frau gnadenlos in sich selbst verliebt ist und alle, von der Mutter angefangen, dazu bringt, sie zu verehren. Auch Hitler hat sie verehrt, sie ihn natürlich auch, aber es war irgendwie auf gleicher Ebene, dass sich die beiden verehrten.

Margarete Mitscherlich, Psychoanalytikerin und Publizistin

Riefenstahl hatte ja das Glück, sich schon mit Hitler in einer Zeit verstanden zu haben, in filmkünstlerischer Hinsicht, als von Hitlers Machtergreifung noch nicht die Rede sein konnte. Und sie hat das Einverständnis und die Sympathie Hitlers eben zu jener frühen Zeit bereits für sich erobert.

Dr. Fritz Hippler, damals «Reichsfilmintendant»

«Die Riefenstahl hat er gelobt als einmalige Person...» Leni Riefenstahl und ihr Idol beim Händchenhalten.

Die Fertigstellung des Filmes schleppte sich Monat um Monat weiter. Trotz des opulenten Budgets geriet das Werk alsbald in finanzielle Nöte. Bereits am 16. September 1936 waren 1,2 Millionen Reichsmark dahingeschmolzen. Propagandaminister Goebbels war erbost: «Prüfung der Olympia-Film; die Riefenstahl hat da eine Sauwirtschaft aufgemacht. Einschreiten!», notierte er am 25. Oktober in sein Tagebuch. Als er das wahre Ausmass des Finanzdebakels erfuhr, schäumte er vollends: «Frl. Riefenstahl macht mir ihre Hysterien vor. Mit diesen wilden Frauen ist nicht zu arbeiten. Nun will sie für ihren Film 1/2 Million mehr und zwei daraus machen. Dabei stinkt es in ihrem Laden wie nie. Ich bin kühl bis an Herz hinan. Sie weint. Das ist die letzte Waffe der Frauen. Aber bei wirkt mir das nicht mehr. Sie soll arbeiten und Ordnung halten», heisst es wenige Tage später in Goebbels' Tagebuch. Die Fortschritte am Schneidetisch, von denen er sich dann persönlich ein Bild machte, glätteten die Wogen allerdings ziemlich rasch wieder.

Nach zwei Jahren im Schneiderraum war das Mammutwerk endlich vollbracht. Es waren zwei Filme geworden: «Fest der Völker» und «Fest der Schönheit». Sie gelten bis heute als Meilensteine der Sportberichterstattung. Es waren nicht nur die neuen Aufnahmetechniken der Kameraleute, es war vor allem die Art und Weise, in der Leni Riefenstahl Olympia am Schneidetisch «erzählt» hatte. Zu den schönsten Szenen von «Olympia» gehört fraglos der Wettkampf der Turmspringer. Von Hans Ertl meisterhaft mit dem ersten Einsatz einer Unterwasserkamera festgehalten, die Guzzi Lantschners Aufnahmen vom Turm ergänzten, komponierte Riefenstahl eine Szenenfolge, in der die Springer vogelgleich vom Turm abheben und sich wie schwerelos in der Luft drehen.

In der Eröffnungssequenz des Filmes löste sie sich komplett von den tatsächlichen Ereignissen der Spiele. Aus dem Bild der antiken Statue des Diskuswerfers von Myron entsteht in einer langsamen Überblendung der Körper des deutschen Zehnkämpfers Erwin Huber. Gut gebaute Athleten demonstrierten – in bemerkenswerter Freizügigkeit – klassische olympische Wettbewerbe, wie den Speer- oder Diskuswurf. Entstanden sind diese Aufnahmen an der Ostsee. Die erhaltenen Werkaufnahmen zeigen, mit welchem Aufwand Lenis Regisseur Willy Zielke die Sportler in Szene setzte. Die Modellathleten, die während der Drehs im Adamskostüm im

Ostseewind bibberten und mit ihren nackten Füßen immer wieder in die Stranddisteln traten, erscheinen im fertigen Film wie entrückte Götter einer fernen Zeit. Aus Gruben heraus gefilmt, nehmen sie vor dem Auge der Kamera gigantische Grösse an. Mit Vaseline und Puder hatten die Kameramänner die Muskeln der Sportler noch deutlicher herausmodelliert, ein jeder war Herkules. Die Faszination der Riefenstahl für Schönheit und Stärke – man hat sie nach dem Krieg faschistisch genannt. «Mich interessiert nur das Schöne. Das Elend, das Kranke, deprimiert mich!», hat Leni Riefenstahl stets stoisch entgegnet.

«Olympia» ist fraglos ein politischer Film, nicht zuletzt und deshalb, weil er nicht aufdringlich aggressiv für den Nationalsozialismus trommelt. Selbstverständlich wurde der farbige Olympiastar Jesse Owens ausreichend gewürdigt, selbstverständlich wurden die deutschen Sportler nicht über Gebühr in den Vordergrund gestellt. Gerade dies entsprach ja dem Bild, das die Machthaber im Ausland hervorrufen wollten. Seine gewünschte Wirkung erzielte Olympia auf einer subtileren Ebene.

Hitler, der Heros aus «Triumph des Willens», erscheint nun als gut gelaunter Sportsfreund, der mitfieberte und mitlitt, so beispielsweise, als die deutsche Frauenstaffel kurz vor dem sicher geglaubten Sieg das Staffelholz verlor. Neben ihm sonnen sich seine Paladine auf der Ehrentribüne im Glanz der Spiele. Und sie alle wirken so menschlich: Reichsmarschall Hermann Göring erschien jeden Tag in anderer Kostümierung, und Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess konnte seinen notorisch besorgten Gesichtsausdruck auch während der freudigen Ereignisse nicht ablegen. Völkerverständige Friedensfürsten scheinen sie zu sein. Die Flakscheinwerfer, die bei der Abschlussfeier der Spiele Albert Speers pompösen Lichtdom bildeten, würden Jahre später wieder den Himmel über Berlin erhellen – im Krieg.

An Hitlers 49. Geburtstag, dem 20. April 1938, feierte «Olympia» Premiere. Leni Riefenstahl selbst will sich für dieses Datum stark gemacht haben, nachdem der Uraufführungstermin bereits zweimal verschoben werden musste. Der «Anschluss» Österreichs hatte den «Führer» beschäftigt.

Vor versammelter Parteiprominenz geriet die Premiere im Berliner Ufa-Palast für die Regisseurin zu einem Triumph, der sie die Strapazen des Arbeitsmarathons, den sie hinter sich gebracht hatte,



«Ich war in meinem Leben nie ein Antisemit...» Nach einer Schiesserei in Kossie schaufeln Juden ein Grab für die toten SS-Soldaten.

Erst nach dem Krieg als Gefangene erfuhr ich von diesen Verbrechen. Ich bin fast wahnsinnig darüber geworden, und ich fürchte, dass ich niemals mehr frei werden kann von dem Albdruck dieses ungeheuren Leidens.

Leni Riefenstahl in einem Brief an Manfred George, 1949

Grundsätzlich agiert Leni Riefenstahl nach der bekannten Verdrängungsdevise «Ich habe nichts gewusst». Wo von Machtergreifung, Bücherverbrennung oder Judenverfolgung die Rede ist, da sind in den Erinnerungen die Codewörter «Berg-hütte», «Grönland» oder «Dolomiten» nicht fern, tatsächliche oder vorgeschobene Orte und Synonyme für Abgeschiedenheit und Abwesenheit von der brutalen Realität in Deutschland.

Felix Moeller, «Leni Riefenstahl», 1999



Riefenstahl war weder an den Opfern noch an den Tätern interessiert. Ihr reichte es, nicht zu den Letzteren gerechnet zu werden.

Rainer Rother, «Leni Riefenstahl – Die Verführung des Talents», 2000

Jeder, der versucht, die begabteste Propagandistin des Herrenmenschentums damit zu konfrontieren, dass sie möglicherweise zum Massenwahn des «heiligen Deutschland» das Ihre beigegeben und somit auch das Massenelend, das dieses unheilige Reich verursachte, mitzuverantworten habe, erregt nur ihre Wut und Empörung, niemals jedoch Trauer- und Erinnerungsarbeit, die zu Selbsterkenntnis und Wiedergutmachungswünschen führen könnte.

Margarete Mitscherlich, Psychoanalytikerin und Publizistin

*«Leni Riefenstahl fällt beim Anblick der toten Juden in Ohnmacht.»
Brutale Konfrontation mit der Kriegsrealität.*

schnell vergessen liess. «Man hört überall nur uneingeschränktes Lob. Ich schenke Leni Riefenstahl noch 100'000 Mark», notierte Goebbels gönnerhaft im Tagebuch.

Wien, Paris, Brüssel, Kopenhagen, Stockholm, Helsinki, Oslo, Rom... Leni Riefenstahl und der «Olympia»-Film begaben sich auf Tournee. Auch im Ausland wurde «Olympia» frenetisch gefeiert. Lediglich in Brüssel und Paris, wo Demonstranten die kommunistische «Internationale» sangen, musste sie Kritik einstecken. Angefochten hat es sie nicht. Die «Internationale» hatte sie in Unkenntnis der Melodie irrtümlich als Ehrung aufgefasst. Insgesamt aber war die Tournee ein voller Erfolg, die Künstlerin erfüllte ihren Auftrag als charmantes Aushängeschild des Regimes perfekt. Empfangen von den jeweiligen deutschen Gesandten, traf sie die Regierungschefs und gekrönten Häupter der meisten europäischen Länder, nahm huldvoll Blumenbouquets entgegen, plauderte charmant und liebreizend. «Die Riefenstahl ist ein couragiertes Frauenzimmer», lobte der Propagandaminister.

Im Anschluss an Europa wollte die Botschafterin des Neuen Deutschland die Neue Welt erobern. Im November 1938 schiffte sich Riefenstahl nach New York ein. Hier allerdings blies der erfolgverwöhnten Regisseurin ein anderer Wind entgegen. Die Strassen Hollywoods zierten Plakate mit der Aufschrift: «Hier ist kein Platz für Leni Riefenstahl.» Studios stornierten anberaumte Vorführtermine von «Olympia», und kaum ein Prominenter wollte mit Leni gesichtet werden. Das Bild der unabhängigen Künstlerin – bereits 1938 hat man es ihr nicht mehr abgenommen. Gleich bei ihrer Ankunft hatte sie die Frage empfangen: «Was sagen Sie denn dazu, dass die Deutschen die Synagogen angesteckt haben, jüdische Geschäfte zerstört und Juden getötet werden?». Kurz zuvor hatte die Judenhetze in Deutschland ihren ersten schrecklichen Höhepunkt gefunden. «Das kann nicht wahr sein!», rief die Regisseurin aus.

Leni Riefenstahl hat stets bestritten, vom Ausmass der antisemitischen Entwicklung in Deutschland etwas mitbekommen zu haben, ja, sie will sogar Hitler wiederholt wegen seiner Rassenpolitik freimütig kritisiert haben. Sie will nicht bemerkt haben, wie tausende Intellektuelle, Künstler und Gegner des Regimes das Land verliessen, sie will nichts bemerkt haben von tausendfacher Deportation. Kein Radio, keine Zeitung? Nein, Arbeit, Arbeit, immer nur Arbeit habe sie gekannt. Die Pogromnacht habe sie, die niemals

mit Antisemitismus in Berührung gekommen sei, wie aus heiterem Himmel als ein Schock getroffen.

Die Aktenlage freilich spricht eine andere Sprache. So nutzte Leni Riefenstahl durchaus die «Möglichkeiten», die sich ihr durch die Ausgrenzung jüdischer Künstler boten. Auf einem Papier des Berliner Hotels Kaiserhof findet sich mit leichter Hand unter dem Datum des 11. Dezember 1933 hingekritzelt: «Ich erteile dem Herrn Gauleiter Julius Streicher aus Nürnberg, Herausgeber des *Stürmers*, Vollmacht in Sachen der Forderung des Juden Bela Balacz an mich. Leni Riefenstahl.» Auf diese Art und Weise entledigte sich Leni Riefenstahl nach der Machtübernahme der Nazis ihres Koautoren von «Das blaue Licht». Als der Film 1938 erneut in die Kinos kam, fehlte Balacz' Name im Vorspann. «Ein Film von Leni Riefenstahl», heisst es da plötzlich. Julius Streicher, den psychopathischen Antisemiten, der 1946 in Nürnberg durch den Strang starb, will sie selbst in ihrem Leben nur ein einziges Mal getroffen und bei dieser Gelegenheit gleich beherzt kritisiert haben: «Wie können Sie nur eine so schreckliche Zeitung wie Ihren *Stürmer* herausbringen!».

Doch ein Brief Streichers an Leni vom 27. Juli 1937 ist erhalten: «Die Stunden, die wir in deinem Haus verbrachten, wurden uns allen zum Erlebnis», heisst es da vertraut. Nach allerlei Schmeicheleien dichtete der Rassenfanatiker voll innigem Pathos: «Bleibe unverstanden von den Unverständlichen, lass sie Witze machen und lass sie spotten! Geh lachend diesen Weg, den Weg grosser Berufung. Hier hast du deinen Himmel gefunden und in ihm wirst du ewig sein, dein Julius Streicher.»

Selbst nachdem Streicher sogar für die Parteiobrigkeit untragbar und seiner Ämter enthoben worden war, pflegte Leni weiterhin den Kontakt. Spitzel der Geheimen Staatspolizei folgten ihr am 29. Oktober 1943 und hielten ihre Beobachtungen schriftlich fest: «Leni Riefenstahl war mit ihrem Verlobten, dem Ritterkreuzträger Major Jacob, in Nürnberg und wohnte im Hotel Der Deutsche Hof. Sie nahm sofort Verbindung auf zu dem ehemaligen Gauleiter Julius Streicher in Pleikerhof und besuchte ihn dort», heisst es da.

Auch bei anderer Gelegenheit kam Leni Riefenstahl der grassierende Antisemitismus offenbar nicht unrecht. Ihr damaliger Produzent Harry Sokal, selbst Jude, schilderte nach dem Krieg in einem Leserbrief an den *Spiegel*, Riefenstahl habe Wutanfälle bekommen, als sie schlechte Kritiken des «Blauen Lichts» von jüdischen

Journalisten las. Von diesen «Fremdlingen, die unsere Mentalität, unser Seelenleben nicht verstehen», wolle sie sich ihr Werk nicht zerstören lassen. Sobald der «Führer» an die Macht komme, würden diese Zeitgenossen nur noch für ihr eigenes Volk schreiben dürfen, habe sie gemutmasst, so Sokals Erinnerungen. Leni Riefenstahl hat sie in einer Gegendarstellung bestritten.

Doch es gibt auch andere Erinnerungen an die Regisseurin. Die Schauspielerin Evelyn Künneke berichtet im Interview, dass sich ihr Vater, der aus rassistischen Gründen aus der Reichsfilmkammer ausgeschlossen wurde, mit der Bitte um Hilfe an Leni Riefenstahl wandte. Tatsächlich sprach Riefenstahl bei Hitler vor und fand Gehör. Der Operettenregisseur Künneke konnte Weiterarbeiten.

Am 1. September 1939 marschierten deutsche Truppen in Polen ein – es war der Beginn des Zweiten Weltkrieges. Leni Riefenstahl beschloss, ihre Fähigkeiten in den Dienst der Sache zu stellen, und heftete sich Hitlers Truppen bei ihrem Vormarsch nach Osten an die Fersen. Am 10. September tauchte sie im Befehlsbereich Erich von Mansteins, auf. Der General wusste mit der exaltierten Person wenig anzufangen. Er erinnerte sich später: «Eines Tages erschien bei uns, wie sie sagte, ‚den Spuren des Führers« folgend, eine bekannte Filmschauspielerin und Regisseurin, begleitet von einem Trupp von Kameraleuten... Im Übrigen sah sie nett und verwegen aus, wie etwa eine elegante Partisanin, die ihr Kostüm von der Rue de Rivoli aus Paris bezogen haben konnte. Sie trug eine Art Tunika, Breeches und weiche hohe Stiefel. Am Lederkoppel, das ihre Hüften umgürtete, hing eine Pistole. Die Nahkampfausrüstung war durch ein nach bayrischer Art im Stiefelschaft steckendes Messer ergänzt. Der Stab war durch diese ungewöhnliche Erscheinung, wie ich gestehen muss, ein wenig perplex.»

Manstein schob die an der Front eher lästige Besucherin zu General von Reichenau ab. Sie solle sich nach dem Ort Konskie begeben, wies er die Regisseurin und ihr Gefolge an.

In Konskie kam es am 12. September 1939 zu einem Kriegsverbrechen. Es war eines der ersten seiner Art. Das jüngst aufgefundene Fotoalbum eines deutschen Landsers dokumentiert den Ablauf des Geschehens. «Leni Riefenstahl mit dem Filmstab», hat er ein Foto beschriftet. Zu sehen ist die Regisseurin, die mit einigen Begleitern über die Strasse schreitet. «Unser Führer in Konskie»,



«Die Leni Riefenstahl war normal nett zu den Zigeunern...» Dreharbeiten zu dem Film «Tief-land», 1940.

Ich wusste von Dachau und Theresienstadt, von allen anderen Lagern habe ich erst nach dem Krieg erfahren.

Leni Riefenstahl, 18. August 1997

Es gelang ihr bis heute, ohne Ahnung von dem zu bleiben, wovon sie keine Ahnung haben wollte.

Margarete Mitscherlich, 1987

Wir waren ja alle im Sammellager. Und da ist sie mit der Polizei gekommen und hat die Leute ausgesucht. Und da war ich noch dabei und noch mehrere, halt so junge Leute, was sie so gebraucht hat.

Rosa Winter, Komparsin bei «Tief-land»

so der Titel eines anderen Bildes, auf dem Hitler in einem offenen Wagen vorfährt. «Vier Kameraden auf der Streife von Juden überfallen und gemeuchelt in der Nacht zum 12. September», heisst es auf der nächsten Seite unter einem Foto von vier Leichen. «Die Juden müssen die Gräber für die gefallenen Kameraden ausheben», unter dem nächsten Foto. Was war geschehen? Offenbar waren beim Kampf um Konskie vier deutsche Soldaten zu Tode gekommen. Die Wehrmacht trieb die ortsansässige jüdische Bevölkerung zusammen und zwang sie, nahe der Ortsmitte ein Grab auszuheben. Als die unfreiwilligen Totengräber anschliessend über die Dorfstrasse getrieben wurden, entwickelte sich eine wilde Schieserei, der mindestens 20 Zivilisten zum Opfer fielen. «Leni Riefenstahl fällt beim Anblick der toten Juden in Ohnmacht», hat der Landser lapidar ein Foto unterschrieben, auf dem die Regisseurin, umringt von Soldaten, entsetzt aufschreit.

Was hat Leni Riefenstahl in diesem Moment gesehen? Sie selbst hat nach dem Krieg ausgesagt, sie habe gegen die rüde Behandlung der Zivilisten beim Ausheben der Gräber protestiert. Die Soldaten seien ihr gegenüber aggressiv geworden. «Einer rief: ‚Schiesst dieses Weib nieder!‘, und richtete sein Gewehr auf mich», glaubte sie sich später zu erinnern. Die Erschiessung der Juden selbst habe sie nicht gesehen, davon erst später erfahren. Leni Riefenstahls Aussage ist in diesem Punkt wenig glaubwürdig – nicht zuletzt die Bildunterschrift des Fotos im Landseralbum ist relativ eindeutig –, doch sie erklärt sich aus der Situation der Fünfzigerjahre, in der die Vorfälle von Konskie öffentlich debattiert wurden. Die Kritik richtete sich weniger gegen die Wehrmacht, deren Angehörige hier unstrittig ein Verbrechen begangen hatten, als vielmehr gegen die mutmassliche Zeugin eines Verbrechens, an dem sie nicht beteiligt war. «Wer hat was gesehen?», war die Fragestellung, nicht: «Wer hat was getan?». Unter der öffentlichen Kritik hat sich Leni Riefenstahl verteidigt und wahrscheinlich die für sie moderatere Variante der Geschichte gewählt. Unstrittig aber ist, dass Riefenstahl gegen die Vorgänge in Konskie protestiert hat. Es ist belegt, dass sie bei General von Reichenau vorsprach und ihm entsetzt von ihren Beobachtungen berichtete. Irgendeine Wirkung, zumal bei diesem nazitreuen General, vermochte ihr Einspruch nicht zu zeitigen – doch sie hat ihn erhoben, und das ist mehr, als allzu viele andere in dieser Zeit getan haben.



*«Ich war nie die Geliebte von Hitler, ich habe nie ein KZ gesehen ...»
Leni Riefenstahl klagt gegen die Zeitschrift Revue, 7949.*

Ich bedaure, dass ich in dieser Zeit gelebt habe. Wenn ich damals alles gewusst hätte, hätte ich Hitler umgebracht.

Leni Riefenstahl, Juli 1996

Wenn sie ins Rampenlicht trat, dann nicht als Nebenfigur.

Rainer Rother, «Leni Riefenstahl – Die Verführung des Talents», 2000

Im Anschluss an die Geschehnisse von Konskie flog Leni Riefenstahl nach Danzig und filmte den triumphalen Einzug des «Führers» und seiner Truppen in der Stadt. Sie selbst hat Konskie zu einer Art Erweckungserlebnis stilisiert, das sie bewog, ihren Dienst als Kriegsbericht-erstatlerin zu quittieren. Tatsächlich hat sie danach nie wieder mit ihren Kameras eine Front besucht. Doch was sie ablehnte, waren nur die Schrecken des Krieges, nicht aber die Triumphe des Mannes, der ihn angezettelt hatte.

Als Hitler ein halbes Jahr später Einzug in Paris hielt, kabela sie: «Mit unbeschreiblicher Freude, tief bewegt und erfüllt mit heissem Dank erleben wir mit Ihnen, mein Führer, Ihren und Deutschlands grössten Sieg, den Einzug deutscher Truppen in Paris. Mehr als jede Vorstellungskraft menschlicher Fantasie vollbringen Sie Taten, die ohnegleichen in der Menschheit sind, wie sollen wir Ihnen nur danken? Glückwünsche auszusprechen, das ist viel zu wenig, um Ihnen die Gefühle zu zeigen, die mich bewegen.»

Weder von Hitler noch von seiner Förderung wendete sich Riefenstahl in den folgenden Jahren ab. Bereits im Frühjahr 1939 waren erste Gespräche über ein opulentes Leni-Riefenstahl-Filmgelände in Berlin begonnen worden. Nahe der Riefenstahlschen Villa in der Dahlemer Heydenstrasse gelegen, sollte ein 22 500 Quadratmeter grosses Areal für Lenis Produktionen entstehen. Auf Staatskosten und entschieden als Chefsache.

Filmschneiderräume, Vorführsäle, Küche und Kantine für die Mitarbeiter, sogar ein Turnsaal war vorgesehen. Und für ihre Privaträume hatte sich Leni Riefenstahl ein versenkbares Panoramafenster mit Blick in den Garten gewünscht. Eben ein solches war auch der Stolz Hitlers auf dem Berghof über Berchtesgaden. Die Planungen wurden durch den Kriegsausbruch zwar verzögert, gingen aber weiter. Bis 1940 war die Grösse noch einmal auf gute 28'000 Quadratmeter angewachsen, und noch aus dem Jahr 1942 findet sich in Aktenbeständen von Hitlers Architekt Albert Speer Korrespondenz, die sich auf das Filmgelände bezieht. Geplant war es als Teil der neuen Hauptstadt «Germania», die Speer und Hitler zum Mittelpunkt des «Tausendjährigen Reiches» gestalten wollten. Doch das «Reich» lag schon in Trümmern, bevor der Grundstein zum «Riefenstahl-Gelände» gelegt war.



Ich habe im Dritten Reich gelebt mit all den grauenhaften Verbrechen. Wir haben ein fürchterliches Erbe hinterlassen. Ich habe etwas abzutragen. Da bleibt Schuld, so kann man das nennen.

Leni Riefenstahl, Mai 2000

Die Betroffene wird in die Gruppe der Mitläufer eingereiht. ... In formaler Beziehung steht fest, dass Frau Leni Riefenstahl, geb. 22. 8. 02, weder Mitglied der NSDAP noch einer ihrer Gliederungen war, dass somit keine Schuldvermutung nach der Direktive 38 vorliegt. Es blieb aber zu untersuchen, ob und inwieweit Frau Riefenstahl in anderer Weise als durch Mitarbeit in der Partei oder ihren Gliederungen die NS-Gewaltherrschaft gefördert hat, oder ob sie als Nutznießerin derselben hervorgetreten ist ...

*Aus dem Spruchkammerverfahren gegen Leni Riefenstahl,
16. Dezember 1949*

*»Schließlich war Hitler der Staatschef, und sie war ihm gegenüber höflich...«
Urteil »nicht betroffen« der Entnazifizierungs-Sonderspruchkammer, 1952.*

Mit dem Entschluss, sich nicht weiter als Kriegsberichterstatlerin zu betätigen, kehrte Leni Riefenstahl zum Spielfilm zurück. «Tiefland», eine pathetische Filmsaga vom Sieg des Guten über das Böse, wurde ihr zweiter Spielfilm und ihr letzter Film bis heute. Seine Entstehung sollte sie insgesamt 20 Jahre begleiten. Das Szenario erzählt die Geschichte Pedros, eines unschuldigen Schafhirten aus dem spanischen Hochland, und seiner Liebe zu Martha, die ihrerseits einem üblen Despoten aus dem Tiefland verfällt. Bereits 1934 in Angriff genommen, blieb «Tiefland» in kürzester Zeit stecken und entwickelte sich zu einer Aneinanderreihung von Pleiten und Pannen. So sollte ein Wolf eine tragende Rolle spielen. Dr. Bernhard Grzimek wurde engagiert, ein zahmes Tier zu organisieren. War der erste Wolf zu brav, erstickte der zweite beim Fressen. Erst das dritte dressierte Tier «spielte» seine Rolle zu Lenis Zufriedenheit. Probleme bereitete auch die Schafherde, die die malerische Bergkulisse beleben sollte. Mit Salz an einen extra angelegten See gelockt, sofften die durstigen Schafe das Wasser binnen kürzester Frist aus. Der Teich musste mühsam wieder aufgefüllt werden. Und auch der Krieg unterwarf die Produktion zunehmenden Schwierigkeiten. Dreharbeiten in Spanien, wo die Handlung des Drehbuchs angesiedelt war, waren nicht mehr möglich. Das Dorf Roccabruna, in dem die Handlung spielen sollte, musste in Mittenwald im Karwendel völlig neu entstehen. Die Kosten explodierten. Joseph Goebbels verlor schon bald die Geduld. Am 8. März 1941 notierte er in seinem Tagebuch: «Der neue Riefenstahl-Film macht uns Sorgen. Da wird ein tolles Geld herausgepulvert.» Immer wieder aber schaffte es Leni Riefenstahl, Gelder lockerzumachen. Martin Bormann, Hitlers Sekretär, war ihr neuer Weg zum Portemonnaie des «Führers» geworden.

Filmgeschichtlich ist «Tiefland», im Gegensatz zu den anderen Filmen Leni Riefenstahls, wenig prägend gewesen. Vor allem mit der Idee, selbst die weibliche Hauptrolle zu spielen, hatte sich die Riefenstahl keinen Gefallen getan. Mit Anfang vierzig nahm man ihr die Gleichaltrigkeit zu ihrem gerade einmal 23-jährigen Filmpartner selbst bei günstigster Lichtsetzung nicht mehr ab. Und auch die pathetische Bildsprache war 1954, als «Tiefland» endlich in die Kinos kam, nicht mehr zeitgemäss. Die *Stuttgarter Zeitung* spottete über ein «Schulbeispiel virtuoser gepflegter Langeweile mit einem Bildschnitt von der Ranzanz einer fusskranken Schnecke». Die *Deutsche Zeitung* lästerte, Leni

Riefenstahl wirke in ihrer Rolle «wachsblumenhaft wie die frisch ertrunkene Kristina Söderbaum».

Trotz der Erfolglosigkeit des Projektes ist es gerade die Produktion «Tiefland» gewesen, um die Leni Riefenstahl nach dem Krieg die erbittertsten Prozesse geführt hat. Als die Dreharbeiten 1940 wieder verstärkt in Angriff genommen wurden, war aufgrund des Krieges an einen grossangelegten Transport spanischer Statisten nicht mehr zu denken. Doch Leni wünschte «spanisches Kolorit» in den Gesichtern der Darsteller. Die Lösung lag näher, als sie zunächst zu hoffen gewagt hatte.

Die Sinta Rosa Winter war 17 Jahre alt, als ihre Familie ins Internierungslager Maxglan bei Salzburg gesperrt worden war. Sie erinnert sich noch heute an den Tag, an dem sie Leni Riefenstahl zum ersten Mal sah. «Sie ist mit uniformierten Männern ins Lager gekommen und hat die Leute ausgesucht.» Mit Bussen wurden die Zigeuner von Maxglan nach Mittenwald gefahren. Rosa Winter erinnert sich noch, dass alle recht froh waren, den jämmerlichen Lebensbedingungen im Zigeunerlager entronnen zu sein. Als Statisten bei «Tiefland» erhielten sie ausreichend Verpflegung und Unterkunft – doch die war stets bewacht. Rosa Winter beschreibt die Regisseurin heute als ausgesprochen freundlich und lebenswürdig den Statisten gegenüber. Hat sich die Regisseurin nie Gedanken gemacht, wohin der Weg ihrer «Komparsen» führte?

Nach dem Krieg hat man Leni Riefenstahl vorgeworfen, gewusst zu haben, dass die Zigeuner nach Abschluss der Dreharbeiten nach Auschwitz deportiert und umgebracht wurden. Es ist unwahrscheinlich, dass 1941 der konkrete Name Auschwitz fiel. Doch Leni Riefenstahl hatte gesehen, wie die Zigeuner in Maxglan interniert waren. Dass ihren Statisten – die sie im Übrigen niemals entlohnt oder entschädigt hat – ein ungutes Schicksal drohte, kann ihr nicht entgangen sein.

Was Leni Riefenstahl tatsächlich über den Holocaust wusste, wird nicht mehr zu klären sein. Sie selbst wiederholt seit Jahrzehnten immer wieder die gleichen Sätze. In ihren Memoiren behauptet sie sogar, die Zigeuner seien ihre «besonderen Lieblinge» gewesen: «Wir haben sie nach dem Krieg alle wieder gesehen.» Doch kaum einer ihrer Statisten hat Auschwitz überlebt.

Leni Riefenstahl selbst hat niemanden deportieren lassen, sie hat niemanden

getötet. Doch sie muss sich den Vorwurf gefallen lassen, die Möglichkeiten ausgenutzt zu haben, die ihr ein menschenverachtendes Regime bot. Für ihre Zwecke hatte sie Menschen gebraucht, die «anders» aussahen. Und sie bekam sie von einem Regime, das ebendiese «anderen» ausgrenzte, einsperrte und schliesslich umbrachte.

Das Kriegsende am 8. Mai 1945 war ein tiefer Einschnitt in Leni Riefenstahls Leben. Die viel zitierte «Stunde null», die von den meisten Deutschen als Befreiung und Neuanfang empfunden wurde, warf die Regisseurin auf einen Nullpunkt zurück. Die Trümmer des Reiches, dem sie ihre Triumphe verdankte, hat sie nicht mehr gefilmt.

In Kitzbühel nahmen amerikanische Soldaten die prominente Regisseurin unverzüglich fest und überführten sie gemeinsam mit ranghohen Nationalsozialisten zur Vernehmung in ein Sammellager. Irving Rosenbaum war einer ihrer Vernehmungsoffiziere. Ihm, der als Jude mit 17 Jahren aus Deutschland emigriert war und nun mit den amerikanischen Truppen in sein Geburtsland zurückkehrte, war der Name durchaus geläufig. «Ich hatte als Kind ihre Bergfilme gesehen. Doch die Frau, die wir nun verhören sollten, war die Schöpferin der berühmten Propagandafilme der Nazis», erinnert er sich. «Sie machte einen nervlich völlig zerrütteten Eindruck.» Während Leni Riefenstahl selbst sich vor allem an ihre Erschütterung über Fotos aus Konzentrationslagern erinnern will, stellt der Vernehmungsbericht, der heute in amerikanischen Archiven einzusehen ist, lapidar fest: «Frl. Riefenstahl ist vor allem in Sorge um ihren Film ‚Tiefland‘.» Die übrigen Aussagen Leni Riefenstahls in ihren Vernehmungen durch die Alliierten sind heute wohlbekannt. Die meisten Sätze hat sie seit 1945 unzählige Male wiederholt: Man habe sie gezwungen, die Reichsparteitagfilme zu machen. Sie sei eine Verfolgte des Propagandaministeriums und sie habe keinerlei Ahnung gehabt, was in den Konzentrationslagern vor sich ging.

Die Vernehmungen des Frühjahrs 1945 waren für Leni Riefenstahl der Beginn ihrer Lebenslegende. In drei Spruchkammerverfahren wurde in den Folgejahren das Verhältnis der Regisseurin zum Nationalsozialismus untersucht. Zweimal lautete das Urteil «Nicht betroffen», im dritten Verfahren wurde sie als «Mitläuferin» eingestuft. Eine Mitläuferin also – wie allzu viele im nationalsozialistischen Deutschland.



*«Ihre Bilder haben Realität, da gibt es keinen Zweifel drüber...»
Leni Riefenstahl als Fotografin bei den Nubas, Anfang der Siebzigerjahre.*

Geh' lachend diesen Weg, den Weg grosser Berufung. Hier hast du deinen Himmel gefunden, und in ihm wirst du ewig sein.

Julius Streicher, Brief an Leni Riefenstahl, 27. Juli 1937

Keine andere Frau des 20. Jahrhunderts ist gleichzeitig so sehr verehrt und verleumdet worden.

Jodie Foster, Schauspielerin, 2000

Mit diesem Urteil hätte der «Fall Riefenstahl» ad acta gelegt werden können. Doch das ist bis heute nicht geschehen.

Beruflich hat Leni Riefenstahl nach dem Krieg lange nicht Fuss fassen können. Sie hat nie wieder einen Film fertig gestellt. Das lag keineswegs an einem Berufsverbot, denn ein solches hat es entgegen einer weit verbreiteten Ansicht nie gegeben. Sie selbst sieht sich bis heute in der Rolle eines Sündenbocks, den Nachkriegsdeutschland symbolisch kreuzigte, stellvertretend für all diejenigen, die schlimmere Schandtaten vertuschten. Die Ressentiments, mit denen Riefenstahl zu kämpfen hatte, waren freilich grösstenteils die Folge ihrer eigenen Selbstaussgrenzung. Auch als ihre «Erinnerungen» an vielen Stellen längst von Aktenfunden oder Zeitzeugen widerlegt waren, witterte sie Komplotte und entgegnete Kritik mit massiven Gegenangriffen, die ihr den Ruf der «Unbelehrbaren» eintrugen. Leni Riefenstahl diskutierte nicht, sie prozessierte – gegen jeden, der sie auch nur ansatzweise in die Nähe nationalsozialistischer Politik oder ihrer Führer rücken wollte. Die meisten ihrer Prozesse hat sie gewonnen, ihre Reputation aber dabei verloren.

Ihr beruflicher Wiedereinstieg wurde weniger dadurch verhindert, dass man sie nicht mehr wollte. Es war vielmehr so, dass sie nicht mehr konnte, wie sie wollte. Das schlagartige Fehlen ihres gewohnten Produktionsrahmens war es, das fast alle Projekte scheitern liess. Ihr Themen- und Gestaltungsgeschmack war von der Zeit überholt worden. Sie konnte nicht mehr aus quasi-unbegrenzten Budgets schöpfen, auch fehlten ihr das eingespielte Kamerteam, die Bilder eines Hans Schneeberger, der Einfallsreichtum eines Hans Ertl oder die Ergebnisheit eines Guzzi Lantschner. Sie hatte keine schlechteren Bedingungen als alle anderen – sie hatte nun schlichtweg die gleichen.

Einen Neueinstieg hat sie nicht als Regisseurin, sondern als Fotografin geschafft. Im November 1962 zog sie mit einer Expedition ins sudanesisches Dorf Tadoro, um dort «ihre Nuba» zu entdecken. Das Leben inmitten des damals von westlicher Kultur noch weitgehend unberührten Stammes war für Leni Riefenstahl eine Rückkehr ins Paradies, denn unter den Nuba war sie eine Frau ohne Geschichte. Ihre Fotodokumentation verschiedener Nuba-Gruppen wurde ein Erfolg, wenngleich sie für die erneute Überbetonung des Heroischen und Starken gerügt wurde. «Die sind so schön. Ich hab



Es ist einfach Geschichte, reine Geschichte.

Leni Riefenstahl über ihre Filme

«Alles, was über mich in der Zeitung steht, ist Lüge...»

Ich bin von ihrer Lebendigkeit und Grazie zutiefst beeindruckt.

Angelika Taschen, Verlegerin, 2000

Leni Riefenstahl auf der Frankfurter Buchmesse, 2000.

Als einzige Frau mit offizieller Eigenschaft im Parteitagsgetriebe stand sie oft gegen die Parteiorganisation, die anfangs mitunter nahe dran war, eine Revolte gegen sie zu entfesseln... Intrigen wurden gesponnen, Verleumdungen bei Hess vorgebracht, um sie zu stürzen.

Albert Speer, «Erinnerungen», 1969

Die umstrittenste Deutsche seit 1945.

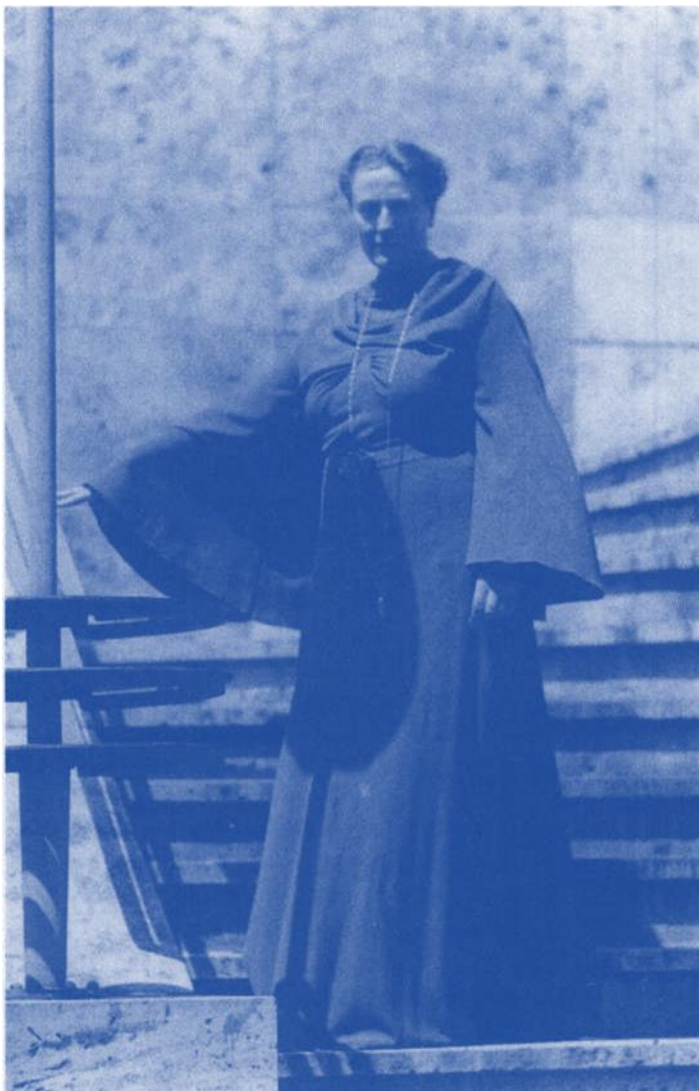
Alice Schwarzer, Emma, Januar 1999

sie doch nicht gemacht, die hat der liebe Gott geschaffen», wies die Fotografin diesen Vorwurf zurück. Was ihre Kritiker ihr sagen wollten, hat sie nicht verstanden.

98 Jahre ist Leni Riefenstahl heute alt. Vor ihr liegt nur noch Vergangenheit. Die Einstellung zur Regisseurin hat sich seit einigen Jahren spürbar geändert. Man bewundert die alte Dame wegen ihrer beeindruckenden Vitalität. Weltweit erfreuen sich Ausstellungen ihrer Fotos und auch Filme grosser Beliebtheit. Starregisseur Steven Spielberg hat Interesse bekundet, Riefenstahl kennen zu lernen, sein Kollege George Lucas berichtet freimütig, für einige Szenen seiner Science-Fiction-Trilogie «Krieg der Sterne» Anleihen bei «Triumph des Willens» gemacht zu haben. Die US-Schauspielerinnen und Produzentinnen Jodie Foster wird ihr Leben verfilmen. «Sie ist eine der interessantesten Frauen des 20. Jahrhunderts», hat sie über Leni Riefenstahl gesagt.

Die Renaissance der Riefenstahl – zunehmend tritt die Propagandistin hinter die fraglos grosse Künstlerin zurück. Die Jahre der vehementen Kritik sind vorbei, auch aus Respekt vor dem Alter der Seniorin, das die Kritiker zunehmend davor zurückschrecken lässt, ihr Verfehlungen vorzuwerfen, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Über sie hat man immer geredet. Mit ihr zu reden war eigentlich nie möglich, denn einer wirklich tief gehenden Auseinandersetzung mit den Beweggründen ihres Schaffens im «Dritten Reich» hat sich die Riefenstahl stets entzogen. In ihren Filmen und auch in ihrem Leben hat es nie Nuancen gegeben, nur Schwarz und Weiss, Gut oder Böse. Differenzieren wollte sie nie. Der Panzer ihrer Erinnerungen ist längst ihre Wahrheit geworden

Winifred Wagner
DIE MUSE



Mein Nationalsozialismus war eigentlich nur mit der Person Adolf Hitlers verbunden. Alles andere hat mich weniger interessiert.

Zwischen 1925 und 1933 hat Hitler einige Male auf seinen Fahrten zwischen Berlin und München kurze Rast in «Wahnfried» gemacht. Hitler konnte sich im Kreise der Familie völlig als Mensch unter Menschen geben und sich von der aufreibenden Tätigkeit des ewigen Propagandarechners für die Partei erholen.

Ich kannte ihn [Hitler] noch immerhin 22 Jahre und habe nie eine menschliche Enttäuschung an ihm erlebt. Ich meine, abgesehen von den Sachen, die draussen vor sich gingen, aber das berührte mich ja nicht.

Ich bin nur mehr oder weniger bis zum bitteren Ende treu geblieben, weil ich diesen Mann als einen freundlichen, noblen und hilfsbereiten Menschen kannte. Es war der Mann und nicht die Partei, die mich hielt.

Im Bayreuther Festspielhaus ist niemals nach der Parteizugehörigkeit gefragt worden, sondern nur nach der Leistung.

Das war eine rein menschliche, persönliche und vertrauliche Bindung zwischen uns, die auf der Grundlage der Verehrung und Liebe zu Richard Wagner beruhte.

Ich bin imstande, den Hitler, den ich kenne, vollkommen zu trennen von dem, was man heutzutage ihm alles zur Last legt.

USA – Unser seliger Adolf.

Winifred Wagner

Meine Mutter hatte ... eine idealistische Auffassung von dem Glauben an eine «nationale Erneuerung», die Hitler propagierte.

Wolfgang Wagner, «Lebens-Akte – Autobiographie», 1994

Sie brachte Richard Wagner ein in diese teuflische Ehe mit dem Deutschen Reich, in sehr persönlicher Beziehung zu seinem Führer, und machte diesen Richard Wagner so posthum zum Mittäter und politischen Teilhaber des nationalen Untergangs.

Hans Jürgen Syberberg, 1980

Nach 1945 konnten die Bayreuther Festspiele natürlich keinen Antisemitismus und keine Verherrlichung von nationalsozialistischem Gedankengut mehr präsentieren. Also hat meine Grossmutter das dann eben in ihrem etwas intimen Bereich immer wieder von sich gegeben. Man kannte ihre Einstellung zum «seligen Adolf».

Gottfried Wagner, Enkel Winifred Wagners

Hitler ist ein Kleinbürger gewesen, der versuchte, in die höheren Kreise zu kommen. Das konnte er auch durch Winifred.

Erika Jansen, Komparsin bei den Bayreuther Festspielen

Winifred hatte eben den heissen Draht nach ganz oben und konnte diesen immer wieder ausnützen, um einen verschwundenen Bayreuther jüdischen Arzt oder Bekannten aus dem Lager zurückzuholen. Über dreissig Dankschreiben von Juden und Jüdinnen zeugten für sie...

Nike Wagner, Enkelin Winifred Wagners

Mitte Mai 1945: Hitlers Selbstmord und die Kapitulation der Wehrmacht hatten Deutschland endlich von Schlachtenlärm und Blutgeruch erlöst. Während die meisten Deutschen noch wie betäubt darüber nachdachten, ob sie sich nun besiegt oder befreit fühlen sollten, machten sich die Sieger auf die Suche nach den Verantwortlichen für die Katastrophe. Klaus Mann, der Sohn des emigrierten Schriftstellers Thomas Mann, fahndete in der Uniform eines US-Offiziers nach einer Frau, die ganz oben auf seiner Liste stand. Im abgeschiedenen oberfränkischen Weiler Oberwarmensteinach wurde er fündig. Dort, in einem kleinen Sommerhaus, empfing ihn Winifred Wagner, die Schwiegertochter des deutschesten aller Komponisten, ebenso freundlich wie bestimmt: «Eine Frage, Herr Mann, brauchen Sie mir gar nicht erst zu stellen: Ich habe nicht mit Adolf Hitler geschlafen.»

Schon bei dieser ersten Vernehmung zeigte sie, was wohlmeinende Biografen als «freimütige Offenheit», ihre Enkelin Nike dagegen als schuldhaftige «Unbussfertigkeit» umschrieben haben. Klaus Mann hielt verblüfft fest, er habe bis «fast an die tschechische Grenze» fahren müssen, um wenigstens einen Deutschen zu finden, der zugab, Hitler-Anhänger gewesen zu sein: «Sie war die Einzige, die sich nicht so weit als möglich von Hitler distanzierte, sondern ihre Freundschaft zu ihm offen zugab. Wir sprachen über Hitler! ‚Ob wir befreundet waren? Aber gewiss doch! Certainly! And how!‘ Sie schien auch noch stolz darauf! Hoch erhobenen Hauptes und üppig sass sie mir gegenüber, eine Walküre von imposantem Format und imposanter Unverfrorenheit. ‚Er war reizend‘, sagte sie aggressiv. ‚Von Politik verstehe ich nicht viel, aber von Männern eine ganze Menge. Hitler war charmant. Ein Österreicher, wissen Sie! Gemütvoll und gemütlich! Und sein Humor war einfach wundervoll!‘»

Dabei blieb sie. In ihren beiden Spruchkammerverfahren versuchte Winifred Wagner zwar, ihr Verhalten in der NS-Zeit als unpolitisch und ausschliesslich dem Erbe Richard Wagners ver-



In Wahnfried liegen keine Leichen im Keller.

Wolfgang Wagner in seiner Autobiografie

Die Homosexualität des eigenen Mannes war für Winifred Wagner ein sehr problematisches Thema. Das war natürlich in den Zwanzigerjahren ein Tabuthema. Dieses Thema ist ja dann bei Hitler und Goebbels auch angeschnitten worden: Pfui Spinne, wie dekadent!

«Hoch verehrter Meister...» Siegfried Wagner und sein «Wimmchen».

Gottfried Wagner

pflichtet zu beschönigen; doch an der guten Beziehung zum Privatmann Hitler liess sie nie einen Zweifel. Ihre beiden Söhne, Wieland und Wolfgang Wagner, hatten bei der Wiederaufnahme der Festspiele 1951 dann auch alle Mühe, die hartnäckige Hitler-Freundin aus dem Rampenlicht verschwinden zu lassen. Es gelang ihnen bis 1975. In diesem Jahr gab die alte Dame dem Regisseur Hans Jürgen Syberberg ein mehr als fünfstündiges Interview, dessen Veröffentlichung für unwillkommene Furore sorgte. «Wenn der Hitler heute hier zur Tür reinkäme», sagte Winifred Wagner mit fester Stimme, «ich wäre genauso fröhlich und so glücklich, ihn hier zu sehen und zu haben, als wie immer.» Ihr blutbefleckter «Freund» sei für sie noch immer eine «einzigartige Persönlichkeit».

Es sind irritierende Aussagen. Winifred Wagner gibt Rätsel auf – nach dem Tod ihres Verehrers Hitler mehr noch als in den Jahren seines finsternen Reiches. Darf ein intelligenter Mensch mit dem Wissen um Auschwitz den Massenmörder als Charmeur rühmen? Warum macht sich eine alte Frau im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte zum Zielpunkt massiver öffentlicher Kritik – die natürlich nicht lange auf sich warten liess? Und vor allem: Was schlug die «hohe Frau» von Bayreuth so sehr in Bann, dass sie nie wieder davon loskam?

Ein Blick in ihre Lebensgeschichte trägt zur Aufklärung bei. Sowohl Hitler als auch Winifred Wagner waren nicht als Deutsche zur Welt gekommen und pflegten wohl gerade deshalb jenen fanatischen Nationalismus, der für Eingebürgerte aller Nationen mitunter typisch ist. Hitlers zwielichtige Ahnengeschichte aus dem österreichischen Innviertel veranlasste den Diktator, seine Vita zur «geheimen Reichssache» zu machen. Doch bis zu seinem Ende scheint er auf der Suche nach Ersatz für fehlende familiäre Wärme gewesen zu sein. Zeitweilig fand er sie bei Winifred.

Sie selbst machte kein Geheimnis aus ihrer Herkunft: 1897 wurde Winifred Williams in Hastings an der englischen Kanalküste geboren. Ihr Vater John Williams war ein allenfalls mittelmässiger Schriftsteller, ihre Mutter Emily hatte als Schauspielerin auf Provinzbühnen gearbeitet. Mit drei Jahren war Winifred Waise, wurde unter Verwandten hin und her geschoben und fand sich schliesslich unter der strengen Obhut von Nonnen in einem düsteren gotischen Waisenhaus im Süden Londons wieder. Es seien dort «recht un-



Die Familie Wagner war eine deutschnational gesinnte Familie. Und da fühlte sich Winifred sehr wohl, denn sie ist ja von ihrem Adoptivvater im gleichen Geist erzogen worden.

Walter Schertz-Parey, Biograf Winifred Wagners

Mein Vater hatte ja mit meiner Mutter ein gemeinsames Testament gemacht. ... Meine Mutter, die Vorerbin, sollte die Sache weiterführen.

Wolfgang Wagner

*«Vitale Erbmasse...»
Winifred und Siegfried mit ihren Kindern Verena, Friedelind, Wieland und Wolfgang.*

glückliche Jahre» gewesen, räumte sie als alte Dame ein, und man darf annehmen, dass sie das Ausmass ihres Kummers nur andeutete.

Zwei Wesenszüge blieben als unübersehbares Erbe der Zeit im Waisenhaus: einerseits jene raubeinige, verschlossene Aura, die es nur selten zuliess, Gefühle zu zeigen. Ihr Enkel Gottfried Wagner hat seiner Grossmutter und seinem Vater Wolfgang ebendiese kalte Härte vorgeworfen. Andererseits aber ein starker und geradezu aufopferungsvoller Familiensinn, der aus Winifred eine umsorgende und für viele musterhafte Mutter und Grossmutter machte. Bis ins hohe Alter half sie unermüdlich an den Wickeltischen und Kochtöpfen ihrer Nachkommen, war bereit, der rebellischen Tochter Friedelind sogar ihr schonungsloses Buch *«Nacht über Bayreuth»* zu verzeihen, das immerhin der Anklage im Spruchkammerverfahren gegen Winifred als Grundlage diente, und nahm wie selbstverständlich nach dem Krieg das braune Erbe Bayreuths auf ihre Schultern, damit die Söhne, von ihrer Vergangenheit als Hitler-Protégés befreit, die Festspiele weiterführen konnten.

Nach ihrer Grundschulzeit wurde Winifred Williams krank. Ein Arzt empfahl «kontinentales Klima», was sie zum Ehepaar Klindworth brachte, entfernten Verwandten in Berlin. Es war wohl die entscheidende Wendung ihres Lebens. Der hoch betagte, weissbärtige Musiker Karl Klindworth, einst befreundet mit Richard Wagner, pflegte noch immer rege Kontakte nach Bayreuth. Er wurde Winifreds Adoptivvater, machte sie mit den Opern Wagners und dem «völkischen» Gedankengut vertraut, das sich vor allem bei deutschen Wagnerianern rund um die Geschichten vom «Parsifal», den «Meistersingern» oder dem «Ring des Nibelungen» rankte. Als aus dem schwindsüchtigen englischen Mädchen eine ansehnliche junge Frau geworden war, betätigte sich Klindworth gemeinsam mit der Wagner-Witwe Cosima als Kuppler und führte sein Mündel der Familie des «Meisters» zu. Wie erfolgreich seine Lehrstunden in Sachen Wagner waren, zeigte sich, als sich Winifred den Vornamen Senta zulegte – nach jener sagenhaften Frau aus dem «Fliegenden Holländer», die den verfluchten Seemann durch «Treue bis in den Tod» erlösen soll.

Zur gleichen Zeit, als Krankheit und Zufall das Mädchen Winifred ins Haus eines glühenden Wagner-Verehrers führten, widerfuhr

einem österreichischen Jungen im Stehparkett der Linzer Oper sein «Erweckungserlebnis». Man gab Wagners Frühwerk, den «Rienzi». August Kubizek, ein Jugendfreund Hitlers und wie dieser ein entflammter Wagner-Fan, hat über den gemeinsamen Opernbesuch berichtet. «Erschüttert erlebten wir den Untergang Rienzi», schrieb er über jenen Novemberabend des Jahres 1906, «und obwohl er sonst nach einem künstlerischen Erlebnis, das ihn bewegt hatte, gewohnt war, gleich zu sprechen und mit scharfem Urteil die Aufführung zu kritisieren, schwieg Adolf nach dieser Aufführung noch lange.» In der Geschichte des römischen Volkstribunen Rienzi, der sein Volk befreien wollte und am Ende durch Verrat unter den Trümmern des Kapitols endete, hatte der junge Hitler die Vision seiner eigenen Zukunft entdeckt. «Gustl» Kubizek schilderte, wie sein Kumpan ihm plötzlich mit «grossartigen, mitreisenden Bildern» von einem «Auftrag» kündete, der ihn das deutsche Volk «zu den Höhen der Freiheit» führen lassen werde. «Es war», so Kubizek weiter, «als würde ein anders Ich aus ihm sprechen, von dem er selbst mit gleicher Ergriffenheit berührt wurde wie ich.» 1939, längst hatte Hitler das wagnerische «Rienzi»-Motiv zur Hymne seiner Reichsparteitage gemacht, beschrieb er Winifred Wagner mit vibrierender Stimme den nächtlichen Linzer Moment: «In jener Stunde begann es!»

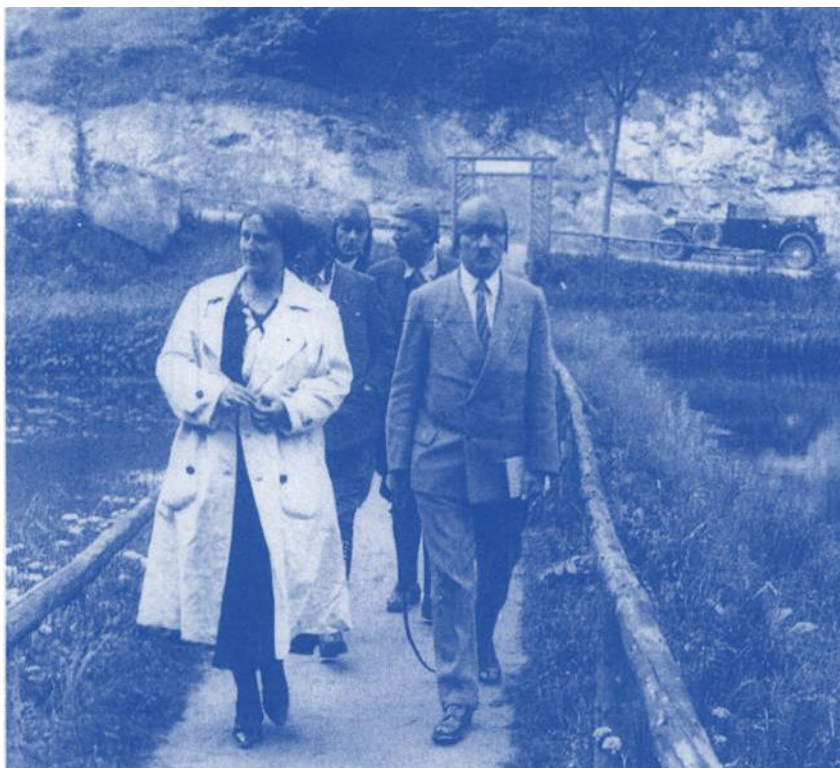
Wagners sagenhafte Bühnenwelt, die voller Abgründe und Heilsbotschaften zu stecken schien, hatte Hitler schon in Jugendjahren zu seiner geistigen Heimat auserkoren. «Mit einem Schlage war ich wie gefesselt», gedachte er seiner Begegnung mit der Wagner-Musik in «*Mein Kampf*», seinem programmatischen Buch, dessen Titel sich an Richard Wagners Autobiografie «*Mein Leben*» anlehnte. Einem amerikanischen Reporter verriet er, seit dieser Zeit ginge er in Wagner-Opern «wie andere in die Kirche». Brennende Scheiterhaufen, untergehende Götterburgen, rauschhafte Erlösung – der Katholik Hitler fand im Opernhaus seine Kommunion. Wie viel «Wagner in Hitler» wirklich war, sollte sich allerdings erst in den Jahren seiner Herrschaft herausstellen.

Winifred Williams erlebte ihre erste Wagner-Oper im Sommer 1914, in jenen schicksalsschwangeren Wochen vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in denen ein Zeitalter zu Ende ging. Soeben hatte ein serbischer Eiferer den österreichischen Kronprinzen

Franz Ferdinand erschossen. Doch der 17-jährige Backfisch hatte anderes im Kopf. Auch sie, so schilderte sie später, war «tief ergriffen» von den Klangkaskaden, die während einer Generalprobe zum «Fliegenden Holländer» aus dem Orchestergraben zu ihr drangen. Das Geschehen auf der Bühne, damals noch streng «naturalistisch» mit künstlichen Bäumen, rauschenden Bärten und stierbehörnten Germanenhelmen, schlug sie in seinen Bann. «Von diesen Stunden an», schwärmte sie noch Jahrzehnte später, «existierten für mich nur noch Wagner und die Bayreuther Welt.» Vielleicht war es der Rausch der Akkorde, vielleicht das gute Zureden Klindworths, was dafür sorgte, dass Winifred auch für den Sohn Richard Wagners, Siegfried, ins Schwärmen geriet. Nur ein Jahr darauf, am 22. September 1915, heiratete das ungleiche Paar.

Weltkrieg hin oder her – Bayreuth war glücklich. Vor allem die Witwe des «Meisters», Cosima, war endlich ihre Sorgen um den Erhalt der Sippe los. Ihr einziger Sohn Siegfried, genannt «Fidi», war immerhin schon 46, als er endlich vor den Traualtar trat. Zwar hatte er schon ein uneheliches Kind mit einer Pfarrerstochter, doch für die Herrschaftssicherung auf dem «grünen Hügel», dem Areal des Festspielhauses, kam der unstandesgemässe Spross nicht infrage. Siegfried galt zu seiner Zeit als durchaus erfolgreicher Komponist und würdiger Wagner-Erbe. Nur seine zahlreichen Amouren mit Frauen wie Männern störten das Ansehen – obgleich eine gewisse Promiskuität zur Familientradition zu gehören schien: Konnte doch Cosima den Vater ihrer Tochter Isolde nie eindeutig benennen. Doch im würdigen Alter war aus der sinnenfrohen Komponistengattin eine sittenstrenge Gralshüterin geworden, die von «Fidis» Eskapaden genug ahnte, um nicht mehr wissen zu wollen. Ob das junge Aschenputtel Winifred vor ihrem Jawort davon erfahren hat, scheint mehr als fraglich. Das «Winnichen» wurde gebraucht – zum Erhalt der Dynastie. Kurz vor der Hochzeit schrieb sie ihrem Siegfried, als spreche sie Opernzeilen der «Senta»: «Mit Leib und Seele vertraue ich mich dir an, leite du mich durchs Leben – forme mich so, wie du mich haben möchtest. Ich habe mich so nach Liebe geseht.»

Weil hier sein «Wähnen Frieden finden» sollte, hatte Richard Wagner seine stattliche Bayreuther Villa «Wahnfried» getauft. Als allerdings die junge Braut Winifred hier einzog, erwartete sie alles andere als friedliche Ruhe. Zwei eifersüchtige Schwestern Siegfrieds, beide verheiratet und kinderlos, machten ihr mit Vorschrif-



Ich habe nicht mit Adolf Hitler geschlafen.

Winifred Wagner zu Klaus Mann, 1945

Gottlob gibt es noch deutsche Männer! Hitler ist ein prachtvoller Mensch, eine echte deutsche Volksseele. Er muss es fertig bringen.

Siegfried Wagner, 1923

... Ich muss mich nur auf die Zukunft verlassen... Dann wird die Zeit kommen, in der der Stolz auf deinen Freund Dank sein soll für vieles was ich dir heute gar nicht vergelten kann...

Adolf Hitler an Winifred Wagner, 30. Dezember 1927

«Eine Achtungsfreundschaft...»
Winifred Wagner begleitet Hitler.

ten und Anfeindungen das Leben schwer. Die alte Cosima verordnete ihr einen streng geregelten Tagesablauf und sah es gern, wenn die junge Schwiegertochter ihren Gatten Siegfried mit «hoch verehrter Meister» anredete. Wegen des Krieges wurden keine Festspiele veranstaltet, was die Familie bald in arge Finanznöte brachte. Im Winter zog man in den kleinen Anbau neben «Wahnfried», weil der billiger zu heizen war.

Trotz aller Widrigkeiten erfüllte Winifred die in sie gesetzten Erwartungen. Im Jahresrhythmus gebar sie junge Wagners: 1917 erst Stammhalter Wieland, dann Friedelind, Wolfgang und schliesslich 1920 Verena. Das stete Mutterglück stärkte ihre Position im Clan. Als sie mit Baby Wieland zum ersten Mal nach «Wahnfried» kam, legte sie den Stammhalter demonstrativ in Cosimas Arme.

Überhaupt scheint Winifred von Beginn an «mit walisischer Sturheit», so ihr Sohn Wolfgang, das Machtgerangel in und um «Wahnfried» mitgemacht zu haben. Als eine der ungeliebten Schwägerinnen, Daniela Thode, ihr zum Einstand durchaus wohlmeinend Brautstaat und Kleidung für die nächsten Jahre schenkte, gab Winifred die gesamte neue Garderobe postwendend «für wohltätige Zwecke» an die Bayreuther Kirche. Sie wollte selbst bestimmen, was sie trug. Bald war aus dem angeheirateten «Winnichen» eine respektierte Figur geworden. Graf Gravina Gilberto, ein Besucher, schilderte den Wesenswandel, der auch rein physisch sichtbar wurde, drastisch: «Nach vier Kindern war sie nicht wiederzuerkennen. Sie hatte sich beinahe verdoppelt. Sie galt als exemplarische Mutter, als ergiebige Milchkuh, die eine überaus gesunde, vitale Erbmasse mit in die Ehe brachte. Siegfried hatte allerhand zu tun, um mit ihr auf gehörige Weise zurechtzukommen.»

Die Beziehung mit dem 28 Jahre älteren «Fidi» entwickelte sich allmählich zur blossen Zweckgemeinschaft. Nach vollbrachter Bestandssicherung gingen die Eheleute getrennte Wege. Der Gatte nahm sein Junggesellendasein wieder auf und pflegte seine homosexuellen Freundschaften. Einer seiner Liebhaber war der Engländer Clement Harris, der sich gern rühmte, mit Oscar Wilde das Nachtlager geteilt zu haben. Seine gemischten Gefühle über das vorgegaukelte Eheglück machte Siegfried zum verschlüsselten Thema einer Oper mit dem bezeichnenden Titel «Das Liebesglück». Winifred blieb nichts anders übrig, als den Mantel des

Schweigens über «Fidis» Vorlieben zu decken, auch wenn sie tief beleidigt war. Öffentliche Erörterungen der Homosexualität des Wagner-Sohnes hätten bei der konservativen Klientel der Festspiele für arge Verstimmungen gesorgt. Erpressungsversuche von «Fidis» Gespielen verliefen deshalb nicht selten erfolgreich.

Es zeugt von ihrer pragmatischen Veranlagung, dass Winifred Wagner das Familienleben in «Wahnfried» dennoch intensiv pflegte. Vier lebhaft Kinder, mäkelnde Schwägerinnen und die immer mehr dahinsiechende Cosima wollten umsorgt werden. Hin und wieder erschien auch Siegfried, der sich nichts anmerken liess und mit Vorliebe die Familie auf Ausflugsfahrten durchs Fränkische begleitete. Vor allem kam es, wie es Sohn Wolfgang darstellt, darauf an, «sich nach aussen hin» als intakte Familie zu präsentieren. Winifred, die erste Führerscheininhaberin Bayreuths, sass am Steuer. Sie fuhr leidenschaftlich gern Auto, meist mit einer Zigarette im Mundwinkel, und war sich nicht zu schade, Reparaturen und Wartung selbst in die Hände zu nehmen. Wolfgang Wagner erinnert sich, dass sie sogar eine Grube anlegen liess, um bequemer die fälligen Ölwechsel vorzunehmen.

Politisch vom 1916 verstorbenen Klindworth nachhaltig vorbereitet, sog Winifred die «völkische Gesinnung», die «Wahnfried» umwehte, begierig auf. Eva, die andere der beiden Schwägerinnen, hatte den rechtsradikalen Philosophen Houston Steward Chamberlain geheiratet, der sich zum Hüter der Botschaften Richard Wagners berufen fühlte. Lange bevor Hitler sich überhaupt damit zu befassen begann, schrieb Chamberlain 1905 von «arischer Weltanschauung» und riet, das «Reich aus der zermalmenden Umarmung der Juden zu erlösen». Er wurde dafür von Kaiser Wilhelm II. höchstselbst belobigt: «Ihr Buch dem deutschen Volk und Sie persönlich sandte mir Gott», lautete die Widmung des Monarchen für den Engländer, der sich so grosse Sorgen um den Fortbestand der Deutschen machte.

Chamberlain hatte sich aus dem umfassenden und ideologisch undeutlichen Gedankenkonglomerat Richard Wagners die Passagen herausgepickt, die ins «völkische» Bild passten. Vor allem die antisemitischen Äusserungen des Komponisten stechen dabei ins Auge: «Kommunismus und Börsenkapital» seien der «schleichende Dämon des Judentums», oder «die jüdische Rasse» sei der «geschworene Feind der Menschheit».

Es ist viel gestritten worden über den Antisemitismus Richard Wagners, der auch via Chamberlain in die Köpfe späterer Nazis gelangte. Tragen Wagners Werke antijüdisches Gedankengut? Sind die finsternen Figuren seiner Opern, «Mime» aus dem «Ring» oder «Beckmesser» aus den «Meistersingern», projizierte jüdische Feindbilder? War seine Schrift «*Das Judentum in der Musik*» theoretische Begründung eines exterminatorischen Programms? Ist der Komponist gar jener «Prophet», dem der «Vollstrecker» Hitler folgte, wie es der Autor Joachim Köhler jüngst provozierend formuliert hat? Wagner-Freunde halten dem entgegen, dass ihr Idol mitunter jüdischen Dirigenten den Vorzug gab und die bewussten Figuren «Mime» oder «Beckmesser» erst durch Interpretationen späterer Regisseure jüdische Assoziationen geweckt hätten.

Sicher ist indes, dass Richard Wagner vom verbreiteten Antisemitismus seiner Zeit nicht frei war. An millionenfachen Massenmord hat er dabei selbstverständlich nicht gedacht – wie überhaupt das 19. Jahrhundert keine konkreten Vordenker des Holocaust aufweist. Seine Vorstellung war eher, die deutschen Juden so weit zu «assimilieren», bis sie durch die Taufe von ihrem Judentum «erlöst» würden. Wagners Antisemitismus fusste damit auf religiösen und kulturellen Ressentiments, nicht auf «rassischer» Feindschaft. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts, nach Wagners Tod, mischten sich radikalere Vorstellungen in diese Gedankenwelt. Bayreuth, mit der Gralshüterin Cosima und dem Ideengeber Chamberlain, geriet zu einer jener Brutstätten, in denen aus völkischer Deutschtümelei ein aggressives Programm wurde. Diese sich verschärfende Gemengelage bestimmte auch die politische Prägung der jungen Winifred Wagner. Ihre Grundauffassung war rückwärtsgerichtet, streng national und republikfeindlich. Zu allen Fest- und Feiertagen gingen von «Wahnfried» Ergebnisadressen an den im Exil weilenden Kaiser.

Schon 1919 erreichte Bayreuth die Kunde von einem neuen Hoffnungsträger. Politische Freunde aus München berichteten, ein Soldat namens Hitler habe durch flammende Reden auf sich aufmerksam gemacht. Der Wagner-versessene Weltkriegsveteran war damals noch auf der Suche nach politischer Heimat und beruflicher Zukunft. Sein Erfolg als politischer Agitator für rechtsnationale Offiziere schien ein vielversprechender Anfang zu sein. Doch ohne



Als Waisenkind und Gattin eines homosexuellen Mannes wächst sie in diesem ganzen ideologischen und weltanschaulichen Umfeld auf und wird eine hundertfünfzigprozentige «Wagnerianerin».

Gottfried Wagner

Hitler hat den Wunsch geäußert, das Haus zu sehen, in dem der Meister gearbeitet hat, und an sein Grab zu treten. Winifred hat ihm in ihrer spontanen Art gesagt: Kommen Sie einfach morgen zum Frühstück zu uns. Was er dann auch tat.

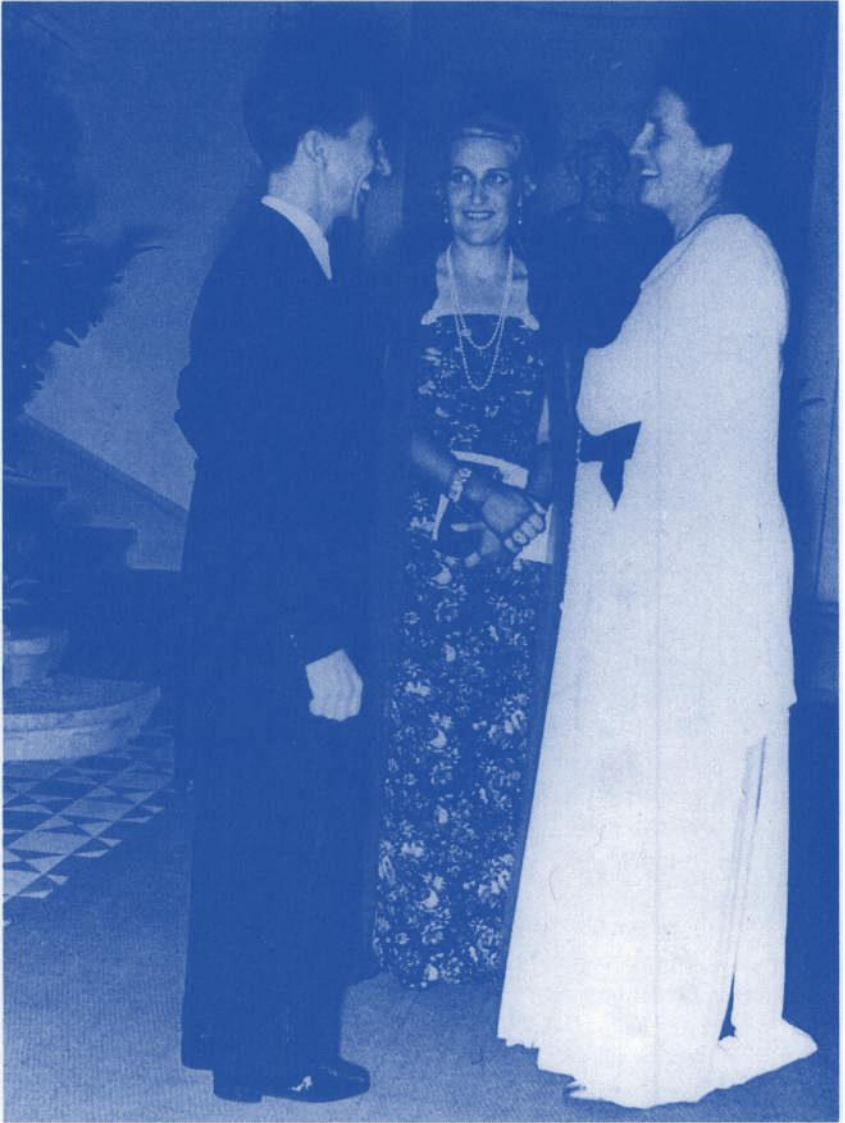
Walter Schertz-Parey, Biograf Winifred Wagners

*«Eine emanzipierte Frau...»
Winifred Wagner mit ihren Kindern an Richard Wagners Grab.*

die Fürsorge einflussreicher Münchener Kreise wäre Hitler wohl nie über einen begrenzten Bekanntheitsgrad im Dunstkreis bayerischer Bierkeller hinausgekommen. Vor allem die Familien Bechstein und Bruckmann, betuchte Klavierhersteller und Verleger, taten sich als Geburtshelfer des Politikers Hitler hervor. In ihren Salons legte der Ex-Männerheimbewohner seine linkischen Manieren ab und lernte, wie man Damenhände küsst, Hummer verzehrt und sich ordnungsgemäss kleidet. Nur eines mussten seine Gönner ihm nicht mehr beibringen: Über die favorisierte Musik dieser Zirkel wusste der junge Mann erstaunlicherweise schon alles. Hitlers Wagner-Kenntnisse trugen nicht unerheblich zu seinem Unterhaltungswert für die «feine» Münchener Gesellschaft bei.

In der offiziellen Darstellung der Festspielgeschichte und auch in Winifreds nachträglicher Schilderung fand das erste Treffen zwischen ihr und Hitler erst am 1. Oktober 1923 in «Wahnfried» statt. Eine solche erste Begegnung auf dem «geheiligten Boden» des Wagner-Hauses mag gut in die Dramaturgie passen – wahrscheinlich aber gab es schon vorher Kontakte. Winifred Wagner war als Berliner Schülerin häufiger Gast bei den Bechsteins gewesen. Edwin Bechstein übernahm sogar zeitweise als Vormund ihre Erziehung. Gegenüber Hitler nannte Winifred die Bechsteins «unsere gemeinsamen Freunde», und ihre Tochter Friedelind schrieb über Winifreds NS-Begeisterung: «Bei einem Besuch in Bechsteins Haus in München war Mutter von dem Fieber angesteckt worden.» Es gibt noch ein Indiz dafür, dass Winifred Wagner schon vor jenem 1. Oktober 1923 Hitler nicht nur beiläufig begegnet sein muss. Ein Observationsbericht der bayerischen Polizei vom Dezember 1923 hält fest, dass «insbesondere die weiblichen Mitglieder des Hauses Wahnfried einen ausgesprochenen Hitler-Kultus treiben». Ein ausgesprochener «Kultus» nach nur einer einzigen Begegnung? Auch die fast schon intime Vertrautheit, die aus ihrem frühen Briefwechsel spricht, und ihre Päckchen voller Liebesgaben während seiner Landsberger Haft lassen keinen anderen Schluss zu, als dass Hitler und seine Muse schon länger vertraut miteinander waren.

So wird auch der freundschaftliche Empfang verständlich, den Hitler bei seinem ersten «Wahnfried»-Besuch genoss. Am Abend vorher hatte er auf dem «Deutschen Tag» in Bayreuth, einer «völki-



Als Führerbraut hatte sie es nicht nötig, den Parteigrößen zu schmeicheln. Onkel Wolf, das wusste sie, würde sie schon verstehen.

Rudolf Augstein, 1994

Ein rassiges Weib. So sollten sie alle sein. Und fanatisch auf unserer Seite.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 8. Mai 1926

*«Ich möchte sie als Freundin haben...»
Winifred Wagner mit Joseph und Magda Goebbels.*

schen» Veranstaltung verschiedener rechtsradikaler Parteien, eine aus tausenden Kehlen bejubelte Rede gehalten. Der Morgen brachte ihn dann endlich ins Haus des Komponisten, den er bald als «grössten Deutschen» bezeichnen sollte. Friedelind Wagner schilderte den Moment voller Ironie: «Er geht auf Zehenspitzen umher und bleibt wie gebannt vor den einzelnen Andenken stehen, als besichtige er die Reliquien einer Kathedrale.» Anschliessend schritt Hitler erwartungsvoll durch den Garten zum Grab Richard Wagners, einer schmucklosen massiven Steinplatte. In «andächtigem Schweigen», so Winifred, verweilte er dort einige Minuten. Dann wandte er sich mit ernster Miene an die Nachkommen seines Idols und versprach, er werde das alleinige Aufführungsrecht am «Parsifal» an die Festspiele zurückgeben, falls er «jemals irgendeinen Einfluss auf die Geschicke Deutschlands» ausüben werde – ein Versprechen, das er nicht einlösen sollte.

Hitlers erster Auftritt im Kreis der Wagner-Familie hinterliess gemischte Gefühle: Während die Tanten geradezu schockiert darüber waren, dass der Besucher im «kurzen Wichs», also in kurzer Lederhose, im Allerheiligsten erschien, zeigten sich Winifred und auch Siegfried höchst angetan. Dieser Mann schien Vitalität zu versprühen. Und dann «diese Augen», «diese Liebeskraft» – wie Winifred immer wieder pries. Wagner-Sohn Siegfried schrieb anschliessend schwärmend an einen Bekannten: «Gottlob gibt es noch deutsche Männer. Hitler ist ein prachtvoller Mensch, die echte deutsche Volksseele. Er muss es fertig bringen.»

Am späten Abend vor seinem «Wahnfried»-Besuch, der die Wagners so in Verzückung versetzte, hatte Hitler dem geistigen Gralshüter der Weltanschauung Richard Wagners einen denkwürdigen Besuch abgestattet. Die NS-Parteidarstellung verklärte dieses Treffen mit dem bettlägerigen Houston Stewart Chamberlain als ideologische «Fackelübergabe», bei der die in Bayreuth gehütete «Flamme» das «Feuer der nationalen Revolution» entzündet habe: «Sie reichten sich die Hände. Der geniale Seher und Kündler des Dritten Reiches fühlte, dass sich in diesem einfachen Mann aus dem Volke das deutsche Schicksal beglückend erfüllen wird.» Was genau der alte Philosoph und der junge Hitzkopf bei ihrem nächtlichen Tête-à-tête besprochen haben, ist nicht überliefert. Hitler er-

klärte Jahre später nur, er habe an jenem 30. September 1923 den Ort aufgesucht, an dem zuerst Wagner und dann Chamberlain das «geistige Schwert» schmiedeten, «mit dem wir heute kämpfen». Chamberlain schrieb dagegen in einem offenen Brief, er habe nach dem Treffen mit Hitler die Erkenntnis gewonnen, dass ihm um Deutschlands Zukunft nicht mehr bange sein müsse. Zum ersten Mal seit Langem habe er wieder einen «langen und erquickenden Schlaf» gefunden und es eigentlich «nicht nötig gehabt, wieder zu erwachen».

In jüngster Zeit haben Historiker die These aufgestellt, die NS-Darstellung des Treffens Chamberlain – Hitler trage insofern einen wahren Kern, als an jenem Abend tatsächlich Wagners Antisemitismus als Vernichtungsprogramm an Hitler weitergegeben worden sei. Diese kühne Theorie hat grossen Widerspruch entfacht und wird es schwer haben, sich durchzusetzen – zumal es keine Aufzeichnung der Begegnung gibt. Unumstritten ist nur, wie deckungsgleich die Schriften Chamberlains mit Hitlers «Weltanschauung» ohnehin schon waren. Ihr gemeinsamer Nenner wurde das Fundament des späteren NS-Regimes, die Schlagwörter gleichen sich: «nationale Revolution», «Lösung der Judenfrage», «Volksgemeinschaft». Doch mehr als fraglich scheint, ob Chamberlain in seinem einzigen Gespräch mit dem Diktator in spe die entscheidenden Weichen überhaupt noch stellen musste. Seinen Judenhass trug Hitler schon viel länger in sich, und von einer «nationalen Revolution» – als Reaktion auf die «rote» Revolution – faselten Dutzende von «völkischen» Rednern bereits seit dem November 1918. Die Bedeutung des Treffens der beiden Antisemiten liegt deshalb wohl viel mehr darin, dass sich der alte Denker dazu hergab, die noch weitgehend unbedeutende Nazi-Bewegung mit dem Ritterschlag der Bayreuther Gralsburg zu versehen und in die Nachfolge Richard Wagners zu stellen. Fortan umgab Hitler ein Hauch von Geistesadel, den er propagandistisch immer dann hervorhob, wenn die Situation es erforderlich machte.

Am 9. November 1923 weilte das Ehepaar Wagner in München. Siegfried sollte am Abend ein Konzert dirigieren. Doch daraus wurde nichts, weil der andächtige Besucher des Wagner-Grabes an diesem Tag Geschichte schreiben wollte. Winifred und Siegfried erlebten so den «Marsch auf die Feldherrnhalle», dessen Andenken in der NS-Zeit Jahr für Jahr mit Untermauerung durch Wagner-Klän-

ge («Siegfrieds Tod») zelebriert werden sollte, hautnah mit – und sein klägliches Scheitern. Von ihrem Hotelzimmer aus konnten sie das blutige Geschehen verfolgen, als die Putschisten im Gewehrfeuer bayerischer Polizisten auseinanderliefen. Man darf annehmen, dass die Wagners mit gewissen Hoffnungen diesen ersten Anlauf zur «nationalen Revolution» verfolgt hatten und dass sie ebenso tief bestürzt über seinen Ausgang waren. Jetzt musste man den Hoffnungsträgern umso mehr helfen. Siegfried fuhr auf Drängen Winifreds direkt von München nach Innsbruck, wo der verletzte Göring in einem Krankenhaus behandelt wurde. Der Sohn Richard Wagners bezahlte die Arztrechnung und sorgte für diskreten Unterschlupf des Kriegshelden samt schwedischer Gattin in Venedig.

Winifred kehrte nach Hause zurück und schilderte der Bayreuther Ortsgruppe der NSDAP brühwarm den Verlauf des Putsches. Ein Augenzeuge berichtete, die 26-Jährige sei erregt auf einen Tisch im Wirtshaus «Lieb» gesprungen und habe mitreissend die «Taten» Hitlers und der anderen beschrieben. Wenig später, am 12. November, verfasste sie einen offenen Brief, der in der *Oberfränkischen Zeitung* abgedruckt wurde. «Seit Jahren verfolgen wir mit grösster innerer Teilnahme und Zustimmung die aufbauende Arbeit Adolf Hitlers», hiess es in ihrem «Bekennerschreiben», das mit dem Versprechen endete: «Ich gebe unumwunden zu, dass auch wir unter dem Banne dieser Persönlichkeit stehen, dass auch wir in den Tagen des Glücks zu ihm standen und nun auch in den Tagen der Not ihm die Treue halten.» Diese öffentliche Stellungnahme Winifreds, von Siegfried mitgetragen, wirft ein bezeichnendes Licht auf die damaligen politischen Verhältnisse in Bayern. Putschisten, denen Prozess und Haft drohten, galten jenen Konservativen, deren Milieu Thomas Dehler treffend als «bayerischen Sumpf» charakterisierte, als die wahren Helden der gebeutelten Nation. Ihnen schien die Zukunft zu gehören, und darauf setzten zumindest die Eheleute Wagner mit ihrem öffentlichen Eintreten ganz gezielt. Siegfried schrieb zu Weihnachten 1923: «Jude und Jesuit gehen Arm in Arm, um das Deutschtum auszurotten. Aber vielleicht verrechnet sich der Satan diesmal.... Meine Frau kämpft wie eine Löwin für Hitler, grossartig.»

Tatsächlich «kämpfte» Winifred Wagner nicht nur, sondern sorgte sich geradezu rührend darum, dass die ohnehin schon komfortable Haft Hitlers in Landsberg so angenehm wie möglich ver-



Sie hatte den direkten Draht zur Spitze der Macht, sie hatte Rang und Stellung.
Wolfgang Wagner in seiner Autobiografie

Mein Nationalsozialismus war nur mit der Persönlichkeit Adolf Hitlers verbunden, alles andere hat mich weniger interessiert.

Winifred Wagner, Interview mit Hans Jürgen Syberberg, 1975

*«Von Politik verstehe ich nicht viel...»
Göring und Winifred Wagner verlassen das Festspielhaus.*

lief. Sie schickte Esspakete, sandte warmherzige Briefe («... dass Sie im Geiste bei uns weilen, wissen Sie.») und lieferte auch Papier und Stifte für Hitlers Buchprojekt, das als «*Mein Kampf*» ein Jahrzehnt später zum schwer lesbaren Bestseller der Nazi-Zeit werden sollte. Nicht nur der Titel, auch einer der Kernsätze war eine Anleihe bei Richard Wagner. Hatte der Komponist in «*Mein Leben*» formuliert: «Ich beschloss, Musiker zu werden», so schrieb der Häftling jetzt: «Ich beschloss, Politiker zu werden.» Hitler hat die Postsendungen aus Bayreuth nie vergessen. Noch in seinen nächtlichen Monologen im «Führer-Hauptquartier «Wolfsschanze» erinnerte er sich wehmütig an die Liebesgaben «in der Zeit, wo es mir am schlechtesten gegangen ist».

Im Sommer 1924 sollten endlich wieder Festspiele veranstaltet werden – die ersten nach Kriegsende. Siegfried hatte durch Gastkonzerte in halb Europa die finanzielle Basis geschaffen. Eine Amerikareise mit Winifred sollte Anfang des Jahres weitere potente Mäzene anlocken. Doch Berichte der liberalen US-Presse über die politische «Gesinnung» der Wagners sorgten für unerwartete Hindernisse. Am Ende brachten die Spendensammler nur 8'000 Dollar mit nach Hause, die überwiegend durch Vorträge Winifreds und Konzerte Siegfrieds zusammengekommen waren. Auch ein Treffen mit dem Automilliardär Henry Ford verlief nicht nach Wunsch – zumindest offiziell. Da der politisch mit den deutschen Faschisten sympathisierende Industrielle keine schlechte Presse gebrauchen konnte, ist jedoch der Verdacht aufgekommen, er habe heimlich für jene «Sache» gespendet, für die offenbar auch die Wagners standen. Das «Grosskreuz des Deutschen Adlerordens», welches Hitler 1938 dem Automann Ford mit «Worten des Dankes» übersandte, scheint für diese These zu sprechen. Es war die höchste Auszeichnung, die an Ausländer verliehen werden konnte.

Auf dem Rückweg nach Deutschland im März 1924 betätigten sich die Wagners dann noch einmal als politische Sendboten ihres inhaftierten Hoffnungsträgers und besuchten Mussolini in Rom, der seinen «Griff nach der Macht» schon erfolgreich absolviert hatte. Doch der Führer der italienischen «Schwarzhemden» hinterliess keinen günstigen Eindruck. «Alles Wille, alles Kraft, fast Brutalität», hielten die Bayreuther Besucher fest, «keine Liebeskraft wie bei Hitler und Ludendorff.»

Die Festspiele 1924 standen ganz unter politischen Vorzeichen. Nicht die Fahne der Republik wehte vor dem Festspielhaus, sondern das Banner des Kaiserreichs. General Ludendorff, der vor der Feldherrnhalle Seite an Seite mit Hitler marschiert war, lauschte dem «Parsifal» als Ehrengast. Die demokratische Presse kritisierte scharf, dass Siegfried die Parole von den «Erlösungsfestspielen des deutschen Geistes» ausgegeben hatte. Wagner in Bayreuth – das schien nichts anderes zu sein als eine musikalisch begleitete Demonstration gegen die Republik der «Novemberverbrecher». Nach den Gesetzen der Bundesrepublik Deutschland wäre dies ein klarer Fall für den Verfassungsschutz gewesen, doch die Weimarer Verfassung von 1919 kannte keine wirksame Abwehr von inneren Feinden der Demokratie. Erst als nach einer «Meistersinger»-Aufführung das Publikum zum Deutschlandlied anhub, wurde es dem Leiter der Festspiele dann doch zu bunt: Siegfried Wagner liess Plakate mit der Aufschrift «Hier gilt's der Kunst» an den Türen zum Musentempel anschlagen.

Ein Jahr später kam Hitler zu den Festspielen – den ersten seines Lebens. Von fünf Jahren Festungshaft hatte er gerade mal neun Monate absitzen müssen. Seine Premiere in der wehevollen Atmosphäre des Zuschauerraums und das Wiedersehen mit den Wagners weckten Glücksgefühle. «Ich kam in Bayreuth um elf Uhr abends an», erinnerte sich Hitler noch während des Krieges genau, «am nächsten Tag früh kam die Frau Wagner und brachte mir ein paar Blumen. Ich war sechsunddreissig Jahre alt, kannte noch keine Sorgen, und der Himmel hing voller Geigen.» Nach seiner Haftentlassung wurde das Verhältnis zu Wagners Erben immer vertrauter. Auch Siegfried, dem die offiziöse Bayreuther Geschichtsschreibung gerne distanzierte Neutralität bescheinigt, verstand sich in Wahrheit blendend mit dem häufigen Gast in «Wahnfried». Einmal, so erinnerte sich ein Besucher, habe er Hitler die Arme auf die Schultern gelegt und gesagt: «Weisst du, du gefällt mir.»

Winifred legte noch mehr Engagement an den Tag. Auf Hitlers Zureden trat sie 1926 der Partei bei – Mitgliedsnummer 29349, eine «alte Kämpferin». In der NS-Zeit sollte sie dafür das «Goldene Parteiabzeichen» bekommen. Ihren Kindern spielte sie auf jenem Klavier, das einst Franz Liszt gehört hatte, die eingängigen Melodien der «Bewegung» vor. Man konnte sie leichter mitsingen,



«Bayreuth
mit dem Na-
tionalsozia-
lismus

zusammenge-
bracht...» Die
Führung des
Regimes be-
sucht die Fest-
spiele.

Hitler rettet Deutschland und Bayreuth vor den Mächten der Finsternis, vor den Bolschewisten und den Altwagnerianern.

Winifred Wagner

Sie liess es zu und duldet, dass die NS-Propaganda sich mit dem Renommée der Festspiele schmückte und sie gleichsam als Bühne für den eigenen Auftritt benutzte.

Wolfgang Wagner in seiner Autobiografie

Meine Grossmutter hat mir auch mehrere Male erzählt, dass ab dem Herbst 1930 – mein Grossvater starb ja während der Festspiele 1930 – durchaus auch von Hitler die Idee bestand, Winifred zu heiraten.

Gottfried Wagner

als die Partituren des Schwiegervaters. «Wolf», wie die «Wahnfried»-Kinder Hitler bald nach seinem «Kampfnamen» nannten, war ein gern gesehener Gast. Er konnte stundenlang mit den Kindern spielen und erzählte ihnen Gutenachtgeschichten. Wolfgang Wagners Erinnerungen an den netten Onkel sind noch immer präsent: «Wolf» habe sich «immer zuvorkommend und freundlich verhalten» und – entgegen landläufigen Unterstellungen – «keine Teppiche durch Bisse entstellt».

Hitler übernahm vor allem für die beiden Wagner-Jungen allmählich die Funktion eines «Ersatzvaters», wie es Wieland Wagners Frau Gertrud später bestätigt hat. Nur Schwester Friedelind, die «Querulantin von Wahnfried», berichtet von einem etwas anderen Hitler. «Die Fingernägel», so lästerte sie später im amerikanischen Exil, seien «noch immer zu weit mit Haut bewachsen» gewesen, und «beim Reden kaute er dauernd daran; zuweilen unterbrach er diese Beschäftigung und betrachtete den einen oder anderen kritisch.»

Mutter Winifred dagegen hatte andere Prioritäten als die mangelhafte Maniküre des «Wolfs». Für sie bot der Münchener Freund in mancherlei Hinsicht Ersatz für den anderweitig interessierten Siegfried. Wenn sie Hitler auf seinen Wahlkampftouren in ihrem «Presto»-Wagen nachreiste und ihn zu nächtlicher Stunde in abgeschiedenen Lokalen traf, fand sie wohl ein wenig Entschädigung für die Entsagungen ihrer Ehe. Es war eine enge Freundschaft, politisch und persönlich, die natürlich die Bayreuther Gerüchteküche brodelt liess. Hatten «Wolf» und Winifred ein Verhältnis? Mangels Beweisen sind wir auf Spekulationen angewiesen.

Winifred hat nach dem Krieg standhaft jeden intimen Kontakt zu Hitler geleugnet. Doch immerhin wissen wir von verlässlichen Zeugen, dass sie nach 1930 ihre Tugendhaftigkeit grosszügig auslegte und mit Heinz Tietjen, dem künstlerischen Leiter der Festspiele, das Bett teilte. Wurde sie auch bei Hitler schwach? Oder muss die Frage nicht lauten, ob Hitler überhaupt Körperliches – mit ihr – im Sinn hatte? Pries das Werk Richard Wagners nicht, vor allem im «Parsifal», die Enthaltensamkeit als Quell der Stärke? Hätte sich mit der pseudoreligiösen Verehrung des Komponisten eine handfeste Affäre mit dessen Schwiegertochter überhaupt vereinbaren lassen? Eine endgültige Antwort kann es – beim derzeitigen

gen Quellenstand – nicht geben. So bleibt mehr als fraglich, ob Siegfrieds seltsame Eifersucht berechtigt war, die er in seinen letzten Jahren auf jenen «Wolf» entwickelte, dem seine Frau nachstellte. Wie üblich verarbeitete er seine Gefühle wieder in einer Oper. In Opus 17 mit dem Titel «Walamund» betritt ein zahmer Wolf die Szene, der am Ende des Werkes seine wahre Natur enthüllt und ein Schaf reißt. Seinem Ärger machte der Hausherr von Bayreuth allerdings hin und wieder auch ganz bodenständig Luft, indem er über Winifreds inzwischen arg korpulentes Aussehen lästerte. «Wini, friss nicht so viel», fauchte er sie einmal bei Tisch vor Zeugen an.

Die Eifersüchteleien des Gatten spiegelten auch die geänderten Machtverhältnisse auf dem «grünen Hügel» wider. Winifred übernahm mehr und mehr das Ruder. Ihr rastloses politisches Engagement, das souveräne Regiment im Haushalt «Wahnfrieds» und die Organisation der geschäftlichen Seite der Festspiele erforderten eine Vitalität, wie sie der joviale «Fidi» nicht zu bieten hatte. Der Altersunterschied zwischen den Eheleuten machte sich zunehmend bemerkbar. Siegfried Wagner ging auf die sechzig zu, während seine Frau 1927 erst ihren dreissigsten Geburtstag feierte. Ihr Konterfei erschien im Begleitheft der Festspiele gleichberechtigt neben Siegfrieds Bild. Dem emsigen Tagebuchschreiber Joseph Goebbels verdanken wir eine Momentaufnahme jener Zeit: «Frau Wagner holte mich zum Essen herein», notierte Goebbels am 9. Mai 1926 anlässlich eines Besuchs in «Wahnfried», «sie klagt mir ihr Leid. Siegfried ist so schlapp. Pfui! Soll sich vor dem Meister schämen. Seine Frau gefällt mir. Ich möchte sie als Freundin haben. Eine junge Frau weint, weil der Sohn nicht ist, wie der Meister war.»

1929 setzten die Eheleute Wagner ein gemeinsames Testament auf. Siegfried erfreute sich zwar augenscheinlich bester Gesundheit, doch sein 60. Geburtstag schien Anlass genug, für die Zukunft Vorsorge zu treffen. Winifred wurde zur Erbin «des gesamten Nachlasses» bestimmt, die gemeinsamen Kinder als «Nacherben» – ein grosser Vertrauensbeweis für die junge Frau, der darüber hinweg sah, dass sie von der künstlerischen Seite des Festspielbetriebs kaum Ahnung hatte. Darüber hinaus verfügte Siegfried Wagner aber noch eine – entscheidende – Klausel, die sich unverhüllt auch gegen den netten Onkel «Wolf» richtete: Im Falle von Winifreds



«Der deutschen Bühne erhalten...»
Winifred Wagner mit ihrem Intendanten Heinz Tietjen, dem «jüdisch versippten» Sänger Max Lorenz und dessen Frau.

Es ist so gewesen, dass zum Beispiel meine Mutter von Herrn Rosenberg angepöbelt wurde, wieso sie als Altparteigenossin einen Sozialdemokraten wie Tietjen zum künstlerischen Leiter wählt. Meine Mutter, das weiss ich noch, zwei Jahre vor Antritt des Dritten Reiches, gab die prompte Antwort: Ich engagiere nicht nach Parteibuch, sondern nach Können.

Wolfgang Wagner

Sie hat sich immer vor ihre Künstler gestellt.

Walter Schertz-Parey, Biograf Winifred Wagners

«Wiederverheiratung» bestimmte das Testament die Übertragung aller Rechte und Pflichten auf die Nacherben. Damit sollte offenbar verhindert werden, dass sich der Wagner-Freund Hitler per Traualtar die Herrschaft über den «grünen Hügel» sicherte. Dies war wohl aus Siegfrieds Sicht kein unbegründeter Verdacht, denn neben dem Gerede über die geheimen Treffen mit Winifred war ihm auch zu Ohren gekommen, dass Hitler schon eigenhändig Skizzen für künftige Bühnenbilder anfertigte und sich über Inszenierungen Gedanken machte.

Womit keiner gerechnet hatte: Nur ein Jahr später wurde das Testament bereits wirksam und bestimmte das weitere Leben Winifred Wagners massgeblich. Im Frühjahr 1930 war ihre 92-jährige Schwiegermutter Cosima Wagner, die Witwe des «Meisters», gestorben. Ihre letzten Lebensjahre hatte die einstige «Hohepriesterin» als Pflegefall verbringen müssen. Wolfgang Wagner erinnert sich noch, wie die Enkelschar ebenso liebevoll wie respektlos mit der Greisin umsprang. Wieland, Friedelind, Verena und er seien mitunter in die Gemächer Cosimas eingedrungen und hätten die Bettlägrige «am Fuss gekitzelt, um zu schauen, ob sie noch reagiert». Gern hätten sie auch ausgelassen «mit ihrem Gebiss gespielt».

Die Beisetzung Cosimas glich einem Staatsbegräbnis. Für Siegfried scheint der Verlust schwer zu verkraften gewesen zu sein. Mit 14 Jahren hatte er den Vater verloren und seitdem eine sehr ambivalente Beziehung zur Mutter gepflegt. Unter ihren hohen Erwartungen hat er gewiss stark gelitten, doch seine Verehrung für sie und die Kraft, mit der sie Bayreuth zur Gralsburg des Wagner-Erbes gemacht hatte, war wohl aufrichtig.

Nur drei Monate nach Cosimas Beerdigung erlitt Siegfried während der Proben für die Festspiele 1930 einen Herzanfall. Winifred leitete ihn, fest auf ihren Arm gestützt, von der Bühne. Drei Wochen später, am 4. August, war auch der Sohn Richard Wagners tot. Die Festspiele, die unterdessen stattfanden, wurden ohne Pause fortgesetzt. Zur Beerdigung marschierte eine Bayreuther SA-Kolonnen auf. Hitler schickte einen Kranz, der den Trauergästen freilich als «etwas überdimensioniert» vorkam.

Winifred Wagner scheint sich ihrem pragmatischen Naturell gemäss nicht lange mit der Trauerarbeit aufgehalten zu haben. Nur

einen Tag nach Siegfrieds Tod verteilte sie ein Schreiben an die Mitarbeiter des Festspielhauses, in dem sie ihre testamentarischen Ansprüche auf die Leitung des Festspielhauses anmeldete und die «Mithilfe aller» für die Durchführung ihrer «verantwortungsvollen Aufgabe» anmahnte. Ihre beginnende Alleinherrschaft auf dem «grünen Hügel» trug von Beginn an diktatorische Züge. «Es liegt mir einzig daran», bemerkte sie über ihr Herrschaftsprinzip, dass man die Opern «gibt, wie ich es meine».

Meisterdirigent Arturo Toscanini quittierte die «Machtergreifung» der als musikalisch unbefleckt geltenden Witwe erst einmal mit dem Boykott der Festspiele 1931 – aus «künstlerischer Desillusion», wie er verlauten liess. Doch Winifred war einsichtig genug, geeignetes Personal anzuwerben. Der mindestens ebenso renommierte Wilhelm Furtwängler ersetzte Toscanini, als Bühnenbildner gewann sie den für Bayreuth wegweisenden Emil Preetorius und als Regisseur den Generalintendanten der Preussischen Staatstheater, Heinz Tietjen. Die Empfehlungen für diese Besetzung hatte ihr noch der verblichene Gatte eingetrichtert. Am bedeutendsten für Bayreuth und Winifred wurde wohl die Wahl des kleinwüchsigen Brillenträgers Tietjen, den die Wagner-Kinder bald nur noch «die Eule» riefen. Diese schillernde Figur war als späterer Protégé Hermann Görings zwar nach aussen linientreu, doch in Wahrheit ebenso politisch irrlichternd – zwischen Anpassung und Widerstand – wie künstlerisch brillant; vergleichbar allenfalls mit dem Theatermann Gustaf Gründgens.

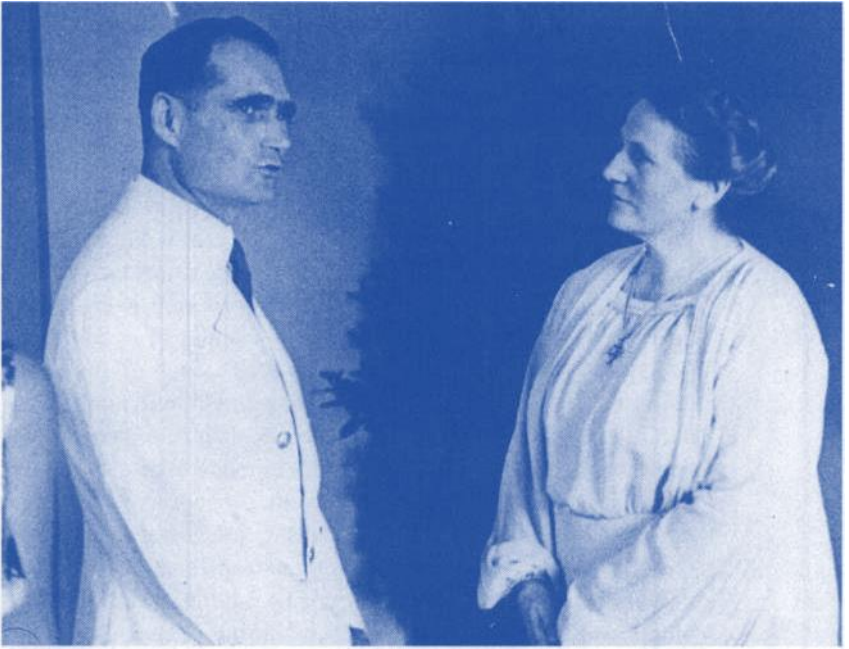
Mit dem Elan der neuen Männer und Winifreds zupackender Art erlebten Wagner-Aufführungen im Bayreuth der frühen Dreissigerjahre revolutionäre Umwälzungen. Die klapprigen Bühnenbilder, die teilweise noch aus der Gründerzeit des Festspielhauses stammten, wurden durch moderne, wirkungsstarke Dekorationen ersetzt. Die Inszenierung wurde mit geradezu säkularisierendem Anspruch entrümpelt, was natürlich vehementen Widerstand von passionierten Altwagnerianern hervorrief. Der Konflikt, bei dem es den «Bewahrern» vor allem darum ging, sämtliche Elemente, «auf denen noch das Auge des Meisters geruht» habe, unverändert zu erhalten, dauerte über Jahre und berührte auch Fragen der «Weltanschauung». Dabei musste sich Winifred Vorwürfe gefallen lassen, mit der Berufung von Tietjen und Preetorius hätten «rassisch verdächtige» oder zumindest politisch unzuverlässige

Mitarbeiter im Allerheiligsten Einzug gehalten. Doch dank ihrer Zähigkeit – und dank Hitlers Rückendeckung nach 1933 – ging sie aus dem Streit «mit dem 19. Jahrhundert» als Siegerin hervor. Beide Schwägerinnen, die zu den Antreibern der Opposition gehörten, wurden kaltgestellt – «auf das Schnödeste», wie Eva Chamberlain 1932 klagte. Mit welchem harten Bandagen der Streit ausgefochten wurde, musste auch ein Altwagnerianer namens Zinstag erfahren, der in der Schweiz wohnte. Ihm wurde lapidar mitgeteilt, um seine Gesundheit zu schützen, solle er sich «ja nicht unterstehen, wieder deutschen Boden zu betreten».

Mit ihrer privaten Vergangenheit räumte Winifred Wagner ebenfalls gründlich auf. Es scheint, als hätte sie den verstorbenen Gatten aus ihrer Erinnerung streichen wollen. Von seinen Werken, die so originelle Namen wie «Bärenhäuter», «Sternengebot» oder «Banadietrich» trugen und um die Jahrhundertwende immerhin zu den meistgespielten deutschen Opern gehörten, distanzierte sie sich. Aufführungen versuchte sie mit einigem Erfolg zu hintertreiben. Aus der Historiographie der Festspiele wurde das Andenken an den Sohn Richard Wagners weitgehend entfernt. Sein Arbeitszimmer machte Winifred zur Gedenkstätte für Richard Wagner. Selbst ein gewisser Walter Aign, der im Festspielhaus als Solorepetitor beschäftigte uneheliche Sohn Siegfrieds aus der Affäre mit einer Pfarrerstochter, bekam Winifreds «Vergangenheitsbewältigung» zu spüren. Ihm wurde fristlos gekündigt.

Waren das alles verständliche Emanzipationsbemühungen einer jungen Witwe, wie wohlmeinende Winifred-Biografen meinen? Oder war es doch eher die späte Rache einer Frau, die unter den demütigenden Eskapaden «Fidis» duldsam gelitten hatte? Der Tatendrang, mit dem Winifred nach Siegfrieds Tod zu Werke ging, legt zumindest den Schluss nahe, dass sie neben ihrer Trauer auch Befreiung verspürte.

Für ihre Treffen mit «Onkel Wolf» hatte sie jetzt endlich freie Hand. Fast immer, wenn der aufstrebende Agitator, dessen NSDAP längst keine Splitterpartei mehr war, von München nach Berlin fuhr, machte er Station in «Wahnfried». Die bürgerkriegsähnliche Stimmung der zerfallenden Republik zwang ihn dabei, so behauptete Hitler zumindest, zu «grösster Geheimhaltung». Tatsächlich kam er jetzt meist nach Einbruch der Dunkelheit, und die



Die politische Haltung meiner Mutter war und ist für mich eine verhängnisvolle geistige Hypothek, die ich mein Leben lang tragen muss, zumal sie in typischer walisischer Starrköpfigkeit niemals davon abgewichen ist.

Wolfgang Wagner in seiner Autobiografie

Aufgrund ihrer ganzen wilhelminischen Erziehung konnte sie Mitgefühl öffentlich nicht zulassen.

Gottfried Wagner

Politische Interessen waren für Winifred uninteressant. Ihr ging es um die Menschen.

Walter Schertz-Parey, Biograf Winifred Wagners

*«Den direkten Draht zur Spitze der Macht...»
Winifred Wagner und Hitlers «Stellvertreter» Hess.*

Gutenachtgeschichten, die er den Kindern erzählte, waren Schilderungen seiner «gefährlichen politischen Abenteuer», wie sich Friedelind Wagner spöttisch erinnerte. Mit Winifred traf er sich wieder in verschwiegenen Lokalen. Diverse Begegnungen im Wirtshaus «Behringersmühle» in der fränkischen Schweiz sind überliefert.

Einmal liess sich der Galan sogar von der passionierten Autofahrerin Winifred chauffieren, was diese später voller Stolz zum Besten gab: «Da hab ich am Steuer gesessen und er daneben, was ihm zunächst mal höchst merkwürdig vorkam, weil er, wenn er unterwegs war, immer schrie, wenn er einer Frau am Steuer begegnete: ‚Weib! Vorsicht, Weib am Steuer‘, hat er immer seinem Chauffeur zugerufen. Aber, um unerkant und ohne Aufsehen hierherzukommen, hat er sich tatsächlich zu mir in den Wagen gesetzt, und er hat sogar anerkennende Worte für meine Fahrkunst gefunden.» Ihrer zeitlebens ausgeprägten Reiselust konnte Winifred nun ohne Rücksicht auf Terminpläne eines Gatten frönen. Ausserhalb der Festspielzeit tauchte sie manchmal in Berlin auf, besuchte Tietjen, ging mit Hitler ins Kino oder einmal sogar mit dem apostolischen Nuntius Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., in die Oper.

Am 30. Januar 1933 allerdings war Winifred Wagner zu Hause, in Bayreuth. Wolfgang Wagner berichtet, seine Mutter habe ihn an jenem Tag ganz aufgeregt vors Radio gerufen. Der Sprecher meldete, dass Hitler gerade von Reichspräsident Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden sei. Ihr Freund, der einst in kurzen Hosen nach Bayreuth ans Grab des «Meisters» gepilgert war, Kanzler des Deutschen Reiches! Winifred war mehr bestürzt als beglückt. «Der arme Wolf», so gibt Wolfgang ihre Reaktion wieder, «ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich lange halten kann.» Tatsächlich entsprach diese Befürchtung der weit verbreiteten Fehleinschätzung, dem Kabinett Hitler würde wie den Vorgängern nur eine kurze Dauer beschieden sein. Doch «Onkel Wolf» dachte nicht daran, dem «legalen» Weg an die Macht auch eine verfassungstreue Regierung folgen zu lassen. In atemberaubender Geschwindigkeit legte er seinen Schafspelz ab und ersetzte die Weimarer Republik durch sein «Drittes Reich», das nichts anderes war, als eine menschenverachtende Diktatur, die durch die fatale Mischung von Terror und wirkungsvoller Inszenierung die Mehrheit der Deutschen gefangen nahm.

Einen Höhepunkt der mitunter rauschhaften staatlichen Selbstdarstellung bildeten natürlich die Festspiele von 1933. Die Menschen seien «wie besoffen» gewesen, erinnerte sich «Hans-Sachs»-Darsteller Rudolf Bockeimann. Die ganze Markgrafentstadt war mit Hakenkreuzfahnen geschmückt. Entlang der Auffahrt zum Festspielhaus standen SA-Männer Spalier, und die Strassen hallten von «Heil»-Rufen wider. In den Bayreuther Buchläden lag nicht mehr Wagners «*Mein Leben*» ganz vorne in den Auslagen, sondern Hitlers «*Mein Kampf*». Als der «Führer» dann endlich mit seinem Autokorso den «grünen Hügel» hinauffuhr, glich die Stimmung den euphorischen Massenszenen der «Meistersinger». Die Aufnahmen der Wochenschau zeigen Momente der Begeisterung, wie sie nur noch bei der Siegesparade 1940 nach dem Frankreichfeldzug zu sehen sind: junge Mädchen in Tränen aufgelöst, kollektiver Taumel, nationale Hysterie. Am Eingang des Festspielhauses wartete die matronenhafte Hausherrin, Winifred Wagner, und begrüßte Hitler mit ergebenem Lächeln. «Hohe Frau», redete er sie hier an und vermied das vertraute «Du» aus den vielen freundschaftlichen Begegnungen. Sie antwortete mit «mein Führer». Es war, als lege die Gralhüterin und Hohepriesterin ihren Schatz dem Ankömmling zu Füßen. Bayreuth schien in diesem Augenblick das sakrale Zentrum des neuen Nazi-Deutschland zu sein.

Im Festspielhaus allerdings verbat sich der Mann, der die Mission des «Rienzi» in der Neuzeit erfüllen wollte, jede Huldigung. Im Allerheiligsten sollte alle Aufmerksamkeit dem «Meister» gelten. An die Festspielbesucher liess Hitler Handzettel mit folgender Botschaft verteilen: «Im Auftrag des Kanzlers: Der Führer bittet, am Schluss der Vorstellung von dem Gesang des Deutschland- oder Horst-Wessel-Liedes absehen zu wollen. Es gibt keine herrlichere Äusserung des deutschen Geistes als die unsterblichen Werke des Meisters selbst.» Erst, als die Lichter erloschen waren, betrat Hitler die Loge, in der einst Ludwig II. Wagners Werken gelauscht hatte. Und wie damals, beim Bayernkönig, erhob sich das Publikum schweigend und setzte sich erst wieder, wenn Hitler seinen Platz eingenommen hatte. Die Auftritte des «Onkel Wolf» waren voller Symbolik. Sie wirkten, als ergreife er mit dem ihm eigenen Pathos Besitz von der Tempelburg, die Richard Wagners Erbe hütete.

Stillschweigend hatte er zuvor dafür sorgen müssen, dass die Festspiele überhaupt stattfinden konnten. Winifred musste im

Frühjahr und Sommer 1933 erschreckt feststellen, dass hunderte ausländische Kartenreservierungen zurückgezogen wurden. Auch die Nachfrage in Deutschland war schleppend verlaufen. Der Etat wies eine deutliche Unterdeckung auf, und alle Versuche, staatliche Hilfe zu erwirken, schienen zu misslingen. Hitler selbst hatte mit der Festigung seiner Herrschaft offenbar so viel zu tun, dass er wochenlang kein Ohr für die Freundin aus Bayreuth hatte. «Wir stehen in eisiger Einsamkeit», notierte Lieselotte Schmidt, eine Vertraute Winifreds, im Tonfall der Zeit. «Die Hetze gegen Bayreuth, die letzten Endes nur jüdischen Ursprungs ist, scheut vor keiner Lüge und Gemeinheit zurück.» Dann aber schaffte es Winifred doch, ihren Hitler ans Telefon zu bekommen. «Wolf hat sich unserer Sorge angenommen», frohlockte die teure Lieselotte in einem weiteren Brief an ihre Eltern, «er rief Frau Wagner nach Berlin, sie flog und innerhalb einer Viertelstunde war uns geholfen – und wie! Es ist so, wie wir immer dachten: Er ahnungslos, und in seiner Umgebung Stimmen, die uns vielleicht aus allzu menschlichen Gründen nicht ganz hold sind.» Hitler hatte die SA, die NS-Frauenschaŕft und den NS-Lehrerbund angewiesen, grosse Kartenkontingente zu erwerben und sie an «verdiente» Mitstreiter weiterzugeben. Ein Jahr später sollte dann das Reichspropagandaministerium für die Stützungskäufe zuständig sein und 364'000 Reichsmark an Winifred zahlen – mehr als ein Drittel des Etats.

Hitlers Machtergreifung hatte das stets auf wackligen Bilanzen ruhende Familienunternehmen im Handumdrehen in einen grosszügig subventionierten halbstaatlichen Betrieb verwandelt. Sein unausgesprochener Auftrag lautete, der Selbstdarstellung des Regimes zu dienen. Steuern brauchten die Festspiele in der NS-Zeit selbstredend nicht zu zahlen. Rechnet man die 50'000 Reichsmark hinzu, die Hitler aus seiner «Privatschatulle» für jede Neuinszenierung spendierte, wird die fatale Symbiose deutlich. Die Grenzen zwischen Kunst und Politik waren kaum noch sichtbar. Treffend sprach der glühende Wagnerianer Thomas Mann von «Hitlers Hoftheater», wenn er die Bayreuther Festspiele in der NS-Zeit meinte. Die Festspielleiterin freute sich unterdessen vor allem über die Besserung der Finanzen: «Ich habe endlich festen Boden unter den Füssen», hielt sie nach der Saison 1934 fest.



Sie hat alles gemacht, sie hat sich nicht gescheut vor irgendeiner Arbeit.

Wolfgang Wagner

Sie hat immer die Hosen angehabt, und sie war immer die Bestimmende.

Erika Jansen, Komparsin bei den Bayreuther Festspielen

*«Die Mutter
der Fest-
spiele...»*

*Winifred Wag-
ner hinter den
Kulissen von
Bayreuth.*

Auch ausserhalb der Festspielsaison gab Wagner in Hitlers Deutschland den Ton an. Das Motto des «Wach-auf!-Chors aus den Meistersingern schmückte leicht variiert als «Deutschland erwache» die Standarten der Partei, Feiertage der Bewegung klangen wie selbstverständlich mit Wagner-Opern aus, und die Klänge des «Rienzi» eröffneten die Reichsparteitage. Zeitungen und Zeitschriften der gleichgeschalteten Presse waren voller Artikel, in denen die «Sendung Bayreuths für das Dritte Reich» hervorgehoben wurde. Während jüdische und avantgardistische Künstler als «entartet» gebrandmarkt wurden, diente Richard Wagners Musik als leuchtendes Gegenbeispiel «gesunder nationaler Kunst».

Propagandaminister Joseph Goebbels gab während der ersten Festspiele unter dem Hakenkreuz den Takt vor: «Es gibt wohl kein Werk, das unserer Zeit und ihren seelischen und geistigen Spannungen so nahe stände wie Richard Wagners Meistersingen. Wie oft in den vergangenen Jahren ist ihr aufrüttelnder Massenchor ‚Wacht auf, es nahet gen dem Tag‘ von sehnsuchtserfüllten, gläubigen deutschen Menschen als greifbares Symbol des Wiedererwachens des deutschen Volkes aus der tiefen politischen und seelischen Narkose des Novembers 1918 empfunden worden.»

Im Klima der «nationalen» Aufwertung Bayreuths kursierten bald Hochzeitsgerüchte. War es nicht nahe liegend, dass der «Führer und Reichskanzler» seine Verbundenheit mit der «hohen Frau» von Bayreuth durch eine Eheschliessung untermauerte und damit die Verschmelzung von Wagners «Sendung» mit dem neuen Staat für alle sichtbar demonstrierte? Der Chamberlain-Gefährte Hans von Wolzogen schwärmte bereits vom neuen Traumpaar: Es sei, schwadronierte der alte Hauspoet, als ob «Baldur und Fricka einander beiwohnten». In Berlin spottete der Volksmund schon, wie die kinderreiche Winifred nach einer Hochzeit mit «Wolf» wohl protokollgemäss anzureden sei – «ehrwürdige Reichsmutter» vielleicht? Hitlers Halbschwester Angela Raubal erzählte später, sie habe von entsprechenden Avancen Winifreds gehört, die Achse Bayreuth – Berlin durch dynastische Bande zu stärken.

Doch es lag wohl an Hitler, dass die Hochzeitsglocken stumm blieben. Zwar ist sein Ausspruch überliefert, wenn er «jemals heiraten sollte», sei «die Frau Wagner eine geeignete Kandidatin» – doch er wollte eben nicht. Tochter Friedelind erinnerte sich, dass



Ich muss gestehen, dass ich sofort einen sehr grossen und tiefen Eindruck von dem Mann hatte als Persönlichkeit. Das Auge war vor allen Dingen ungeheuer anziehend.

Winifred Wagner, Interview mit Hans Jürgen Syberberg, 1975

Die hat er verehrt, eben weil sie Wagners Nachfolgerin war. Wagner war ja sein alles. Und die hat ihn ja in Bayreuth auch immer begrüsst und bewirtet...

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

«Der Onkel Wolf...» Hitler mit Winifred, Wieland und Wolfgang Wagner im Garten von Haus «Wahnfried».

Winifred hat ihm zu essen gegeben, ihn angezogen und ihm Unterricht in den elementarsten Manieren erteilt, ihn ins Opernhaus mitgenommen, ihn mit Geld versehen und Gesellschaften veranstaltet, um ihn einflussreichen Leuten vorzustellen.

Friedelind Wagner

sie als Schulmädchen jedem, der es hören wollte, auf gut Fränkisch zur Auskunft gab: «Mei Mudder mecht scho, aber der Onkel Wolf mecht halt net.» Gewiss spielte dabei seine Kenntnis von Siegfrieds letztem Willen – wonach Winifred nur um den Preis des Macht Verlusts in Bayreuth wieder heiraten konnte – eine eher untergeordnete Rolle. Wer einen kompletten Verfassungsstaat aus den Angeln heben konnte, dem waren testamentarische Verfügungen kein wirkliches Hindernis. Tatsächlich dürfte wohl Hitlers Selbststilisierung zum «einsamen» Auserwählten, der alle Kräfte für die «Führung» seines Volkes brauchte, das Haupthindernis dargestellt haben. Es war ein Topos, wie er sich auch durch Wagners Opern zieht. Verglichen mit den mythischen Höhen, in denen sich der Opernfan aus dem Linzer Stehparkett jetzt wählte, erschienen ihm familiäre Freuden geradezu als unwürdige Niederung. Dazu passt, dass er Winifred mehrfach einschärfte, nur wenn auch sie unverheiratet bliebe, könne sie weiter den Rang einer «Königin» bekleiden – ja, er sagte wirklich «Königin».

Seit Richard Wagners Zeiten hatte sich der «grüne Hügel» vom Opernzentrum zu einem Ort mit düsterer politischer Strahlkraft gewandelt. Verantwortlich dafür waren vor allem Cosima, Siegfried und Winifred Wagner, die als Festspielleiter diese Entwicklung begrüsst und gefördert haben – aber auch all jene nationalkonservativen Wagnerianer wie Houston Steward Chamberlain, die wie ein Kometenschweif der vermeintlichen Botschaft des «Meisters» zu folgen schienen. Nach 1933 war aus dieser «völkischen Hexenküche» ein integraler Bestandteil des Hitler-Reiches, aus Wagners «Sendung» eine Ingredienz des Weltanschauungsgebräus der Nazis geworden. Wer Kritik daran zu üben wagte, begab sich in Gefahr.

Als Thomas Mann, eigentlich ein ausgemachter Wagner-Freund, die Instrumentalisierung des Komponisten im Februar 1933 in einem Vortrag über «Leiden und Grösse Richard Wagners» beklagte und auf die Vielfalt der wagnerianischen Gedankenwelt hinwies, löste er einen Sturm der Entrüstung aus. Prominente Künstler, darunter auch Richard Strauss, verfassten einen «Protestbrief der Richard-Wagner-Stadt München», und der *Völkische Beobachter* geisselte die «Schande», die der «Halbbolschewik» Mann mit seinem Vortrag über die Deutschen gebracht hätte.

Der Schriftsteller fasste die Hetze wohl zu Recht als Aufforderung zu Gewalttaten auf und flüchtete alsbald ins Exil.

Die neue NS-»Volksgemeinschaft« schien in manchem an die Atmosphäre von «Meistersinger»-Aufführungen zu erinnern. Goebbels lobte nicht zufällig gerade dieses Wagner-Werk als «Inkarnation des Deutschen schlechthin», es enthalte alles, «was die deutsche Kulturseele bedingt und erfüllt». Ausdrücklich bezog er seine Eloge auch auf Hitlers Lieblingsoper «Rienzi» – wiewohl das Frühwerk Wagners einen ganz ungermanischen Römer zum Thema hat und in seiner musikalischen Gestaltung so dürftig ist, dass es in Bayreuth (bis heute) nie aufgeführt worden ist.

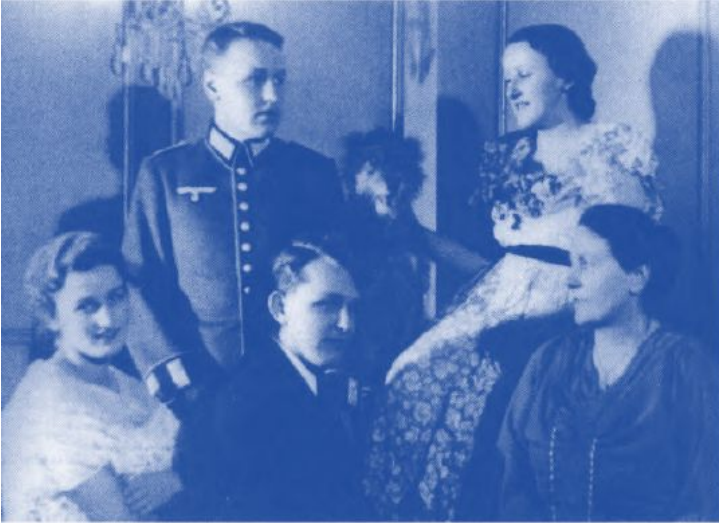
Doch damals «galt's» schon lange nicht mehr der Kunst. Das erhaltene NS-Schriftgut steckt voller Erörterungen Wagners unter «weltanschaulichen» Gesichtspunkten. Ein gewisser Alfred Grunsky etwa bezeichnete den «Ring des Nibelungen» in einem Pamphlet namens «Richard Wagner und das neue Deutschland» als «gewaltigste künstlerische Gestaltung des Rassedankens». Auch der *Völkische Beobachter* zündelte natürlich mit. «Was der Jude ist», hiess es da in einem Leitartikel von Goebbels, «hat uns Richard Wagner gelehrt. Hören wir auf ihn, die wir uns aus der Knechtschaft der Untermenschen durch das Wort und die Tat Adolf Hitlers endlich befreit haben. Er sagt uns alles: durch seine Schriften und durch seine Musik, in der jeder Ton deutsches, reines Wesen atmet.» Eine Auflistung aller NS-Zitate, die sich auf Wagner berufen, würde ein dickes Buch füllen. Der Komponist wird damit gleichwohl nicht zum «Vordenker des Holocaust», aber die tatsächlichen «Vordenker» sahen sich durchaus in einer selbst ernannten Nachfolge Richard Wagners.

Hitler änderte übrigens im Lauf der Jahre seine Vorlieben in Sachen Wagner. Die «völkischen Botschaften» der «Meistersinger» hörte er nach der «Machtergreifung» nicht mehr so gern. Lieber liess er sich von besonders düsteren und gefühlsschwangeren Passagen aus dem Schlussmonolog des «Tristan» oder der Trauermusik der «Götterdämmerung» erfüllen. Letztere wurde zu seiner ausgesprochenen Lieblingsoper. Mehrfach reiste er erst zur «Götterdämmerung» nach Bayreuth. Man kommt der verqueren Persönlichkeit dieses Massenmörders wohl erst auf die Spur, wenn man sein Faible für bedrückende und rauschhafte Stimmungen in Rechnung zieht. Er war eben kein rationaler Politiker, dem logische Er-

wägungen die Entscheidungsfindung möglich machten. Der Diktator handelte nicht zuletzt aufgrund von Gefühlslagen, folgte einer «inneren Stimme», wie er mehrfach vorgab, und glaubte an lenkende «Vorsehung». Zu Beginn seiner Herrschaft erzielte er damit noch Erfolge. Am Ende trieb seine Irrationalität Millionen sinnlos in den Tod.

Einen besonderen Einfluss auf Hitlers Weltanschauung dürften Gedanken aus Wagners Spätwerk «Parsifal» ausgeübt haben. Der Weiheton dieser «Religionsoper» scheint geradezu das Vorbild für eine Anzahl von Hitler-Reden gewesen zu sein, in denen es ihm mit ergriffener Stimme regelmässig gelang, unter den Getreuen eine Atmosphäre kollektiver Erschütterung zu erzeugen. Betrachtet man Filmaufnahmen der Totenfeiern des Regimes, etwa den mit Wagner-Klängen umrankten jährlichen Mummenschanz am 9. November zum «Gedenken» an den Hitler-Putsch in München, so fällt die krude Verwandtschaft zu liturgischen Elementen aus christlichen Gottesdiensten auf. Es waren Anleihen, die auch für den «Parsifal» charakteristisch sind: der Kult um «blutbefleckte Fahnen», die «ewigen Flammen» an den Ehrenmalen der Gefallenen, der monotone Sprechgesang mit den Namen der «Märtyrer der Bewegung» und die einsame Choreographie des Zelebrenten – am 9. November meist «Führer-Stellvertreter Hess. All das sollte unterstreichen, dass der Nationalsozialismus mehr sein wollte als nur ein politisches Programm. Selbst die vielen, in Bürokraten-deutsch fixierten Anweisungen für die «Ordnung der politischen Feier» spiegeln den fatalen pseudoreligiösen Charakter der «Bewegung» wider.

Aus dem «Parsifal» scheint indes noch eine weitere Idee entliehen: die Berufung von «Auserwählten» um einen «heiligen Gral» des reinen Blutes. Erinnernten nicht die SS-Ordensburgen in fraprierender Weise an die Gralsburg Richard Wagners? Entsprach nicht der Rassenwahn mit seinen «Arier-Nachweisen» und seinen Züchtungsideen dem Prinzip jener «Auserwählten»? Schien nicht gar aus dem «Parsifal» der Auftrag zur «Reinigung des Blutes» ableitbar? Ein schlimmer Verdacht: Gibt es in der Oper etwa doch versteckte Handlungsanweisungen für die Himmlers und Eichmanns der NS-Zeit? Derart zugespitzt, hält freilich diese jüngst aufgestellte Behauptung den Quellen nicht stand. Es gibt keinen Hinweis auf einen direkten Zusammenhang zwischen der Oper



Über Politik wurde bei uns überhaupt nicht geredet.

Winifred Wagner, Interview mit Hans Jürgen Syberberg, 1975

Er hat die Familie besucht, aber ist nicht einbezogen worden, in dem Sinn. Meine Mutter hat auch nicht gefragt: Hör mal zu, Wolf, was sagst du dazu, ist es nun richtig, wenn der Wieland das und das macht? Sie hat keinen Rat geholt.

Wolfgang Wagner über das Verhältnis zu Hitler

*«Eine deutsch-national gesinnte Familie...»
Familienfoto aus dem Jahr 1938.*

Sie hat auch gebilligt, dass ihre beiden Söhne wieder austraten aus der Hitlerjugend.

Walter Schertz-Parey, Biograf Winifred Wagners

Es gab dann noch einmal eine Bemühung, eine Ehe zwischen dem Hause Wahnfried und Hitler zu stiften, Hitler sollte Friedelind Wagner heiraten.

Frankenpost, 1. August 1950

und Hitlers Vernichtungsprogramm – samt «elitärem» SS-Vernichtungspersonal.

Der Bericht des Danziger Senatspräsidenten Herrmann Rauschning, wonach ihm der Diktator den «Parsifal» als Auftrag zur «Blutreinigung» durch eine «erlesene Schar von wirklich Wissenden» dargelegt habe, wird von Historikern in seinem Quellenwert stark in Zweifel gezogen. Wahrscheinlich hat ihn sich Rauschning zusammengereimt. Gewiss, es gibt jenes bertüchtigte Gemälde aus dem Jahr 1935, auf dem sich Hitler in schimmernder Rüstung als Gralstritter malen liess – doch warum wurden Aufführungen des «Parsifal» dann mit Kriegsbeginn reichsweit untersagt? Tatsächlich schied die letzte Oper Richard Wagners vor allem deshalb als direktes Vorbild aus, weil ihre Botschaft aus Nazi-Sicht zu missverständlich und nicht radikal genug war. Denn der künftige Führer der «heiligen Gemeinde» sollte bei Wagner nichts weiter als ein unwissender «reiner Tor» sein, und Kundry, die Identifikationsfigur «unreinen Blutes» im «Parsifal», wird am Ende nicht «vernichtet» – sondern durch die Taufe «erlöst».

«Parsifal ist doof» – so kommentierten in erfrischender Einfachheit die Kinder Winifred Wagners das komplizierte und bedeutungsschwere Werk ihres Grossvaters. Für sie begann mit dem «Dritten Reich» eine zunächst ebenso unbeschwerte wie privilegierte Jugend. Dass alle vier aus der Schule nur durchschnittliche Leistungen mit nach Hause brachten, machte die durch Hitler gleichsam staatlich geadelte Abkunft allemal wett. Als die Sprosse Winifreds keine Lust mehr auf die Hitlerjugend hatten, traten sie einfach wieder aus. Mutters gute Beziehungen zur Reichskanzlei machten es möglich. Wolfgang Wagner erinnert sich, dass ihm – anders als wohl jedem anderen deutschen Jugendlichen – keine Konsequenzen drohten: «Ich hab's dem ‚Wolf‘ erzählt, und der sagte, er hätte es genauso gemacht.»

In der Schule konnten die Wagner-Erben natürlich mit ihren Verbindungen und Berichten über «Onkel Wolf» beim Gartenkaffee gewaltig reüssieren! Zeitweilig räumte Hitler den beiden Söhnen Winifreds sogar eine besondere Ehre ein und sprach ihnen als einzigen im ganzen Reich – neben Leibfotograf Hoffmann – Bildrechte an seiner Person zu. Wenn er für Wolfgang und Wieland posierte, so berichtet ein Augenzeuge, habe er anscheinend «alle Zeit der Welt» gehabt. Die Jungen konnten sich so «eine hübsche



Ich werde stets in Dankbarkeit seiner gedenken, weil er mir eben buchstäblich hier in Bayreuth die Beete bereitet hat und mir geholfen hat in jeder Weise.

Winifred Wagner

Seltsam und paradox, dass meine Mutter, die als Engländerin demokratisch dachte und in keiner Weise autoritätsgläubig war, einem Diktator aufsass.

Wolfgang Wagner in seiner Autobiografie

Als Machtmensch wäre meiner Grossmutter das Dasein als Frau Winifred Hitler-Wagner viel zu wenig gewesen. Das muss einmal sehr deutlich gesagt werden. Festspielchefin zu sein war für sie dann schon wichtiger, weil sie hatte dadurch auch ganz andere Möglichkeiten des Auftretens.

Gottfried Wagner

«Mei Mudder mecht scho, aber der Onkel Wolf mecht halt net...» Hitler in Begleitung von Winifred Wagner und Heinz Tietjen auf dem Weg zur Eröffnung der Festspiele, 1938.

Stange Geld» dazuverdienen. Weil Wolfgang Wagner überdies eine kleine Filmkamera besass, sind auch einige bewegte Aufnahmen Hitlers im Kreise der Familie Wagner erhalten. Sie zeigen einen entspannten Diktator im hellgrauen Anzug, der parlierend mit Winifred über den Rasen schreitet und eine Tasse, vermutlich Tee, an seine Lippen führt. Beim Betrachten des Gartenidylls kommt einem unwillkürlich Hannah Arendts Begriff von der «Banalität des Bösen» in den Sinn.

Weder auf Wolfgangs Amateurfilm noch auf Fotos sieht man jemals Heinz Tietjen zusammen mit Hitler. Der gewiefte Drahtzieher von Bayreuth, ohne den bald keine Festspiele mehr denkbar schienen, hat die Nähe des Diktators gezielt gemieden. Wenn Hitler in Bayreuth aufkreuzte, dann wurde Tietjen «unsichtbar». Dabei, so wird überliefert, hätte Winifred allzu gerne mal den «Wolf» und den «Heinz» gemeinsam auf einem Foto gehabt. Denn Tietjen war eine feste Grösse in ihrem Leben geworden. Er hatte ziemlich rasch jenen Platz eingenommen, den sie eigentlich lieber an Hitler vergeben hätte – aber der zierte sich ja.

Pragmatisch, wie sie war, hatte sie also ihrem «Heinz» ein unmissverständliches Angebot unterbreitet, erklärt, er sei der «Berufene», und ihn gleich zum «künstlerischen Leiter» ernannt. Nach dem Krieg stellte Tietjen das so dar: «Sie hat mich angefleht, angebettelt. Hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre vor mir auf die Knie gesunken. Da habe ich nicht widerstehen können.»

Winifred Wagner war damals Mitte dreissig und hatte schon immer ein Faible für besondere Männer. Tietjen war – wie ihr verblichener Siegfried und auch der «Wolf» – kein wirklich ansehnliches Mannsbild. Die «Eule» wirkte schwächling und schwach, besonders wenn er neben der voluminösen Winifred stand. Doch er konnte immerhin, wie Wolfgang Wagner erzählt, ein «Charmeur» sein, witzig, intelligent und irgendwie geheimnisvoll. Wenn er nach Bayreuth zu den Proben kam, löste das bei Winifred grosse Vorfreude aus. «Frau Wagner ist ganz selig und wie verwandelt», hielt etwa ihr Kindermädchen Lieselotte Schmidt fest. In Berlin hatte sie eine «Nebenwohnung» bei Tietjen, und wir wissen vom Sänger Bockeimann, dass zumindest diese Beziehung über rein Platonisches hinausging. Einmal, so Bockeimann, habe er die beiden Hü-

ter Bayreuths in Tietjens Berliner Büro unangemeldet besuchen wollen und sie in «urkomischer Vergattung» ertappt.

Aus Sicht von Opernliebhabern spielte Tietjen für Bayreuth eine höchst segensreiche Rolle. Weil er auch Herr über die Berliner Opernhäuser war, konnte er die besten «Stimmen des Reiches» für die Festspiele verpflichten. Durch ihn, Preetorius und Furtwängler erreichte etwa der «Lohengrin» von 1936 höchstes künstlerisches Niveau. Die Schallplattenaufnahmen jener Zeit halten, so versichern Experten, dem Vergleich mit den besten zeitgenössischen Darbietungen stand. Doch wie man diesen Kunstgenuss moralisch bewerten soll, bleibt umstritten.

Viele jener Künstler, die im «Dritten Reich» grosszügige Gagen und staatliche Förderung genossen, haben nach dem Krieg behauptet, sie hätten lediglich versucht, die Kunst durch die Zeit der Dunkelheit hindurch zu retten. Nicht wenige, auch Winifred Wagner und Heinz Tietjen, konnten ihre guten Beziehungen ausserdem gelegentlich nutzen, um Verfolgten zu helfen. Der Propaganda seien sie, so Tietjen in einer Rechtfertigungsschrift aus dem Jahr 1945, nie dienlich gewesen. Vielmehr hätten sie ihre «innere Ablehnung» stets aufrechterhalten. Ein Urteil, das den Zeitumständen gerecht wird, fällt hier sicher schwer. Tatsächlich sind selbst für die Bayreuther Inszenierungen der Nazi-Jahre kaum propagandistisch verfälschte Elemente nachweisbar. Den Festspielsaal schmückten auch keine Hakenkreuzfahnen – wie in vielen anderen deutschen Bühnen. Doch ein gewichtiger Vorwurf bleibt trotz allem auch bei Tietjen stehen, der sich nach dem Krieg seiner – losen – Kontakte zum Widerstand um Witzleben und Goerdeler rühmen konnte: Durch ihre überragende Kunst boten all diese Könner Hitler erst die adäquate Plattform für Propaganda und Selbstinszenierung. Und: Wie viel bleibt vom künstlerischen Wert, wenn zwar im Orchestergraben einige wegen ihrer Homosexualität oder ihrer Überzeugung Verfolgte Zuflucht gefunden haben – im Parkett aber die Häscher und Vernichter von Millionen andächtig dem Gebotenen lauschen? Dass der Diktator gleichsam als Dankeschön Furtwängler und Tietjen in den Rang von Staatsräten erhob, erschwert noch eine faire Bewertung.

Bei der Rettung von Verfolgten spielte insbesondere Winifred Wagner durch ihre guten Beziehungen zu «ganz oben» eine wichtige Rolle. In erster Linie galt ihre Fürsprache natürlich Musikern

oder Mitarbeitern des Festspielhauses. Meist hatte sie dabei leichtes Spiel, weil Hitlers «Prinzipien» bei Dienern des Wagner-Tempels seltsam auslegungsfähig wurden: 1937 beispielsweise plauderte er während der Festspiele vor aller Augen ausgelassen und freundlich mit Kammer Sänger Max Lorenz sowie dessen Gattin Lotte – wobei jeder wusste, dass Lorenz schwul und seine pro forma angeheiratete Gattin jüdisch war. Das Paar Überstand den Krieg unversehrt. Doch mitunter setzten sich Tietjen und Winifred Wagner auch für ihnen völlig Unbekannte ein. In einigen Fällen erfuhren die beiden durch «gute Bekannte» in hohen Dienststellungen von bevorstehenden Verhaftungen und konnten die Betroffenen warnen. Der Dirigent Leo Blech und der Bariton Herbert Jansen haben nach dem Krieg ausgesagt, auf diese Weise hätten sie Deutschland noch rechtzeitig verlassen können. Dabei nahm Winifred eine schwierige Doppelrolle ein, denn allzu offenes oder häufiges Engagement gegen den staatlichen Terror konnte ihrer Position natürlich auch schaden. Als Goebbels sie 1937 im Auftrag Hitlers anrief, um sie zur Entlassung aller homosexuellen Mitarbeiter aufzufordern, signalisierte sie ihm denn auch Entgegenkommen. «Bayreuth hat schweres Pech», notierte der Minister voller Schadenfreude, «hier muss man mit dem Staubsauger ran. Ich spreche mit Frau Wagner. Sie ist darüber sehr bestürzt. Aber sie sieht ein, dass es so nicht weitergeht.»

Bei den Festspielen der Friedensjahre des Regimes war Hitler regelmässiger Gast. 1936 wurden die Aufführungen für die Dauer der Olympischen Spiele von Berlin eigens unterbrochen, damit der Diktator beide Veranstaltungen besuchen konnte. Seit diesem Jahr bewohnte er während der Opernzeit in Bayreuth das «Siegfried-Wagner-Haus», jenen inzwischen erweiterten Anbau zur linken Seite «Wahnfrieds», in den er samt Tross einzog – mit Leibwächtern, Kammerdienern und der Diätköchin. Winifred hatte ihm auf seinen Wunsch hin das Gebäude zur Verfügung gestellt. Der Opernfreund aus der Reichskanzlei bestand fortan darauf, dass immer, wenn er in Bayreuth zu Tisch sass, ein Familienmitglied der Wagners mit ihm speiste.

Für die ganz und gar nicht Wagner-besessene Entourage müssen es anstrengende Tage gewesen sein. Fotograf Heinrich Hoffmann berichtete: «Für Hitler waren die Festspiele Erholung – so glaubte er auch, seinem Gefolge etwas Gutes zu tun, wenn er sie für eine Woche oder länger nach Bayreuth einlud. Die Eintrittskarten zahlte



«Niemals nach der Parteizugehörigkeit gefragt...»
Winifred Wagner mit «ihren» Künstlern, 1939.

Bezüglich meines Umgangs mit Menschen habe ich mir durch die Partei keine Vorschriften machen lassen: Meine Beziehungen zu jüdischen oder «jüdisch-versippten» Freunden habe ich stets weitergepflegt und sowohl ihnen als auch mir völlig unbekanntem Juden geholfen, soweit es in meiner Macht stand.

Winifred Wagner

Meine Mutter war eine verhältnismässig stark emanzipierte Frau.

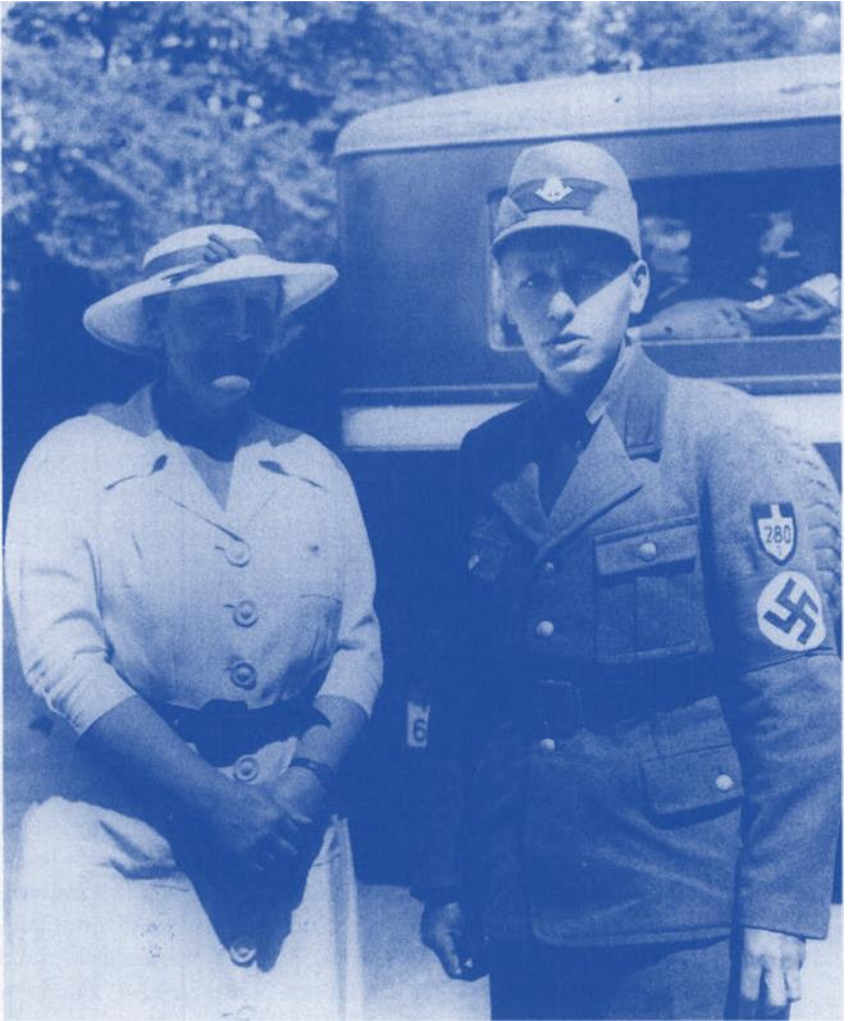
Wolfgang Wagner

er aus eigener Tasche. Aber nicht jedem bedeutete Hitlers Einladung ungetrübte Freude. Viele wären lieber in die Berge oder ans Meer gefahren, als täglich in der Backofenhitze des Zuschauerraumes Wagner zu genießen. Wer pflichtschuldig mit Hitler – in Uniform oder Smoking – in der Wagnerschen Loge sass, dem konnte man es nicht verargen, wenn er bei der oft unerträglichen Hitze ein Nickerchen machte. Vorsichtshalber passte einer auf den anderen auf, um durch Rippenstösse die ersten Schnarchtöne zu ersticken.» Auch von Propagandaminister Goebbels ist ein Bonmot überliefert, das sich auf die Tage bezog, in denen das «Dritte Reich» von Bayreuth aus regiert wurde: «Wahnfried und Wahnsinn», so der Agitator des Hasses, «beginnen beide mit der gleichen Silbe!»

Abends, nach den Aufführungen, pflegte Hitler mit Winifred – später auch mit den Kindern – vor dem Kamin des Hauses zu sitzen und bis in den frühen Morgen zu monologisieren. Das Verhältnis der Hausherrin zu Tietjen schien ihn nicht weiter zu stören, zumal er den Regisseur fast nie zu Gesicht bekam und Winifreds Begeisterung für ihren «Wolf» keineswegs gemindert war. «Sie war ihm hörig», hat sich Tietjen noch nach dem Krieg mokiert. Dass die Festspielnächte nicht selten hochsommerlich warm waren, hinderte Hitler nicht daran, für seine Kamingespräche stets ein paar lodernde Scheite zu ordern.

Worüber man im Feuerschein dann miteinander sprach, darüber gibt es abweichende Schilderungen. Winifred hat später ausgesagt, über Politik sei nie ein Wort gefallen, Hitlers Interesse habe in Bayreuth nur der Kunst gegolten. Ihr Sohn Wolfgang, der auch einige Male zuhören «durfte», bestätigt die ausschweifenden Erörterungen des «Wolfs» über Wagner – «ein intensiver Wagnerianer, also Unkenntnis konnte man ihm nicht vorwerfen» –, aber er erinnert sich auch an politische Monologe. So habe Hitler mehrfach brutale Gewaltmassnahmen in der Politik mit einem historischen Vergleich zu rechtfertigen versucht: «Er hat also immer den Standpunkt vertreten, Karl der Grosse, mit seiner Sachsenschlächtereie, das sei ein Akt politischer Macht gewesen.» Schwester Friedelind überlieferte eine weitere bezeichnende Passage kurze Zeit vor Kriegsbeginn. «Ich hoffe», so habe sich «Onkel Wolf» an ihre Mutter gewandt, «du bist dir darüber im Klaren, dass im nächsten Krieg die erste Bombe auf das Festspielhaus und die zweite auf Wahnfried fallen werden.»

Solange die «Tempelanlagen» des Wagner-Kults jedoch noch



Typisch für Winifred Wagner war, dass sie immer wieder Meinungen von anderen wiedergegeben hat. Diese Episoden über abfällige Bemerkungen der Nazi-Eliten oder über die anderen Frauen... wenn man da mal kritisch hinterfragte, dann war das im Grunde eine Anhäufung von Meinungen anderer. Es war also nie ein eigenes kritisches Hinterfragen.

«Typisch wailisische Starrköpfigkeit...» Winifred Wagner und ihr Sohn Wieland.

Gottfried Wagner

Sie hat sich als Deutsche gefühlt.

Walter Schertz-Parey, Biograf Winifred Wagners

intakt waren, genoss die Hausherrin ihre Stellung im Reich des alten Freundes. Sie dinierte mit Mussolini in der Reichskanzlei, repräsentierte beim Empfang für «Kunstschaffende» im Haus der Deutschen Kunst und übte die Muttersprache beim Tee mit Britanniens Aussenminister Anthony Eden. Die «hohe Frau» und der «Führer» versicherten sich darüber hinaus regelmässig durch kostbare Geschenke ihrer gegenseitigen Wertschätzung. Eines Tages stand zum Beispiel plötzlich eine stattliche Limousine der Marke Benz in der Auffahrt zum Haus «Wahnfried», und zu Hitlers 50. Geburtstag initiierte Winifred die Überreichung von Originaldokumenten ihres Schwiegervaters an den Tyrannen. Es waren die Originalhandschrift des «Rienzi», Partituren von «Rheingold» und «Walküre» sowie eine Skizze zur «Götterdämmerung» – laut Augenzeugen ein Geschenkpaket, das den Jubilar an jenem Tag am meisten bewegte. Winifred liess dazu noch in Bayreuth mit Festtagsschmuck ihre Verbundenheit symbolisieren. Es gibt Fotoaufnahmen des Festspielhauses von jenem 20. April 1939, als «Wolf» im fernen Berlin seinen runden Geburtstag mit einer gigantischen Militärparade feierte. Ein überdimensionales Hitler-Porträt schmückte die Stirnseite, die von einem ganzen Wald von Hakenkreuzfahnen umringt war.

Die folgenden Festspiele im Spätsommer 1939 standen schon ganz im Zeichen dunkler Kriegswolken. Die letzte Aufführung von «Tristan und Isolde» musste mit einer Ersatzsängerin stattfinden, weil die Französin Germaine Lubin aus Furcht vor Internierung über Nacht das Land verlassen hatte. Auch viele Gäste reisten überstürzt ab. Die Endzeitstimmung aus der «Götterdämmerung» schien auch ausserhalb der Bühne umzugehen. Winifred Wagner versuchte sich im Verlauf der Festspiele als Friedensengel und bemühte sich um ein Treffen Hitlers mit dem ebenfalls anwesenden britischen Botschafter Henderson. Die «hohe Frau» berichtete nach dem Krieg, dass ihr Gönner jedoch einfach kein Interesse mehr an Verhandlungen gehabt habe. Falls Henderson in seiner Loge auftauchen sollte, beschied er seiner alten Freundin barsch, würde er auf der Stelle Bayreuth verlassen.

Der Kriegsausbruch traf Winifred an ihrer empfindlichsten Stelle – der Familie. Zwar gehörte ihr Erstgeborener Wieland zu 25 ausgewählten «Hoffnungsträgern» für die Zeit nach dem «Endsieg» und war vom Kriegsdienst freigestellt, doch Wolfgang Wag-



«Der Mann
und nicht die
Partei...»
Hitlers Bay-
reuther Ge-
folgsfrau.

Ich bin imstande, den Hitler, den ich kenne, vollkommen zu trennen von dem, was man ihm heutzutage alles zur Last legt.

Winfred Wagner

Adolf Hitlers Schwärmerei für Wagner diente ihm zur Legitimation der eigenen politischen Mission. Wagners Begriff der nationalen Kunst machte er der eigenen Ideologie zunutze.

Wolfgang Wagner aus seiner Autobiografie

Es ist gar keine Frage, dass meine Grossmutter bis zu ihrem letzten Atemzug eine überzeugte Nationalsozialistin blieb. Und ganz besonders die Faszination Hitler hat sie öffentlich bis zum letzten Moment artikuliert. Das stand nie ausserhalb jedes Zweifels, dass sie voll hinter Adolf Hitler stand.

Gottfried Wagner

ner kämpfte an der Front in Polen. Nur gut eine Woche war seit Kriegsausbruch vergangen, als per Telefon die Hiobsbotschaft kam: Sohn Wolfgang sei für «Führer, Volk und Vaterland» gefallen. Zum Glück entpuppte sich die «Todesmeldung» jedoch als voreilig – Wolfgang war nur gefangen genommen und vermutlich durch deutsches Feuer schwer verletzt worden. Aber der Schock sass tief bei Winifred. Zur Genesung brachte ein Wehrmachtsflugzeug den Sohn nach Berlin, wo ihn sein Oberkommandierender, der «Onkel Wolf» aus Bayreuther Tagen, höchstpersönlich mit Blumen am Lazarettbett beehrte.

Auch Tochter Friedelind, genannt «Mausi», bereitete Winifred ernste Schwierigkeiten. Seit Herbst 1938 hielt sich das «schwierige Kind» in Frankreich und der Schweiz auf – aus «politischen und persönlichen» Gründen, wie sie sagte. Winifred war ihr schon einmal, gemeinsam mit Wieland, nach Paris gefolgt und hatte vergeblich versucht, sie umzustimmen. Jetzt aber, im Winter 1939/40, wurde die Zeit knapp. «Mausi» hatte verkündet, nach Amerika emigrieren zu wollen. Anfang Februar 1940 fuhr Winifred deshalb nach Zürich, entschlossen, die Tochter doch noch zurückzuholen. Die Ausreisegenehmigung war für eine hoch gestellte Persönlichkeit mit unmittelbarem «Führer-Zugang» natürlich kein Problem. Schenkt man dem Bericht Friedelinds Glauben, so ging es der Mutter bei ihrer Mission allerdings nicht so sehr um eine Familienfrage, sondern um die Verhinderung von «Landesverrat».

In einem dramatischen Gespräch setzte Winifred alle Mittel ein, die ihr zur Verfügung standen. «Komm nach Hause», bettelte sie mit gebrochener Stimme und berichtete von Wolfgangs schwerer Verletzung, die den Bruder angeblich inständig wünschen liess, die Schwester wieder zu sehen. Als dies alles nicht fruchtete, wechselte sie abrupt den Tonfall und stiess wüste Drohungen aus. «Wenn du nicht hören willst», so gab Friedelind den Showdown zwischen Mutter und Tochter später wieder, «wird der Befehl erteilt, dass du bei der ersten Gelegenheit vertilgt und ausgerottet wirst.» «Vertilgen» und «ausrotten» – Begriffe aus dem «Wörterbuch des Unmenschen», ausgesprochen von der Bayreuther Festspielleiterin in einem Züricher Hotelzimmer. Brach hier die Diktion des «Wolfes» durch, der am Kaminfeuer seine Zukunftsvisionen offenbart hatte? Wie viel Fanatismus gehört dazu, dass eine Mutter der eigenen Tochter derart drohen kann?

Friedelind Wagner fühlte sich durch den Ausfall der Mutter nur in ihrer Absicht bestärkt und emigrierte nach Amerika. Dort schlug sie sich mit Gelegenheitsarbeiten durch und wurde als Vorzeige-Emigrantin herumgereicht. 1944 legte sie einen Bericht über ihre Bayreuther Erlebnisse vor, besonders über jene mit Hitler. «*Nacht über Bayreuth*» heisst das Buch. Es ist flüssig geschrieben und musste häufig als Fundgrube für allerlei Anekdoten herhalten. So kann man bei Friedelind nachlesen, dass Hitler die Zaubermädchen im «Parsifal» gern hätte splitterfasernackt auftreten lassen, dass er einmal bei Tisch einen Zornesausbruch mit «Schaum vor dem Mund» gehabt habe und dass er in guter Stimmung bereit gewesen sei, Goebbels- und Göring-Witze zu erzählen. Auffallend schlecht kommen Mutter Winifred und ihr Liebhaber Tietjen weg.

Leider scheinen sich jedoch bei Friedelind Wagners farbenfrohem Bericht hin und wieder Elemente der Dichtung in die Erinnerung zu mischen. Nicht alle ihre Erzählungen halten einer Überprüfung stand, was auch der US-Geheimdienst OSS in einem geheimen Observierungsbericht konstatierte: «Nicht sehr glaubwürdig, mittelpunktsüchtig und geschwätzig» sei die Enkelin Richard Wagners, urteilten die Agenten. Nach dem Krieg hat der überwiegende Rest ihrer Sippe – inklusive Winifred – das Buch natürlich in Bausch und Bogen als «Lügenmachwerk» verworfen. Doch ganz so einfach kann man es sich auch nicht machen. Friedelind stützte sich immerhin auf ein detailliertes Tagebuch und wurde nach dem Krieg von zahlreichen Augenzeugen in ihrer Schilderung bestätigt. Deshalb bleibt «*Nacht über Bayreuth*» eine wegen ihrer Schonungslosigkeit hoch einzuschätzende Quelle, die allerdings mit Bedacht zu lesen ist. Bei «Mausis» Schilderung des Züricher Gesprächs mit Winifred etwa muss man wohl im Wortlaut einige Abstriche machen, doch im Kern scheint die furchteinflössende Botschaft der herrischen Mutter durchaus glaubwürdig. Man kann sich gut vorstellen, mit welchen Gefühlen die beiden auseinander gingen – Friedelind auf ihren Dampfer nach Übersee und Winifred zurück ins hakenkreuzgeschmückte Bayreuth.

Wenigstens machten ihr die anderen drei Kinder in familiärer Hinsicht keine Sorgen. Wieland und der genesene Wolfgang brachten bald ansehnliche Bräute nach Hause, heirateten und setzten Nachwuchs in die Welt. Die schöne Tochter Verena, genannt «Nickel»,

erfreute die Frau Mama gar mit einer Eheschliessung in höchsten Kreisen. Sie heiratete Bodo Lafferentz, einen stattlichen «Oberreichsleiter» der NS-Organisation «Kraft durch Freude» (KdF). Lafferentz war dafür zuständig, für die Bayreuther «Kriegsfestspiele» ausreichend Publikum zu besorgen. Eigentlich hatte Winifred für die Dauer des Krieges – man rechnete mit allerhöchstens ein, zwei Jahren – gar keine Festspiele abhalten wollen. Auch während des Ersten Weltkrieges hatte ja ihr verblichener Gatte die Tore am «grünen Hügel» verschlossen gehalten. Doch Hitler, ohne den in Bayreuth keine wichtigen Entscheidungen mehr getroffen wurden, wollte es anders. Fortan gab es keinen freien Kartenverkauf mehr. Für alle anfallenden Kosten inklusive Gagen kam die KdF-Kasse auf – zuzüglich satten 17 Prozent Reingewinn, die im Hause Wagner blieben.

Jetzt waren die Wagner-Spiele endgültig eine rein staatliche Angelegenheit. Die Festspielgäste, die in Sonderzügen nach Bayreuth gekarrt wurden, wiesen allerdings eine ungewohnte Zusammensetzung auf. «Verdiente Volksgenossen» durften nun zur Erbauung nach Bayreuth – und das noch ganz umsonst. Hitler schwärmte: «Und jetzt, während des Krieges, habe ich das verwirklichen können, was Wagner sich gewünscht hat: Ausgesuchten Menschen aus dem Volk, Soldaten und Arbeitern den Besuch der Festspiele unentgeltlich zu ermöglichen.» Tietjen, der sein Personal von der Front abkommandieren lassen konnte, sah das etwas anders. Die Gäste hätten offenbar «von Tuten und Blasen keine Ahnung» spottete er 1940 über die vielen Wagner-Novizen im Publikum. Später hatten dann immer mehr der Gäste keine Arme mehr oder keine Beine – und der Spott blieb jedem Betrachter im Halse stecken. Es schien fast, als würden die Verwundeten und Versehrten nach Bayreuth gekarrt, damit Wagner sie kurieren sollte.

«Onkel Wolf» kam 1940 zum letzten Mal zu den Festspielen. Auf dem Rückweg vom «Blitzsieg» über Frankreich liess er seinen Sonderzug in Bayreuth halten und sah sich, noch ganz im Rausch seines Triumphs, eine Aufführung der «Götterdämmerung» an. Es war sein vorletztes Treffen mit Winifred ausser einer kurzen Visite der «hohen Frau» im «Führer»-Zug. In den kommenden Jahren gab es nur noch Telefonate und Telegramme. Lediglich die Wagner-Kinder begegneten dem Kriegsherrn noch ein paarmal in Berlin. Dabei ging es den Söhnen Wieland und Wolfgang immer wieder um ein Projekt, dessen Beginn auf das «Jahr nach Friedensschluss»



*«Die Gäste
des Füh-
rers ...»
Winifred
Wagner be-
grüsst Wehr-
machtssolda-
ten zu den
Festspielen.*

Den Kriegsausbruch hat jeder von uns bedauert. Auch jeder Nationalsozialist. Ich meine, wir sind nicht etwa begeisterte Kriegsfanatiker gewesen.

Winifred Wagner, Interview mit Hans Jürgen Syberberg, 1975

Für sie war Krieg das Fürchterlichste, was es überhaupt gab.

Wolfgang Wagner

gelegt worden war: den Ausbau des Festspielhauses.

Einige Skizzen des Vorhabens sind erhalten geblieben. Was sie zeigen, ist kein herkömmliches Opernhaus mehr, eher eine Art «fränkische Akropolis» mit Dutzenden von Anbauten, Säulengängen und Flachdächern. Wie ein fernes Pendant zu den geplanten gigantischen Kuppelbauten in Berlin sollte der Festspielhügel allein durch seine Grösse von der Herrlichkeit seiner Erbauer künden. Als Vorbild für die Entwürfe diente die Tempelanlage von Pergamon, die freilich auf dem erweiterten «grünen Hügel» einige Dutzend Male Platz gefunden hätte. Als zentraler Mittelpunkt des in Beton gegossenen Grössenwahns war ein Kuppelbau vorgesehen, der das alte Festspielhaus komplett umschliessen sollte, um es für alle Zeiten vor Wind und Wetter zu schützen.

Wieland und Wolfgang waren jetzt älter als zwanzig und begannen, ihren künftigen Herrschaftsanspruch auf das Erbe anzumelden. Ihre Besuche bei «Wolf» dienten neben der Besprechung des geplanten Ausbaus auch schon der Erörterung künftiger Inszenierungen. Denn auch wenn er nicht mehr nach Bayreuth kam, hatte Hitler doch seine glühende Begeisterung für Wagner nicht verloren. Dem kühnsten – und irrsinnigsten – seiner Feldzüge, dem Angriff gegen die Sowjetunion, gab er einen Namen, der schon Richard Wagner fasziniert hatte – «Barbarossa», nach dem mittelalterlichen Kaiser Friedrich I. Ein erhaltenes Opernfragment mit dem Titel «Barbarossa» belegt die Anziehungskraft, die der Staufer schon auf den Komponisten ausgeübt hatte. Wagner war vor allem begeistert von der «grossartigen, barbarischen, erhabenen, ja göttlichen Unwissenheit der Figur», wie er am Seitenrand des Fragments notierte.

Spätestens seit der Niederlage vor Moskau im Winter 1941 war den deutschen Generälen rund um den «grössten Feldherrn aller Zeiten» Hitler klar, dass auch sie mit der «Unwissenheit» eines Barbarossa gen Osten gezogen waren und dass ihr Schicksal dem des elend ertrunkenen Kaisers gleichen könne. Die Fortführung des Krieges nach dem Winterdebakel vor Moskau war in der Tat mit rationalen Überlegungen kaum mehr zu vereinbaren – zumal der Diktator nun noch von sich aus den USA, der stärksten Industriemacht der Welt, den Krieg erklärt hatte.

Das Irrationale ergriff in jenen Tagen immer mehr Besitz von

ihm. Wenn er «Wagner höre», räsonierte er vor seinen Militärs, sei es für ihn, «als höre er die Rhythmen der Vorwelt». Es scheint so, als habe Hitler mit zunehmender Aussichtslosigkeit des Krieges immer mehr die Trennung der realen Welt von seinen Opernfantasiën aufgehoben. Und wirklich: Schienen nicht die brennenden Welten der Götterdämmerung von der Wirklichkeit eingeholt – ja überholt – zu werden? Wurde nicht ein schaurig-grandioses Ende unter den Trümmern seiner eigenen Metropole, wie es dem Volkstribunen Rieni beschieden war, immer wahrscheinlicher?

Währenddessen trieb das Festspielgeschehen im noch friedlichen Bayreuth seltsame Blüten. Winifred Wagner hatte alle Hände voll zu tun, einen erbitterten Machtkampf zwischen Tietjen und ihren Söhnen zu schlichten. Die «Wahnfried-Jugend» drängte an die Macht, doch die Festspielchefin traute den Söhnen noch keine eigenständige Leitung zu. Tietjen drohte mit seinem vollständigen Rückzug, geschäftlich wie privat. Winifred schaltete den fernen «Wolf» ein, der entschied, dass Wieland und Wolfgang bis nach Kriegsende zu warten hätten und erst einmal ihre Ausbildung vollenden sollten. Das war zwar ein herber Dämpfer für die beiden jungen Männer, ihrer Begeisterung für Hitler und seine Sache tat dies jedoch offenbar keinen Abbruch. Wieland Wagner etwa glaubte noch im September 1944 an den «Endsieg» und beschwor brieflich die Hoffnung, «dass der Gral wieder leuchten» werde. Seinen 1943 geborenen Sohn hatte er linientreu Wolf-Siegfried getauft – in merkwürdiger Verknüpfung der Namen des Mentors und des leiblichen Vaters. Auch Wolfgang verlor den mächtigen Onkel nicht aus den Augen. Er setzte sich zum Beispiel dafür ein, das man «den Führer» besser schon einmal entscheiden lasse, welche Wagner-Oper denn zur «Endsiegfeier» gespielt werden solle.

Mutter Winifred stand ihren Söhnen nicht nach. Dass rund um Bayreuth Deutschlands Städte in Trümmer sanken, schien ihre Begeisterung für «die Sache» ebenso wenig zu trüben wie die Gerüchte von Verbrechen in den Lagern. Vor dem «Führer-Bildnis in «Wahnfried» standen täglich frische Blumen. Anlässlich der Festspiele 1943 verfasste sie einen flammenden Appell fürs Begleitheft: «Wenn für die Kriegsfestspiele 1943 gerade die Meistersinger von Nürnberg ausgewählt wurden, so hat das eine tiefe und symbolische Bedeutung. Zeigt uns doch dieses Werk in eindrucksvol-

ler Form den schaffenden deutschen Menschen in seinem völkisch bedingten Schöpferwillen, dem der Meister in der Gestalt des Nürnberger Schuhmachers und Volksdichters Hans Sachs eine unsterbliche Verkörperung gegeben hat und der im gegenwärtigen Ringen der abendländischen Kulturwelt mit dem destruktiven Geist des plutokratisch-bolschewistischen Weltkomplotts unseren Soldaten die unüberwindliche Kampfkraft und den fanatischen Glauben an den Sieg unserer Waffen verleiht.»

Trotz solcher Treueschwüre kam Winifred Wagner jedoch an den mit zurückweichenden Fronten beschäftigten Freund in der «Wolfsschanze» immer seltener heran. Ihr fehlten der prominente Umgang und die glanzvollen Momente der «friedlichen» NS-Jahre. Jetzt musste sie sich stattdessen in Schriftwechseln gegen Anwürfe einer angeblich jüdischen Herkunft Cosimas zur Wehr setzen und dankte nebenbei SS-Chef Himmler, der gerade den grössten Massenmord der Geschichte leitete, für die Zusendung von «schönen Jultellern».

Es gehört zu den ironischen Fussnoten der Geschichte, dass der berühmteste Putschversuch gegen Hitler ausgerechnet einen Decknamen aus der Wagner-Welt trug. Unter dem Codewort «Wolküre» verbarg sich die von mutigen Verschwörern in der Wehrmacht geplante gross angelegte Entmachtung von SS und Gestapo – nach einem gelungenen Anschlag auf Hitler. Leider überlebte der Tyrann das Attentat weitgehend unbeschadet und konnte noch neun schreckliche Monate lang seine ganz persönliche «Götterdämmerung» inszenieren.

An jenem 20. Juli 1944, als der Graf Stauffenberg seine Bombe unter den Kartentisch in der «Wolfsschanze» stellte, wurden in Bayreuth die «Meistersinger» aufgeführt – das Prunkstück dieser letzten «Kriegsfestspiele», schon mit Bühnenbildern von Wieland Wagner. Als Winifred Wagner von dem Attentat erfuhr, schickte sie gleich mehrere besorgte Telegramme ins Hauptquartier ihres «Wolfes» und versuchte verzweifelt, eine Telefonverbindung herzustellen. Tatsächlich gelang es ihr nach einigen Stunden, Hitler an den Apparat zu bekommen und ihm ihre Glückwünsche zur «Errettung» zu übermitteln. Doch sehr zu ihrer Überraschung verlor der Diktator kaum Worte über den Anschlag, sondern lenkte das Gespräch wie üblich auf Fragen künftiger Aufführungen und auf die «Vorsehung». Nach dem Krieg gab Winifred zu Protokoll,



Ich bin sozusagen die Mutter der Festspiele und letzte Instanz für alle Fragen, die innerhalb eines so vielfältigen Komplexes auftreten.

Winifred Wagner, 1940

Aber die Frau Wagner hat immerhin Bayreuth – und das ist ihr grosses historisches Verdienst – mit dem Nationalsozialismus zusammengebracht.

Adolf Hitler, März 1942

Es ist Winifred Wagner zu danken, dass das Erbe von Bayreuth weitergeführt wird.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 30. Mai 1942

Es war ziemlich braun da oben.

Erika Jansen, Komparsin bei den Bayreuther Festspielen

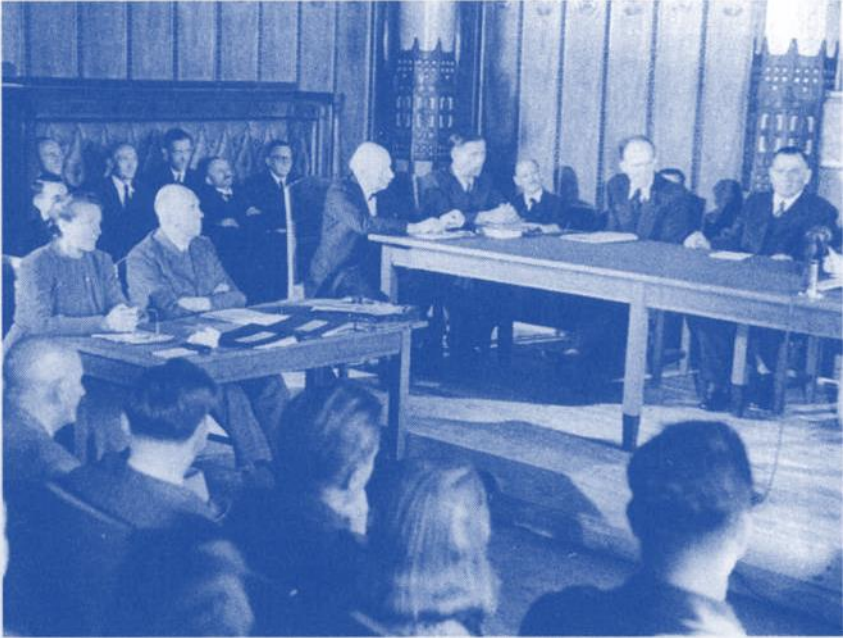
«Viel lieber in die Berge oder ans Meer...»

Auch die zweite Garnitur der NS-Riege, hier Robert Ley (2. von links) gibt sich – gezwungenermassen – am «grünen Hügel» die Ehre.

einer seiner Sätze sei gewesen, er «höre die Flügel der Siegesgöttin rauschen».

Von der existenziellen Not der meisten Deutschen bekamen die Bewohner «Wahnfrieds» selbst in den letzten Kriegsmonaten kaum etwas mit. «Uns ging es saugut», erinnerte sich Wielands Frau Gertrud – nicht ohne schlechtes Gewissen. Winifred spielte ihr Organisationstalent voll aus. Das Personal liess sie in den umliegenden Dörfern hamstern und konnte sich dabei auf die noch immer grosse Wertschätzung bei der fränkischen Bevölkerung verlassen. Ihr Keller war voll von Geräuchertem, Schmalz und Zucker. Selbst Bohnenkaffee gab es – im letzten Kriegsjahr ein geradezu exotisches Gut. Er war ein Weihnachtsgeschenk Hitlers. Winifreds Schwiegersohn Bodo Lafferentz und Wieland Wagner berichteten im Oktober 1944 von einem Sonderauftrag, den sie erhalten hatten. Sie sollten mit Häftlingen des KZ Flossenbürg an technischen Geheimprojekten arbeiten, unter anderem dem Prototyp einer «sehenden Bombe». Es waren die ersten unmittelbaren Kontakte des Wagner-Clans mit der Schreckenswelt der Lager. Was Wieland und Bodo schilderten, löste, so Wielands Frau Gertrud, immerhin einiges Nachdenken und Zweifel aus. Zur Abkehr reichte es freilich nicht.

Noch am 20. April 1945 sandte Winifred Wagner Geburtstagsgrüsse an den Freund im Erdreich unter der Berliner Reichskanzlei. Dessen düstere Vision wurde jetzt Wirklichkeit. Seinen Sekretärinnen gegenüber äusserte er noch den obskuren Wunsch, in seiner Todesstunde «Isoldes Liebestod» zu hören. Doch in der Untergangsstimmung des Bunkers wurde daraus nichts mehr. Als der «Reichsrundfunk» Hitlers Tod meldete, lief zum letzten Mal der Trauermarsch aus der «Götterdämmerung». Winifred Wagner hörte die Nachricht im fränkischen Oberwarmensteinach, wo sie ein Sommerhaus besass. Von hier aus registrierte sie schockiert, dass Flüchtlinge den Bayreuther Fundus geplündert hatten und nun ganz ungeniert in den Kostümen Wotans und Isoldes durch die Strassen liefen. Als mindestens ebenso beleidigend empfand sie, dass die US-Sieger das Festspielhaus beschlagnahmt hatten – mit der Begründung es sei «Eigentum Hitlers». Damit lagen sie zwar formaljuristisch falsch, geistiges Eigentum aber war der «grüne Hügel» in den zwölf Jahren NS-Diktatur durch Winifred Wagners



Wir «alten Nationalsozialisten» stehen auch innerlich vor einem Trümmerhaufen. ... Wie war es möglich, dass all das Gute, das wir anfänglich von der Bewegung für unser Volk und unser Vaterland uns erhoffen zu können glaubten, in das genaue Gegenteil umschlagen und Auswüchse furchtbarster Art und erschreckendster Wirkung zeitigen konnte!

Winifred Wagner, 1947

«Bis zum letzten Atemzug überzeugte Nationalsozialistin ...» Winifred Wagner 1947 vor der Spruchkammer in Bayreuth.

Die Betroffene ist nach Art. 4/2 des Gesetzes in die Gruppe II der Belasteten (Aktivisten) eingereiht worden.

Aus dem ersten Spruchkammerurteil gegen Winifred Wagner, 1947

Die Betroffene wird als Minderbelastete eingestuft.

Aus dem zweiten Spruchkammerurteil gegen Winifred Wagner nach der Berufungsverhandlung, 1948

Ergebenheit durchaus geworden. Darüber nachzudenken, lag ihr jedoch fern. Stattdessen lästerte sie in gewohntem Ton über die «Besetzung» der Bayreuther Liegenschaften: «Das Haus war einige Wochen Kaserne für schwarze Amerikaner», schrieb sie 1946 über die Verwendung des Festspielhauses, «was während der Zeit zerstört wurde, können Sie sich vorstellen!»

Vor einem Bayreuther Spruchkammergericht wurde Hitlers «hohe Frau» 1947 als «Hauptschuldige und Nutzniesserin» angeklagt, dann aber nur in die Kategorie «Belastete» eingestuft. Die Richter warfen ihr vor allem vor, «das Gewicht eines der berühmtesten Namen der Kulturgeschichte für Hitler in die Waagschale geworfen» zu haben. Ihr Vermögen wurde eingezogen, und als Busse sollte sie 450 Tage gemeinnützige Arbeit leisten, etwa die Reinigung des Bayreuther Bahnhofsvorplatzes. Dazu kam es jedoch nicht, weil ihre Berufung ein Jahr später Erfolg hatte. Nach diversen Aussagen von NS-Opfern, für die sich Winifred Wagner eingesetzt hatte, wurde sie nur noch als «Minderbelastete» eingestuft. Dann trat Winifred von allen Ämtern zurück und machte so den Weg für ihre Söhne frei. Zuvor hatte sie noch tatkräftig mitgeholfen, alle alternativen Pläne für die Zukunft des «grünen Hügels» – eine Rückkehr Friedelinds oder gar die Berufung einer familienfremden Leitung – zu verhindern.

Fortan blieb sie im Hintergrund und sammelte lediglich hin und wieder Altwagnerianer wie Altnazis im stillen Kämmerlein um sich. Aus den kaum gewandelten Anschauungen machte sie intern keinen Hehl, unterschrieb Briefe mit «88», dem Neonazi-Code für «Heil Hitler», schmunzelte über die Abkürzung «USA», die sie als «unser seliger Adolf» übersetzte, riss haarsträubende Witze über Juden und traf sich mitunter mit alten Bekannten wie der Heydrich-Witwe Lina. Den Söhnen, die mit grossem Erfolg die Festspiele wieder zum Leben erweckt hatten, tat sie jedoch den Gefallen und hielt ihre Gesinnung vor der Öffentlichkeit verborgen. Zwar zeternte sie über die «Festspielverbrechen», welche die abstrakten Inszenierungen Wielands für sie bedeuteten, und lauschte seinen Aufführungen mitunter mit dem Rücken zur Bühne – doch sämtliche Elogen auf jenen «Wolf», der ihr Leben so bestimmt hatte, behielt sie für sich. Dass im demokratischen Bayreuth für die beiden einstigen Hitler-Günstlinge Wieland und Wolfgang braune Bekennnisse grossen Schaden anrichten konnten – darüber war sie sich wohl im Klaren.

Bis 1975 blieb es beim selbst auf erlegten Schweigegelübde. Hätte sie es weiter eingehalten, das Urteil über sie würde wohl anders ausfallen. Denn individuell schuldhaftes Handeln in der NS-Zeit lässt sich Winifred Wagner nicht nachweisen. Sie war zwar eine geradezu fanatische Hitler-Gläubige, durchdrungen von verheerender NS-Ideologie, doch Verbrechen im strafrechtlichen oder moralischen Sinn hat sie nicht begangen. Winifred Wagner war keine Täterin. Gleichwohl hat sie natürlich an äusserst prominenter Stelle durch ihr Eintreten für den Diktator dessen unseliges Wirken möglich gemacht – als Mitläuferin auf allerhöchstem Niveau, was allenfalls durch ihr Engagement für Verfolgte gemindert wird. Dieser Vorwurf aber trifft in verschiedenen Abstufungen wohl einen Grossteil jener deutschen Generation. An Verblendung und blinder Gefolgschaft hat es Hitler wahrlich nicht gemangelt. Winifred Wagner ist in dieser Hinsicht prototypisch. Ihre herausgehobene Stellung und die Nähe zu Hitler ändern daran nichts.

Erst 1975, drei Jahrzehnte nach dem Ende des Braunauer Möchtegern-Rienzi, erlangte Winifred Wagner eine ebenso traurige wie ärgerliche Einzigartigkeit. Überredet vom Filmregisseur Hans Jürgen Syberberg und ihrem Enkel Gottfried Wagner, gab sie jenes ausführliche Interview, in dem sie ein geradezu starrsinniges Bekenntnis zu Hitler ablegte. Ihre «Freundschaft» zu «Wolf», so sagte sie in die Kamera, würde sie «nie verleugnen». Zu den ungeheuren Verbrechen bezog sie auf denkwürdige Weise Stellung: «Ich bedaure das aufs Tiefste. Aber für mich in meiner persönlichen Beziehung macht das keinen Unterschied. Der Teil von ihm, sagen wir mal, den ich kenne, den schätze ich auch heute noch, genauso wie früher. Und dieser ganze abzulehnende Hitler, der existiert innerlich eigentlich nicht, weil ich ihn so nicht kenne, ich meine, alles in meiner Beziehung zu ihm beruht absolut auf Persönlichem.»

Es war ein Verdrängungsmuster voll herrischer Naivität, das erschreckend wirkte. Die irrationale Trennung des sympathischen Privatmanns Hitler vom finsternen Massenmörder, die gedankliche Separierung von Jekyll und Hyde, war ein unmoralisches, ja schuldhaftes Gedankenmodell. Es entsprang wohl einerseits Winifreds «Unfähigkeit zu trauern», wie Enkelin Nike Wagner meint, andererseits aber auch einer eklatanten Unfähigkeit, zu verstehen. Ein Brief Winifred Wagners aus der Zeit ihrer Spruchkammerver-

fahren wirft ein Licht auf ihre gedankliche Hilflosigkeit: «Als ehemalige Idealisten stehen wir vor einem Rätsel. Wie war es möglich, dass all das Gute, das wir anfänglich von der Bewegung für unser Volk und unser Vaterland uns erhoffen zu können glaubten, in das genaue Gegenteil umschlagen und Auswüchse furchtbarster Art und erschreckendster Wirkung zeitigen konnte?» Zur Erkenntnis, dass gerade ihr «Idealismus» der Nährboden eines Jahrhundertverbrechens geworden war, ist es nie gekommen. Vielleicht mangelte es an moralischer Kraft, vielleicht fehlten die Gefühle für die Opfer. Winifred Wagner starb am 5. März 1980.

Zarah Leander
DIE SÄNGERIN



Ich singe meine Lieder, die in neunzig von hundert Fällen von Liebe handeln. Weil nämlich neunzig von hundert Menschen Liebe wichtiger ist als Politik. Das ist meine Überzeugung.

Wo steht denn geschrieben, dass ausgerechnet Künstler etwas von Politik verstehen müssen? Ich bin fast froh darüber, dass man mir das Etikett «politischer Idiot» aufgeklebt hat.

Im Film und auf der Bühne habe ich stets nur eine einzige Rolle gespielt, in vielerlei Kostümierung und wechselndem Millieu: die Rolle der Zarah Leander.

Ich wollte nach Deutschland und habe es nie bereut, niemals. Was ich in Deutschland alles gelernt habe, das kann man sich gar nicht vorstellen. Die Deutschen, die haben mein Leben geformt.

Die Ufa hat ein Warenzeichen auf mich gestempelt, und so musste ich bleiben.

Politik interessiert mich nicht. Das sollen die Herren machen, wenn sie wollen.

Hitler hatte weiss Gott anderes zu tun, als mit mir Canasta zu spielen. Für mich war er in erster Linie eine brüllende Stimme aus dem Radio – das ich dann sofort abstellte, denn ich bin böartigen Lauten gegenüber empfindlich – und eine von Tausenden von Fotos und aus Hunderten von Wochenschauen bekannte unbegreifliche Person mit Schnurrbart und Tolle.

Ich bin die Leander – das muss reichen.

Zarah Leander

Zarah war weder noch Nazi noch Nichtnazi, sie wollte Karriere machen.

Douglas Sirk (Detlef Sierck), Filmregisseur

Die Frau stiess auf einen Punkt in der deutschen Seele, das ist dieser schöne Kitsch, die Kitschseele, die im deutschen Menschen steckt. Und das waren ungeheure Kitschfilme, die sie gemacht hat.

Will Quadflieg, Schauspieler

Wenn man in einer Diktatur, wie auch immer sie heisst, prominent ist und beschäftigt wird, dann muss man gehorchen, sonst kommt man in den Knast. Auch eine Schwedin wäre hemmungslos in ein KZ gekommen. Also, dann würde ich schon lieber Durchhaltelieder singen.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

Eine stattliche, sehr grosse Rothaarige, mit dem Teint, der kleine Sommersprossen hatte, mit einem ungeheuer schönen Mund

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

Zarah stand mit ihrer madonnengleichen Geduld dem Schicksal gegenüber für eine Art Tapferkeit, mit der jeder Einzelne die Tiefschläge des Schicksals gern wegstecken möchte; und wie viel solcher Schläge hatten die Deutschen seit 1918 wegstecken müssen! Zarah war eine wandelnde Gebrauchsanweisung.

Cornelia Zumkeller, Filmhistorikerin

Meine Mutter hatte das Gefühl, jetzt kann ich schaffen, was ich schaffen wollte, nämlich wirklich Erfolg zu haben im Ausland. Und die Ufa war ja fast so bekannt wie Hollywood. Meine Mutter hat die Möglichkeit gehabt, nach Hollywood zu gehen, aber sie hat das abgelehnt. Sie wollte nicht so weit weg sein von Schweden. Sie war ja wirklich urschwedisch, und sie hat das Gefühl gehabt, Schweden ist um die Ecke. Lieber Berlin als weit weg in Los Angeles.

Göran Forsell, Sohn von Zarah Leander

Sie hatte Schwierigkeiten, Geld zu verdienen und ihre Familie zu ernähren. Sie wollte mehr Geld, und deshalb ging sie zu den Nazis. Das war gut für sie, und ihre finanzielle Lage änderte sich grundlegend. Sie war danach reich, sehr reich.

Ingrid Segerstedt-Wiberg, schwedische Politikerin

Sie war sehr kurzichtig. Wenn man so in die Ferne guckt, an der Kamera vorbei, und sieht nichts, dann kann das wohl als Sehnsucht ausgelegt werden.

Will Quadflieg, Schauspieler

Der Vorhang öffnet sich, und der Blick fällt auf den Star in einem spektakulären Ensemble: Auf der Bühne erhebt sich eine Pyramide aus Frauen, die Gesichter von Federboas verdeckt. In deren Mitte, ganz in Weiss und engelsgleich: die Sängerin Zarah Leander. Als ihre tiefe, gefühlvolle Stimme erklingt, scheint das dunkle und warme Timbre den voll besetzten Zuschauerraum im Theater bis in den letzten Winkel auszufüllen, ja bis unter die Haut zu gehen. «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn, und dann werden tausend Märchen wahr», singt die Diva mit gedehnten Konsonanten und rollendem «R». Das «göttliche Wesen» steht auf einem Podest, umrankt von fünf riesigen Federn und gekleidet in einem langen, von glitzernden Strassborten besetzten Gewand – ein Inbild «reiner Weiblichkeit». «Ich weiss, so schnell kann keine Liebe vergehn, die so gross ist und so wunderbar.» Die Musik schwillt an, unterstützt vom sphärischen Gesang des Chors. Das Gesicht der Sängerin ist jetzt ganz nah zu sehen und doch erscheint sie allem Irdischen entrückt: Die Augen zum Himmel erhoben, den Blick verklärt, die Wangen tränenbenetzt, singt sie inbrünstig: «Und darum wird einmal ein Wunder geschehn, und ich weiss, dass wir uns wieder sehn.»

Wie Blumen, die ihre Blüten der Sonne entgegenstrecken, entfalten die Frauen nun ihre Boas. Doch bei näherem Hinsehen wird man stutzig: Kantig sind die Gesichter der Blumenelfen und herb. Bei der einen oder anderen glaubt man fast, den Schatten eines Bartwuchses zu erkennen. Der Ausdruck ihrer Gesichter ist ernst, fast ein wenig unglücklich. Unförmig, wie über einen Kleiderständer geworfen, tragen sie die wallenden Gewänder, deren Taillenkanten gar keine Taillen zu betonen scheinen. Und selbst mit den Brüsten scheint etwas nicht zu stimmen: Bei der einen sitzen sie zu hoch, bei der nächsten zu tief, bei der dritten stehen sie sonderbar weit auseinander. «Das Problem war, für diese Szene Frauen zu finden, die genauso schön, genauso gross und möglichst genauso voluminös waren wie die Zarah selbst, damit sie ein einheitliches, ästhetisches Bild abgeben konnten», erinnert sich der



Ich bin mit vier Brüdern aufgewachsen und von daher gewöhnt, mit Männern umzugehen.

Ich habe nie in meinem Leben eine Gesangsstunde genommen, niemals. Ich habe als junges Mädchen Klavierspielen und Geigespielen gelernt, aber das mit dem Gesangstudieren, das habe ich nicht getan... Ich hatte schon immer eine Altstimme, das war eine Naturstimme, ja.

«Das nordische Waldwesen ...»

*Zarah Leander
mit zwei von
ihren vier Brüdern.*

Zarah Leander

Schauspieler Wolfgang Preiss an diese Einstellung aus dem erfolgreichsten Zarah-Leander-Film «Die grosse Liebe». «Doch man fand sie nicht – also griff man kurzerhand auf SS-Leute der Leibstandarte Adolf Hitler zurück: Die hatten ja alle ein Gardemass und waren gleich gross. Das war im Grunde eine ideale Lösung: Denn es war Krieg, die meisten Männer waren eingezogen, andere hätte man auf die Schnelle nicht gefunden. Die Leibstandarte brauchte man nur abzukommandieren – und man hatte auch noch das Geld für die Statisten gespart. Daher kommt es, dass in dieser Einstellung nur eine einzige Frau zu sehen ist, nämlich Zarah in der Mitte. Alle anderen waren verkleidete Männer. Erst für die Naheinstellungen nahm man wieder die Gesichter schöner Mädchen.»

Die SS-Leibstandarte war Hitlers Leibgarde und Privatarmee, die sich im Zuge der Röhm-Affäre in der «Nacht der langen Messer» bei der Liquidierung von SA-Gegnern einen blutigen Namen gemacht hatte und später als Elitetruppe der Waffen-SS für ihre harte Kampfhaltung berühmt-berüchtigt wurde. Zum Verständnis der Zarah Leander hat diese groteske Hintergrundinformation aus dem Filmgeschäft fast symbolischen Wert: Stets hat sie behauptet, sie sei nur Künstlerin gewesen und fern jeglicher nationalsozialistischen Politik. Doch ob sie es wollte oder nicht – sie war die Diva des «Dritten Reiches» und als solche nicht nur Teil, sondern sogar künstlerischer Mittelpunkt eines Unrechtsstaates. Sie als Künstlerin isoliert von Hitlers Reich zu betrachten ist schlechterdings nicht möglich: Denn erst die Diktatur hat sie zu dem gemacht, was sie war. Die beschriebene Revueszene umfasst auf typische Weise den «Mythos» Zarah Leander. Eine aussergewöhnlich tiefe Stimme – fast schon ein Bariton –, die unter die Haut ging. Ein Star, von den Filmemachern des «Dritten Reiches» in Szene gesetzt und zu einer überirdischen, unnahbaren Diva stilisiert. Die Sängerin von «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» – ein Lied, das den Weltruhm der Zarah Leander begründet hat, ihr aber zugleich auch den Vorwurf einbrachte, im Krieg Stimme der Nazi-Durchhaltepropaganda gewesen zu sein. Und nicht zuletzt der Film, aus dem diese Szene stammt: «Die grosse Liebe». Er handelt von einer Beziehung in Zeiten des Krieges und ruft Frauen zum Liebesverzicht zugunsten des deutschen Sieges auf. Zarah Leander war der höchstbezahlte weibliche Star in Nazi-Deutschland. Von 1936 an,

als sie von der Ufa unter Vertrag genommen wurde, bis 1943, als sie in ihre Heimat Schweden zurückkehrte, drehte sie zehn Filme. Ausgerechnet eine Schwedin mit schwerem Körperbau, feuerroten Haaren und einer Stimme wie ein Mann, eine Mischung aus Vamp und Übermutter, wurde der erfolgreichste Exportschlager des «Dritten Reiches» und Idol für Millionen von Männern und Frauen – eine Nation lag ihr zu Füssen. Doch was war Zarah Leander wirklich: Eine grosse Künstlerin oder eine Inszenierung? Eine «Nazi-Sirene» oder Opfer der Politik? Eine Unschuld vom Lande oder eine durchtriebene Karrieristin? Was an Zarah Leander ist Mythos, was Wirklichkeit?

Als Zarah Stina Hedberg noch ein Kind war, hätte niemand in ihr einen Star gesehen. Am wenigsten ihre vier Brüder, die sie wegen ihrer Pummeligkeit, Sommersprossen und der unbändigen roten Haare hänselten. Geboren wurde sie am 15. März 1907 im schwedischen Karlstad als Tochter eines Grundstücksmaklers und Musikliebhabers und einer gestrengen Mutter. Obwohl Letztere für die schönen Künste wenig übrig hatte, erhielt Zarah ab 1911 Klavier- und Geigenunterricht, 1913 trat sie zum ersten Mal öffentlich bei einem Chopin-Wettbewerb auf. Hierin erschöpfte sich jedoch bereits Zarahs musische Ausbildung: Gesangsunterricht nahm sie nie. Ohnehin hatte ihre Mutter für sie die damals übliche Rolle der gutbürgerlichen Hausfrau und Mutter vorgesehen. Bis 1922 besuchte sie ein Gymnasium und lebte danach zwei Jahre als Gesellschafterin bei einer Freundin der Mutter in Riga, wo sie fliessend Deutsch sprechen lernte. Zusammen mit ihrer Gönnerin genoss sie das Kulturleben der Grossstadt, besuchte Theater und Konzerte und setzte sich bald in den Kopf, zur Bühne zu gehen.

Ihr erster Versuch scheiterte jedoch kläglich: Bei der Aufnahmeprüfung an der Schauspielschule des Königlichen Dramatischen Theaters in Stockholm fiel Zarah 1926 sang- und klanglos durch. Stattdessen verliebte sie sich in den feschen jungen Schauspieler und Pfarrerssohn Nils Leander, den sie mit 19 Jahren heiratete. Das mittellose Paar zog zu seinen Eltern nach Ostergötland in die tiefste Provinz. Ein Jahr später, 1927, brachte Zarah ihre Tochter Boel zur Welt, zwei Jahre später ihren Sohn Göran. Zusammen mit ihrem Ehemann stand sie 1927 in dem Singspiel «Snövit» («Schneewittchen») das erste Mal auf der Bühne. Ihre Anstellung als Sängerin

in der Truppe des damals berühmten Revuekönigs Ernst Rolf bei Göteborg im Oktober 1929 markierte den Beginn ihrer Karriere. Die Ehe mit Nils Leander, der offenbar zu viel trank, war zu diesem Zeitpunkt bereits zerrüttet. Zarah verliess ihn, 1931 wurde die Ehe geschieden.

Das «Entrée» in die renommierte Theaterwelt war ihr geglückt. Die Gage, die sie für das Singen eines boshaften Couplets über die Presse in ihrer ersten Revue verdiente, war jedoch bescheiden, es fehlte an allen Ecken und Enden. Mit dem festen Vorsatz, diesen Zustand zu ändern, die Karriere im Visier und mit inzwischen vorzeigbaren Empfehlungsschreiben in der Tasche machte sich die junge Künstlerin auf den Weg, Stockholm zu erobern. Noch im selben Jahr ergatterte sie eine Rolle in der Neujahrsrevue des «Folkteatern». Obwohl sie mit ihren feuerroten Haaren und einer für eine Frau damals überdurchschnittlichen Grösse von 1,72 Metern ein «seltener Vogel» war, überzeugte ihre Schönheit und nicht zuletzt ihre aussergewöhnlich tiefe Kontra-Alt-Stimme die Direktoren. Zusammen mit ihren beiden kleinen Kindern und ihrer Mutter – der Vater war inzwischen gestorben – bezog Zarah Leander eine Zweizimmerwohnung, zeitweise nahm sie sogar zwei ihrer noch schulpflichtigen Brüder auf. Die Last der Verantwortung für die Familie, die Enge der Behausung und die Not dieser mageren Jahre sollten zur Triebfeder ihres Handelns werden. Zarah war wild entschlossen, ein Star zu werden und ihre materiellen Sorgen zu überwinden: «Was an Geld fehlte, musste durch Willenskraft ersetzt werden, ich musste durch, ich musste nach oben. Ich war wie eine junge, feurige Stute, die gerade aus ihrer Box ausgebrochen war und jetzt auf Teufel komm raus lostrabte. Ihre Bewegungen waren sicher noch ungenau, ihr Wiehern noch recht wild und roh, aber darin lag etwas, das die Zuhörer fesselte. Und um die Hufe stoben Funken. Wie Sternenstaub. Wie Lichterglanz.» Wie sich später zeigen sollte, würden weder Politik noch Moral sie von dem einmal gesteckten Ziel abbringen.

In den folgenden Jahren spielte Zarah Leander in zahlreichen Revuen, Operetten und Lustspielen in Schweden und unternahm Tournées in skandinavische Länder. Zum Durchbruch verhalf ihr dabei Gösta Ekman, der berühmteste Schauspieler und Theaterdirektor Schwedens. In Deutschland kannte man ihn aus der Titelrolle in Murnaus «Faust». Als Titelheldin in der «Lustigen Witwe»



Ihr Traum war Amerika und Hollywood.

Carl-Adam Nykop, schwedischer Journalist

Sie war ein natürlicher, ein fröhlicher Mensch. Sie hatte auch fröhliche Leute um sich, und es war eigentlich eine schöne Zeit.

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

«Sie wollte Karriere machen...» Die junge Schauspielerin im Jahr 1930 mit zwei Kolleginnen.

feierte sie mit ihm zusammen in Stockholm 1931 wahre Triumphe. Doch seinen Zukunftsvisionen verweigerte sie sich. «Er wollte Zarah Leander nicht nur zur Operettendiva, sondern auch zur Tragödin und Vollblutkomödiantin machen», schrieb ein Kollege Ekman später. «Dass er diese Pläne nicht durchführen konnte, lag nicht an ihm, sondern daran, dass sie sich mehr für den finanziellen Erfolg als für den künstlerischen interessierte.» In ihren Erinnerungen stimmte Zarah diesem boshaften Kommentar zu, fügte aber hinzu: «Was mich antrieb, war nicht allein der Wunsch nach Geld. Ich ahnte mit ziemlicher Sicherheit, wo meine Grenzen waren.» Obwohl erst am Beginn ihrer Karriere, war Zarah Leander clever und geschäftstüchtig genug zu erkennen, dass nicht schauspielerisches Talent, sondern die Stimme ihr Kapital war. Schon 1930 schloss sie einen Schallplattenvertrag mit «Odeon». Bis sie nach Berlin ging, hatte sie bereits 60 Platten aufgenommen und sich damit eine nie versiegende Geldquelle geschaffen.

In Schweden gab die Leander auch ihr Debüt im Spielfilm. Allerdings waren diese ersten Leinwandversuche zum Teil eher peinlicher Art. In «Dantes Mysterien» (1930) spielte sie in einem kurzen Auftritt eine junge, schöne Hexe, die auf einem Besenstiel reitet und dabei einen Schlager schmettert. In der Verwechslungskomödie «Der falsche Millionär» (1931) war sie ein mondäner Vamp. Ihre schauspielerischen Leistungen waren eher bescheiden. Spektakulär war allerdings der tiefe Ausschnitt, den sie in diesem Film zur Schau stellte. In ihrem dritten schwedischen Film «Äktenskapsleken» (Ehereigen/Skandal) spielte sie 1935 eine erfolgreiche Künstlerin und damit weitgehend sich selbst: Bei der Ufa sollte sie diese Rolle später zur Perfektion bringen. Ihr Sprungbrett auf dem Weg nach oben war Wien.

Der Name Zarah Leander war mittlerweile in Skandinavien ein Begriff. Als ihr der dänische Schauspieler und Regisseur Max Hansen anbot, in Wien in der Operette «Axel an der Himmelstür» von Ralph Benatzky mitzuwirken, sagte sie sofort zu. Nach sieben Jahren Theater in Schweden hatte sie das Gefühl, auf der Stelle zu treten. Sie war offen für neue Abenteuer. Zusammen mit ihrem zweiten Ehemann und Manager Vidar Forsell zog Zarah Leander nach Österreich. Der elegante und gutaussehende Forsell war der Sohn eines Theaterintendanten und von Beruf Zeitungsredakteur.

Sie hatten sich kennen gelernt, als er eine Theaterkritik über sie schreiben wollte. Die beiden heirateten im September 1932. Forsell adoptierte Zarahs Kinder, gab seine Arbeit als Journalist auf und widmete sich in Zukunft ausschliesslich Zarahs Karriere, die einen rasanten Lauf zu nehmen begann. «Axel an der Himmelstür» wurde ein Riesenerfolg, ganz Wien lag der dort unbekanntem Schwedin zu Füssen. «Sie war umwerfend», berichtet Ilse Werner. «Sie war eine ungeheure Persönlichkeit, dieses flammend rote Haar, und dann sang sie mit dieser etwas gebrochenen Stimme. Sie war fabelhaft, ein echter Knaller. Die kam raus – und war da: Ein Star war geboren.» In der Operette spielte Zarah sogar einen Star, Vorlage für die Rolle war Greta Garbo. Das Lied, das Zarah am «Theater an der Wien» zum Besten gab, war zwar auf die «Göttliche» gemünzt, nahm jedoch schon Zarahs eigenen Werdegang vorweg:

Ich bin ein Star. Ein grosser Star mit allen Launen
So heisst das Urteil, meine Herrn, ist das nicht wahr?

Ein Kinostar, die Sehnsucht Tausender Mädchen.
Kinostar, Idol der heutigen Zeit. Meterhoch
Verkünden die kleinsten Städtchen deinen Ruhm,
deine Schönheit, deine Unvergleichbarkeit.
Kinostar, du Abgott des Jahrhunderts!
Jeder wünscht, an deiner Stelle zu sein.
Doch das grelle Scheinwerferlicht
Verbirgt der Welt mein wahres Gesicht.
Im Grunde meines Herzens bin ich allein.

Der rauschende Erfolg am renommierten «Theater an der Wien» brachte Zarah Leander in Österreich 1936 das erste Engagement in einem deutschsprachigen Film ein. Bezeichnenderweise trug er den Titel «Premiere». Wieder spielte Zarah Leander einen Revuestar, also sich selbst. Obwohl Zarah in diesem Film oft in ungünstigem Licht erscheint (Der Regisseur Geza von Bovary soll über die ausladenden Hüften der Diva gesagt haben «Die hat ja einen Hintern wie ein Ackergaul»), wurde der Film zum Kassensukzessen und Zarah als Neuentdeckung gefeiert. «Sie hatte eine ungewöhnliche Stimme und verströmte eine innere Kraft, ein starkes Charisma, eine ungeheure Ausstrahlung», erklärt sich die Sängerin Evelyn Künneke den Erfolg der Leander. «Dazu eine mädchenhaf-

te Anmut, die aus ihrer Seele kam, und etwas Geheimnisvolles, das man nicht beschreiben kann: Das hat die Menschen fasziniert.» Doch nicht nur in Wien – auch in Berlin war man auf Zarah Leander aufmerksam geworden.

Zu diesem Zeitpunkt war der deutsche Film auf der Suche nach einem Star. Die Nazis wetteiferten mit dem bewunderten Vorbild Hollywood und hatten die Vision, es zu übertrumpfen. Doch Marlene Dietrich hatte Deutschland 1930 für Hollywood verlassen und war – trotz wiederholter traumhafter Angebote von Goebbels – nicht zur Rückkehr zu bewegen. Ingrid Bergman drehte nur einen Film in Deutschland und setzte ebenfalls ihre Karriere in Amerika fort, während die Schwedin Greta Garbo dort bereits Triumphe feierte. Eine Diva von Format, mit internationalem Flair und mondäner Exotik, fehlte in der deutschen Kinolandschaft. Sicher war es dieser «Garbo-Komplex», der die Aufmerksamkeit auf die Leander lenkte, die in Wien ausgerechnet die «Göttliche» so erfolgreich parodierte.

«Wir sind der Überzeugung, dass der Film eines der modernsten und weitreichendsten Mittel zur Beeinflussung der Massen ist», schrieb Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels einmal. Er selbst sah sich als «leidenschaftlichen Liebhaber der filmischen Kunst» und als ihr Schirmherr. Folgerichtig hatte er sofort nach Hitlers Machtergreifung damit begonnen, seine Finger nach der Filmindustrie auszustrecken. Die neu gegründete «Reichsfilmkammer», der jeder Filmschaffende beitreten musste, diente der Unterdrückung und schaltete umgehend «nichtarische» Künstler aus. Der grosse Exodus begann: Die Drehbuchautoren Billy Wilder, Walter Reisch und Robert Liebmann, die Regisseure Fritz Lang, Wilhelm Dieterle, Max Ophüls, die Komponisten Hanns Eisler und Kurt Weil sowie Schauspieler wie Asta Nielsen, Peter Lorre und Conrad Veidt hinterliessen schmerzliche Lücken.

Die Weltwirtschaftskrise hatten nur drei grössere Konzerne überlebt, die aber trotz wirtschaftlicher Defizite noch zu den wichtigsten Konkurrenten Hollywoods gehörten: die Universum Film AG (Ufa), die Tobis und die Terra. Um die Filmindustrie unter seine totale Kontrolle bringen zu können, liess Goebbels 1933 die Filmkreditbank gründen, die bis 1937 bis zu 50 Prozent der Spielfilmproduktion vorfinanzierte. Mit dem Geld bedacht wurde natür-



Damals... war man auf der Suche nach einer neuen Garbo. Einer neuen Garbo. Einer deutschen Garbo.

Zarah Leander in ihrer Autobiografie

Zarah kam als Schwedin von aussen und hatte keine politischen Bedenken in irgendeiner Weise. Die war nur froh, dass sie irgendwie Karriere machen konnte.

Will Quadflieg, Schauspieler

*«Die Beste,
die sie finden
konnten...»
In grosser
Pose als
Revuestar.*

lich nur, was den Machthabern gefiel. «Die Kunst ist frei», hatte Goebbels versprochen, «allerdings wird sie sich an bestimmte Normen gewöhnen müssen.» Ein Jahr später trat ein verschärftes Reichslichtspielgesetz in Kraft. Es gab dem «Reichsfilmdramaturgen» die Möglichkeit, Drehbücher zu prüfen, bei fertigen Filmen Änderungen vorzuschlagen und Filme zu verbieten, die das «nationalsozialistische oder künstlerische Empfinden» verletzen, aber auch Filmen das Prädikat «künstlerisch und staatspolitisch wertvoll» zu verleihen. In der zentralen Filmprüfstelle war nunmehr die Stimme des Propagandaministeriums entscheidend. Bei Rollenbesetzungen mischte Goebbels sogar persönlich mit: Auf «Liste 1» kam, wer sich der besonderen Gunst von Hitler oder Goebbels erfreute. Ein Name sollte dort bald einen festen Platz erhalten: Zarah Leander. Den Einsatz von Nachwuchsdarstellern behielt sich Goebbels, der jungen Schauspielerinnen gerne «unter die Arme griff», persönlich vor. «Missliebige» Schauspieler kamen auf die Abschussliste und durften gar nicht mehr eingesetzt werden.

Bis 1942 hatte Goebbels die deutsche Filmindustrie komplett verstaatlicht und unter der Ufa-Film GmbH zusammengeschlossen. Ab sofort war der «Reichsfilmintendant» für die künstlerische und «geistige Gesamthaltung» der Produktion verantwortlich. Das Amt übernahm Fritz Hippler, der mit dem unsäglichen NS-Hetzmovie «Der ewige Jude» seinen ästhetischen Geschmack unter Beweis stellte. Jegliches Filmschaffen unterlag jetzt der Goebbel'schen Kontrolle. In der Wehrmacht wurden «Propagandakompagnien» gebildet, die den Auftrag hatten, das Kriegsgeschehen zu dokumentieren. Kinobesucher mussten zum Teil einstündige Wochenschauen oder «Kulturfilme» über sich ergehen lassen, ehe sie den Spielfilm sehen durften. Doch als die Ufa 1936 einen neuen internationalen Star suchte, war sie noch weitgehend unabhängig – noch hatte nicht Goebbels das letzte Wort.

Der Erste, der sich den neuen Star in Wien ansah, war Carl Froelich, einer der angesehensten deutschen Filmregisseure. Doch erst als Hans Weidemann, Vizepräsident der Reichsfilmkammer, die Leander begutachtete und begeistert war, wurde ihr ein Angebot unterbreitet. Zarah Leander handelte mit Unterstützung ihres Mannes Vidar Forsell am 28. Oktober 1936 einen Vertrag mit der Ufa aus, der sich sehen lassen konnte. In den folgenden zwei Jahren

verpflichtete sich die Leander, in drei Filmen mitzuwirken, die Drehbücher durfte sie selbst aussuchen. Für die beiden Jahre bekam sie 20'000 Reichsmark, von denen 53 Prozent in schwedischen Kronen direkt nach Stockholm überwiesen wurden. Nach Ablauf der zwei Jahre konnte die Gage neu ausgehandelt werden. Im Vergleich dazu: Der durchschnittliche Monatslohn eines deutschen Arbeiters betrug 1942 ganze 144 Reichsmark, der einer Arbeiterin nur 93 Reichsmark. Darüber hinaus konnten prominente Künstler laut Verordnung Hitlers seit 1938 40 Prozent ihrer Einnahmen als Werbungskosten von der Steuer absetzen. Zarah Leander verdiente sogar mehr als ihre berühmten Kollegen Emil Jannings, Hans Albers oder Heinz Rühmann.

Zur gleichen Zeit soll Zarah mehrere Angebote aus Hollywood bekommen haben. Auch England war an ihr interessiert. Eine englische Produktionsfirma machte mit ihr 1934 sogar Probeaufnahmen mit dem Lied «I've written you a lovesong», meldete sich dann allerdings nicht mehr. Es ist viel darüber debattiert worden, warum Zarah Leander diese Angebote nicht annahm, sondern Hitlers Reich vorzog. Sie selbst schiebt ihre Entscheidung auf die Familie: «Den Briefen mit vornehmem Firmenpapier mit bekannten Namen wie Pathé, Metro-Goldwyn-Meyer, Ufa folgten manchmal Besuche eleganter Herren in meiner Garderobe. Das Allerwichtigste war: Meine Arbeit durfte mich nicht allzu weit von zu Hause, das heisst von Schweden und den Kindern, entfernen. Bereits nach vierzehn Tagen in Wien setzte mir das Heimweh zu, und das ging auch ständig so weiter. Lieber London als Hollywood, lieber Berlin als London – das war unser Gedanke.» Ob jemals konkrete Verträge aus Hollywood vorlagen, ist jedoch nicht bekannt. Hinzu kommt, dass Zarah kein Englisch sprach und in der Filmfabrik Hollywood als unbekannte schwedische Künstlerin ganz von vorne hätte anfangen müssen. «Was wäre aus mir geworden ohne Deutschland? Nummer zehn in Amerika? Nichts! Ich wollte nach Deutschland, und ich habe es nie bereut, niemals. Was ich in Deutschland alles gelernt habe, das kann man sich gar nicht vorstellen. Die Deutschen, die haben mein Leben geformt», gab sie 1974 in einem Interview mit dem NDR zu.

Natürlich war Deutschland vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges trotz Diktatur ein anerkannter Staat, mit dem die anderen Länder

Beziehungen pflegten. Für Schauspieler, die Karriere machen wollten, war Babelsberg sogar eine der ersten Adressen. Sowohl die Schwedin Ingrid Bergman als auch Greta Garbo drehten hier ihre ersten Filme. Dass hinter dem schönen Schein der Weltoffenheit, den Hitler bei den Olympischen Spielen 1936 zu inszenieren versuchte, ein diktatorischer Unrechtsstaat immer krassere Auswüchse nahm, wusste Zarah Leander allerdings besser als die meisten. Zwar klammerte sie politische Fragen in ihren Memoiren geflissentlich aus. Auch dass sich der grösste Star im Nazi-Reich angesichts der ungeheuren Verbrechen, die im Namen Hitlers begangen wurden, im Nachhinein bereitwillig als «politische Idiotin» bezeichnen liess, ist nachvollziehbar. Doch Zarah Leander kam schon zu Beginn ihrer Karriere enger mit Politik in Berührung, als sie später zugeben wollte. Gleichzeitig mit Gösta Ekman lernte die aufstrebende Künstlerin in Schweden den Regisseur, Schauspieler und Texter Karl Gerhard kennen. Er hatte einen Narren an Zarah Leander gefressen und betrachtete sie als sein Protégée. Die beiden verband bald eine tiefe Freundschaft, von 1932 bis 1936 arbeiteten sie eng zusammen.

Karl Gerhard gehörte den linken politischen Kreisen in Schweden an, was er in seinen satirischen Liedtexten und Inszenierungen deutlich zu verstehen gab. Eine der linken Ikonen Schwedens und überzeugter Nazi-Gegner war der liberale Verleger und Redakteur Torgny Segerstedt. In seinem Haus in Göteborg verkehrten regelmässig Künstler und Intellektuelle, um über die politische Lage in Europa und besonders in Deutschland zu debattieren. Mit dem Ermächtigungsgesetz vom März 1933 hatte sich Hitler die gesetzgebende Gewalt gesichert und die Demokratie ausser Kraft gesetzt. Die beginnenden Boykotte gegen Juden, das Verbot von Parteien und die damit einhergehende Verfolgung Andersdenkender, die manipulierten Reichstagswahlen und nicht zuletzt der Erlass der Nürnberger Rassegesetze 1935, mit denen Deutsche jüdischen Glaubens ihrer Rechte beraubt wurden, gaben genug Anlass zur Sorge. Auch Karl Gerhard war oft mit von der Partie – und in seiner Begleitung Zarah Leander. «Wir alle, allen voran Karl Gerhard, waren sehr gegen Hitler und gegen die Nazis im Allgemeinen eingestellt», berichtet die Tochter des Verlegers, Ingrid Segerstedt-Wiberg. Zarah Leander, die angeblich «politisch Naive», war also sehr gut mit der politischen Situation in Deutschland und



Die Ufa brauchte damals neues Starmaterial.

Douglas Sirk (Detlef Sierck), Filmregisseur

Mat hat sie sorgsam aufgebaut, man hat sie sehr gut fotografiert und alles getan, um das so hinzukriegen, das mit ihrer schönen dunklen Stimme, dass sie ein grosser Star wurde.

«Kühl die Lücken genutzt...»
Zarah Leander mit ihrem Mann Vidar Forsell.

Will Quadflieg, Schauspieler

den Argumenten gegen das Nazi-Regime vertraut, als sie beschloss, nach Berlin zu gehen. Indem sie vor 1936 Lieder sang, die Karl Gerhard eigens für sie geschrieben hatte, bezog sie darüber hinaus einen klaren politischen Standpunkt – zumindest dachten das damals ihre schwedischen Freunde. Das Lied «I skuggan av en stövel» («Im Schatten eines Stiefels»), das Zarah 1934 in der Sommerrevue «Mein freundliches Fenster» im Volkstheater zum Besten gab, wurde damals zum beliebten Anti-Nazi-Schlager. Es beklagt die Not der Juden und den Verlust der Freiheit in Hitlers Reich:

Ich steh im Schatten eines Stiefels,
bin gefesselt an eine dicke Säule.
Überbleibsel von Preussentum
Und Sklaverei
Im alten Babylon

Denn die Kunst hat einen Adel,
der sich ewig erhebt über Zeit und Rasse.
Vor dem Tadel des Soldaten
Beugt sie sich nicht.
Geist und Ekstase
Können des Landes verwiesen,
aber nicht getötet werden;
Europa verliert seinen Verstand.
Der Schritt zur Kultur
Wird getan, wenn wir heraustreten aus
Dem Schatten von Babylon.

«Niemand konnte dieses Lied so schön singen wie sie. Daher waren wir sehr erstaunt, als sie plötzlich nach Berlin ging», erinnert sich Ingrid Segerstedt-Wiberg. «Zuerst verstanden wir es nicht. Wir waren so stolz auf sie, sie war der berühmteste Star, den wir hatten. Doch dann erfuhren wir, dass sie mit Hitler und Goebbels Kontakt hatte und die Situation im ‚Dritten Reich‘ akzeptierte, also sozusagen die Seiten gewechselt hatte – wir waren bitterlich enttäuscht.»

Doch nicht nur die Kreise um Karl Gerhard hatten die Gefahren des Hitlerregimes ausgiebig diskutiert. Ihre Kollegen am «Theater an der Wien», der jüdische Schauspieler und Regisseur Max Hansen, der Textdichter Hans Weigel und der Verfasser von «Axel an



«Eine gewisse Mütterlichkeit...» Zarah Leander mit ihren beiden Kindern Boel und Göran.

Zarah war nicht der Typ, der sich auf seinen Lorbeeren ausruhte; dafür steckten Ehrgeiz und Energie in ihr.

Cornelia Zumkeller, Filmhistorikerin

Sie war kein «arisches» Mädchen, sondern sie war eine reife Frau und steuerte schon ein bisschen auf die Legende zu.

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

der Himmeltür», Paul Morgan, waren alle aus «rassischen Gründen» vom Regime kaltgestellt worden. Das konnte auch Zarah Leander nicht entgangen sein. «Zarah war nie dumm. Aber sie war einmal sehr arm und hatte Schwierigkeiten, ihre Familie zu unterhalten», erklärt sich heute die liberale Abgeordnete Ingrid Segerstedt-Wiberg die Gleichgültigkeit des Stars. «Ich kann verstehen, dass sie frustriert war, dass sie Geld verdienen wollte. Und als sie sich von uns ab- und den Nazis zuwandte, war es natürlich ein Gewinn für sie. Sie wurde reich, sehr reich.» Zarah Leander selbst führte als Argument für Deutschland einmal an: «In Amerika hatten ausländische Schauspieler 40 Prozent Steuern abzuführen, während man sich in Deutschland mit vier Prozent begnügte.» Ihr Sohn Göran Forsell bestätigt Zarahs finanzielle Begierden: «Sie hatte ein sehr materielles Verhältnis zu Geld. Sie wollte es anfassen, sie glaubte nicht an Schecks, nicht an Banker. Wenn jemand gesagt hat ‚Du kriegst hierfür einen Scheck über 5'000 Mark‘, dann wollte sie nicht den Scheck, sondern Bares.» Zarah Leander nutzte die Chance, zum Star eines der bedeutendsten Filmimperien der Welt zu avancieren und dafür fürstlich entlohnt zu werden. Nicht ihr Gewissen, sondern der Ehrgeiz diktierte ihre Entscheidung. Damit bezog sie einen politischen Standpunkt, ob sie es wollte oder nicht. Da sie sich zum Aushängeschild des NS-Regimes stilisieren liess, wurde sie automatisch als dessen Vertreterin betrachtet. Über Vorwürfe wegen ihrer Arbeit in Hitlers Reich brauchte sie sich nach dem Krieg nicht zu wundern. Wer sich in den Regen stellt, der wird auch nass.

Unumstritten war Zarahs Engagement in Deutschland allerdings nicht. Vertreter der Tobis hatten sich angeblich den Film «Premiere» angesehen und waren zu dem Schluss gekommen, dass ihre Stimme zu tief und die Leander zu befremdlich sei, um aus ihr einen Star zu machen. Auch Goebbels reagierte zunächst mit tiefer Ablehnung: «Abends Filme geprüft, ‚Premiere‘ mit Zarah Leander. Nichts Berühmtes, da kann Weidemann keinen Staat machen», schrieb er am 6. Februar 1937, und später: «Schwedischen Film mit Zarah Leander angeschaut, keine besondere Leistung. Ich halte diese Frau für sehr überschätzt.» Doch der selbst ernannte Cineast irrte.

Die Ufa setzte auf ihre Neuentdeckung. Noch aber sah sie in Zarah Leander einen Rohdiamanten, der zum Juwel geschliffen wer-

den musste. Der Regisseur ihres Ufa-Erstlings «Zu neuen Ufern», Detlef Sierck, bemerkte dazu: «Die Ufa brauchte damals neues Starmaterial. Die Harvey war nicht mehr da, und eigentlich dachten sie an einen Star so etwa wie in ‚Der Kongress tanzt‘, etwas leichtfüssiges Blondes. Ich kam nach Wien und sah die Vorstellung. Es war aber nicht leichtfüssig und blond, sondern schwerblütig und ein Gesicht von einer unwahrscheinlich klassischen Schönheit über einem etwas schweren Körper, der allerdings durch die Schwere eines sehr ausladenden Gewandes betont und verdeckt wurde. Später entdeckte ich, dass sie breithüftig und schwer, schwer auch in der Stimme war. Aber diese Stimme, die eigentlich ein Bariton war, empfand ich sogar als aufregend. Ich hatte das Gefühl, dass hier etwas Merkwürdiges war. Nun ist Merkwürdigkeit und Seltsamkeit ja immer das Neue.»

Noch bevor in Babelsberg die erste Klappe fiel, machte sich die Ufa daran, sie systematisch zur Diva aufzubauen. Verantwortlich für die Kreation «der Leander» war der Werbechef der Ufa, Carl Opitz. Um Neugierde zu wecken und die Erwartungen zu schüren, wurden zunächst Berichte in der gleichgeschalteten Presse lanciert. «Im Spätherbst und Winter dieses Jahres fütterte man die Zeitungen mit Material über das nordische Waldwesen», erinnerte sich Zarah. Zugleich ging man daran, dem Star das nötige «Outfit» anzupassen. Dabei ging es darum, die Schönheit und Exotik der Leander herauszuarbeiten und Defizite zu übertünchen. «Die Damen des Kostümateliers inspizierten mich und entdeckten, dass ich noch grösser war als befürchtet, gerade Schultern hatte, niemals einen Büstenhalter trug sowie auf Füßen durchs Leben schritt, die nur ein Handschuhmacher lieben konnte: Alles musste extra angefertigt werden. Der Maskenbildner und der Perückenmacher fassten mein Haar an und konstatierten, dass unser Herrgott die Farbe aus purem Versehen erschaffen haben müsse: Diese staunenswerte Nuance zwischen roten Beten und Mohrrüben konnte nicht absichtlich zustande gekommen sein.» Die «Problemzone» der Leander war allerdings ihr ausladendes Hinterteil. Mit tiefen Dekolletés und wallenden Gewändern gelang es jedoch den Kostümbildnern, von diesem «Fehler» abzulenken. Was die Verhüllungskünste der Kostümbildner nicht verdecken konnten, versteckte die Leander vor der Kamera, indem sie sich geschickt grosse Fächer, Stolas und Taschen vor den Körper hielt oder mit grossen Hüten ablenkte.

Auch ihre Grösse war damals für einige männliche Filmpartner ein Problem. Frauenschwarm Willy Birgel, der im ersten Film ihren Geliebten spielen sollte, war anfangs entsetzt und weigerte sich, mit ihr zu drehen, da sie grösser sei als er. Um dem Problem abzu- helfen, liess Detlef Sierck ein System aus zehn Zentimeter hohen Blöcken neben die Kameraschienen bauen. «Auf diesen Blöcken wandelte von nun ab Willy Birgel und sie nebenher. Birgel war zunächst geniert. Sie war vollkommen souverän», erinnerte sich Sierck.

Das «Image» der Leander vermittelte sich jedoch vor allem durch die Inszenierung ihres Gesichts. Den Kopf leicht geneigt, die dunkel geschminkten, fein geschwungenen Lippen geschlossen oder mit der leichten Andeutung eines Lächelns, den Blick nach oben, verklärt und abwesend, wie in weite Fernen gerichtet – so wurde die Leander auf Plakaten, Starfotos und nicht zuletzt in allen Filmen in Grossaufnahme präsentiert. «Zarah Leander luxuriös, mondän und erotisch verheissungsvoll. Unnahbar und doch einladend, scheint sie einen mitnehmen zu wollen auf ihre Fantasie- reise. Hier zeigt sich eine Frau, zu der man aufschaut wie vom Ki- nositz auf die Leinwand. Ein Star, der nicht berührt werden will, der anwesend und abwesend zugleich wirkt. Ein Porträt, das mit den Blicken spielt, die man aus dem Kino kennt, das seine Figuren ‚überhöht‘, scheinbar übergross näherbringt», schreibt ein Filmkri- tiker. Der unnachahmliche Blick der Leander hatte allerdings einen profanen Hintergrund. «Sie war sehr stark kurzsichtig», erinnert sich die Sängerin Evelyn Künneke, «und wenn Sie einem kurzsich- tigen Menschen eine Ein-Kilowatt-Lampe in die Augen knallen, dann entsteht dieser sehnsüchtige Blick.» Zarah Leander wurde zu einer Figur stilisiert, die alles zugleich sein sollte: mondäne «Femme fatale», hypnotisierend und unnahbar, glamourös und erotisch. Anlehnungen an das Bild der Garbo waren durchaus be- absichtigt. «Hoch oben sollte ich thronen, unerreichbar und daher unbegreiflich», schreibt dazu die Leander. «Wiederum war es die Garbo, die hier spukte: die Rätselhaftigkeit, das Unfassbare, Mys- tik und Legende.»

Die Bemühungen der Ufa um den Mythos der «Unnahbaren» reichten sogar bis in ihr Privatleben. «Wenn wir ins Restaurant ge- gangen sind, bekam sie immer einen Tisch in einem ‚Chambre se- pree‘, weil sie nicht öffentlich mit ihrer Familie essen konnte, ohne ständig gestört zu werden», beschreibt ihr Sohn Göran For-



Goebbels war ein hoch interessanter Mann. Er hatte sehr viel Humor und Verständnis. Was er sonst gemacht hat, ist nicht meine Sache.

Zarah Leander, 1974

Die Leander kann vielleicht noch etwas werden, wenn sie einen Stoff und einen Regisseur bekommt.

Joseph Goebbels, Tagebuch, 8. Februar 1937

Wenn man die ganze Propagandalandschaft, die da von Herrn Goebbels aufgebaut worden war, wenn man die ein bisschen spürte und überschaute, konnte man sehen, woher das Ganze kommt. Das war doch eine ganz eindeutige Angelegenheit.

Will Quadflieg, Schauspieler

«Die geschäftlichen Erfolge mit ihr sind enorm...» Zarah Leander und der Propagandaminister.

sell die Zeit in Berlin. Selbst wenn die Leander einkaufen gehen wollte, wurde der Inhaber vorher von der Ufa gebeten, das Geschäft für die Öffentlichkeit zu schliessen. «Oder wir gingen erst nach den Öffnungszeiten in das ‚Kaufhaus des Westens‘ – dann konnte sie allein mit uns Kindern umhergehen und sagen: ‚Das möchte ich probieren, das möchte ich haben‘ – unglaublich», erinnert sich Forsell.

Das Image der Diva wurde eifersüchtig gepflegt. Kein Bild der Leander ging an die Öffentlichkeit, ohne dass Pressechef Opitz es persönlich genehmigt hatte. War die Leander auf einem Foto ungünstig, etwa zu füllig, getroffen, wurden die Linien retuschiert, bevor das Bild in die Kinoauslagen kam. Der Meister der Leander-Inszenierung war der Fotograf und Kameramann Franz Weihmayr: In fast allen Filmen, die sie für die Ufa drehte, stand er hinter der Kamera. «Franz Weihmayr zauberte oft mit mir», erinnerte sich Zarah, «denn so schön wie auf seinen Filmbildern bin ich in Wirklichkeit nie gewesen. Stundenlang konnte er sich damit beschäftigen, einer einzigen Nahaufnahme den richtigen Lichteffekt zu geben.» Weihmayr nahm die Leander meist von unten auf, um den Effekt der «hohen Frau» zu erzielen, und gab ihr viel Licht von vorne. «Eigentlich blieb dieses merkwürdige Gesicht in jedem Licht dasselbe», bemerkte dazu Detlef Sierck. «Es hatte nämlich jene Flächigkeit, die ja auch das Gesicht der Garbo gehabt hat und die gut für den Film ist, auch jene Ruhe des Gesichts, nicht die Nervosität. Nun ist Nervosität ungeheuer interessant in einem Gesicht. Das Gegenteil, die Ruhe, die Flächigkeit des Gesichts, ist filmisch ausserordentlich schön. Solche Gesichter wie bei der Garbo und auch bei Ingrid Bergman – viele der Schwedinnen haben das – wurden von uns jungen Filmemachern das Kuhgesicht genannt. Die stillen Augen, die ja schön sind bei den Kühen, dazu die Ruhe, die eine merkwürdige Faszination auf die Kamera ausübte. Ich hatte das Gefühl, die Leander kannst du mit irgendeiner Linse schiessen, mit einem Weitwinkel zum Beispiel, der alles ein bisschen verzerrt. Dieses Gesicht ist in jeder Beziehung strapazierbar.»

Die Premiere von Zarahs erstem Film «Zu neuen Ufern» am 31. August 1937 inszenierte Carl Opitz wie einen Staatsakt: «Massenhaft Leute. Lange Polizeiketten. Kleine Kinder mit blau-gelben Wimpeln und Fähnchen. Scheinwerfer wie auf einem Eishockeypplatz. Ehrengleit mit motorisierter Polizei an der Spitze. Dahinter



Zarah war in den Jahren von 1933 bis 1945 die erste und einzige Schauspielerin, die sich trotz reizvoller Angebote aus England und Amerika für Deutschland und damit nach dem Verständnis ihres deutschen Publikums für die Deutschen entschieden hatte.

Cornelia Zumkeller, Filmhistorikerin

*«Nicht so weit
weg von
Schweden...»
Mit Vidar Forsell
1937 in
Stockholm.*

Sie wollte keine Deutsche werden, sie war Schwedin und wollte es bleiben.

Göran Forsell, Sohn von Zarah Leander

im offenen Auto die Garde der Diva: acht Frackanzüge mit Männern darin. Oh, es war prachtvoll! Die Premieren in den grossen Berliner Kinos waren immer fabelhaft pompöse Shows. Die weiträumigen Strassen um die Gedächtniskirche und am Bahnhof Zoo, wo der ‚Gloria-Palast‘ und der ‚Ufa-Palast am Zoo‘ lagen, waren an solchen Abenden schwarz vor Menschen», erinnerte sich die Leander. Die Regie bei dem Melodram «Zu neuen Ufern» führte Detlef Sierck, der ihren Typ als «leidensreiche Femme fatale» kreierte. Zarah Leander spielt darin die Sängerin Gloria Vane, einen Star der Londoner Revuetheater. Für ihren Geliebten, der einen Scheckbetrug begangen hat, geht sie ins Gefängnis. Sehnsüchtig und vergebens wartet die Heroin nun auf den Treulosen, der sie versetzt hat. Die Darstellung unerfüllter Leidenschaft gehörte fortan zu ihrem Standardrepertoire.

Die beiden Lieder «Ich steh im Regen» und «Yes, Sir», die ihr Ralph Benatzky auf den Leib komponierte, wurden Gassenhauer. Höhepunkte ihrer Filme waren ohnehin jeweils die Gesangseinlagen des Stars. Die Lieder wurden eigens für sie komponiert und getextet. Um sie einigermassen sinnvoll in die Handlung einbinden zu können, spielte Zarah meist eine Sängerin: ob Revueprima-donna, Musical-Sängerin, Filmstar mit gesanglicher Vergangenheit, Opernsängerin oder «gefeierte» Sängerin ganz im Allgemeinen. Wenn die Handlung eine solche Rolle nicht zulies wie in «Herz der Königin», mimte sie eben eine unglückliche Königin mit Gesangstalent. Eine grosse Schauspielerin war sie nie. Kritiker meinten später, Zarah Leander habe im Grunde nie verschiedene Rollen, sondern nur verschiedene Toiletten gespielt. Treffender ist die Erkenntnis, sie habe immer nur sich selbst dargestellt: «Ich habe nie in die Seele, die Gedanken und Gefühle eines anderen Menschen kriechen können», schreibt sie selbst in ihren Memoiren. «Im Film und auf der Bühne habe ich stets nur eine einzige Rolle gespielt, in vielerlei Kostümierung und wechselndem Milieu: die Rolle der Zarah Leander.»

«Zu neuen Ufern» wurde zwar kein Kassenmagnet, doch die Kritiker jubelten folgsam: «Über allem aber liegt der Glanz einer Stimme. Sie ist so berauschend wie schwerer dunkler Wein. Sie kann so wuchtig klingen wie der Ton einer Orgel. So durchsichtig scheinen wie Glas, so tief wie Metall. In dieser Stimme ist alles:

der Jubel, das Glück, des Lebens trunkene Melodie und sein wilder Schmerz. Und diese Stimme gehört Zarah Leander, der grossen Schauspielerin, der neu entdeckten Tragödin des deutschen Films», schrieb der *Berliner Lokalanzeiger*. Ein Verriss war allerdings kaum zu erwarten, seit Goebbels Filmkritiken in «Kunstbetrachtungen» verwandelt hatte, mit der Auflage, nichts Abwertendes zu schreiben, ausser es bestand dazu der ausdrückliche Wunsch von oben. Doch auch Zarahs Verehrerin Edeltraud Richter, damals noch ein Kind, erinnert sich an ihre grenzenlose Begeisterung für die Leander: «Die Wirkung war unbeschreiblich. Ich sass da ganz klein im Kino, und die ganze Leinwand ist das Gesicht der Zarah. Sie war ja so wunderschön anzuschauen, ich hätte noch tage- und nächtelang da sitzen können. Und die Lieder! Die Texte haben mich gar nicht so interessiert, es war vor allem der Klang ihrer Stimme. Und nicht nur mir ging es so. Im Kino war es totenstill, und jeder hat hingerissen zugehört.» Der zweite Film unter der Regie von Detlef Sierck, «La Habanera» (1937), wurde ein regelrechter Renner, das Lied «Der Wind hat mir ein Lied erzählt» zu einem beliebten Schlager nicht nur im «Dritten Reich». Ihr Filmpartner in diesem Melodram war übrigens Ferdinand Marian, der später in Veit Harlans Hetzfilm die Titelrolle des «Jud Süß» übernahm. Nach Kriegsende und Berufsverbot nahm er sich zusammen mit seiner Frau das Leben.

Selbst Goebbels, der Zarah Leanders Ausstrahlung, Kassenkraft und Publikumswirkung nicht erkannt hatte, musste sich nun eingestehen: «Die geschäftlichen Erfolge mit ihr sind enorm.» Von da an wachte er sorgsam über sie. Zarah Leander war der Durchbruch in Deutschland gelungen. In den folgenden Jahren sollte sie zehn Filme bei der Ufa drehen – die meisten davon melodramatische Kostüm- und Unterhaltungsfilm. Deshalb hat Zarah Leander den Vorwurf, Stimme der Nazis gewesen zu sein, immer mit dem Hinweis weit von sich gewiesen, sie habe ja nur in Liebes-, nicht in Propagandafilmen gespielt. Freilich hatten auch Melodramen in Hitlers Reich durchaus eine politische Funktion. Von den über 1'000 Spielfilmen zwischen 1933 und 1945 stand die Produktion von Komödien mit 48 Prozent an der Spitze, gefolgt von Melodramen mit 27 Prozent. Propagandafilme machten nur 14 Prozent der Gesamtproduktion aus. Ohnehin fand Goebbels, dass Propaganda nicht mit der Holzhammermethode zutage treten dürfe: «Ich wünsche nicht etwa eine Kunst, die ihren nationalsozialistischen Cha-

rakter lediglich durch Zurschaustellung nationalsozialistischer Embleme und Symbole beweist», sagte er 1937 vor der Reichsfilmkammer. «Es ist im Allgemeinen ein wesentliches Charakteristikum der Wirksamkeit, dass sie niemals als gewollt in Erscheinung tritt. In dem Augenblick, da eine Propaganda bewusst wird, ist sie unwirksam.» Warum für ihn die Unterhaltung eine «staatspolitisch wichtige» Angelegenheit war, wurde besonders nach Kriegsbeginn deutlich: «Gerade in kritischen Stunden hilft der Optimismus Schwierigkeiten überwinden und Hindernisse beiseite schieben. Ohne Optimismus ist kein Krieg zu gewinnen», erklärte er den «Kulturschaffenden» auf einer Jahrestagung. «Je dunkler die Strassen sind, desto heller sollen unsere Theater und Kinosäle im Lichterglanz erstrahlen. Je schwerer die Zeit ist, desto leuchtender muss sich über ihr die Kunst als Trösterin der Menschenseele erheben.» Goebbels sah im Film ein «nationales Erziehungsmittel», dessen Aufgabe es war, das wirkliche Leben zu verschönern. «Filme mit Zarah Leander verfolgten dasselbe Prinzip wie im alten Rom», findet auch Will Quadflieg, der mit ihr in «Herz der Königin» vor der Kamera stand: «Panem et circenses, Brot und Zirkusspiele fürs Volk. Ihre Filme waren ein grosses Ablenkungsmanöver von allen politischen Dingen. Man lockte die Leute ins Kino, damit sie nicht nachdachten.»

Auf den ersten Blick erscheint es seltsam, dass ausgerechnet eine Ausländerin, eine Schwedin, zum ersten Star in Hitlers Reich aufsteigen konnte. Doch paradoxerweise gelangten in einer Zeit, in der vieles Fremde verwerflich war, gerade ausländische Künstler im «Dritten Reich» zu hohem Ruhm und Staatsehren. Einerseits gab es in Deutschland schlichtweg keine Weltstars, andererseits schmückte man sich zumindest im Film gerne mit Exotik und internationalem Flair: Marika Rökk war Ungarin, die Filmschauspielerin Olga Tschechowa russische Emigrantin, die Schlagersängerin Rosita Serrano kam aus Chile, Kristina Söderbaum aus Schweden, Johannes Heesters aus Holland. Selbst Goebbels' grosse Liebe Lida Baarova war Tschechin. Zarah war nicht nur Ausländerin, sie spielte auch meistens eine, die dazu noch «fremd in der Fremde» war. In einer Zeit, in der die Propaganda die Deutschen auf Eroberungskriege einschwor, spielte Zarah eine Londoner Variété-Sängerin, eine heimwehkranken Schwedin, eine vermeintliche Amerikanerin, eine ungarische Chansonette, eine russische



Was wäre aus mir geworden ohne Deutschland? Sentimental bin ich nicht, aber was wäre aus mir geworden? Nummer zehn in Amerika? – Nichts!

Zarah Leander, 1974

Mag sein, dass es ihr nicht bewusst war, aber sie hat kühl die Lücken genutzt, die dieses System unter anderem in die Filmindustrie gerissen hatte.

Cornelia Zumkeller, Filmhistorikerin

Sie mussten das tun, was im Drehbuch stand und was der Regisseur ihnen gesagt hat. Und der Regisseur kriegte seine Direktiven natürlich vom Propagandaministerium.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

»Dieser
sehnsüchtige
Blick...«
Zarah
Leander mit
Willy Birgel
in »Der Blau-
fuchs«.

GutsbesitzerGattin, eine schottische Königin, eine italienische Opernaltistin oder einen dänischen Revuestar. Die Heldin litt in Süd- und Nordamerika, in Australien, Ungarn, Schottland und in der Wüste. Während Hitler den Zweiten Weltkrieg entfesselte und das Reich zunehmend vom Rest der Welt isolierte, übte die Leander auf die Deutschen eine Ventilfunktion aus. Der Filmhistoriker Karsten Witte fasste einmal zusammen: «In Zarah Leander büsste der deutsche Filmzuschauer ausschweifende Gedanken an das fremde Glück und sinnliche Verheissung ab. Zarah hielt das Feuer klein, sie bewahrte die Glut wie Glücksversprechen, von dem die Zuschauer zu ihrer Zeit in Wirklichkeit längst abgeschnitten waren.»

Je enger und selbstbezogener die Welt der Deutschen wurde, desto mehr befriedigte die Traumfabrik mit der Projektion von Weitläufigkeit die Bedürfnisse der Kinogänger. Vor allem «La Habanera» thematisierte deutlich die Sehnsucht nach dem, was man nicht haben konnte. Die Heldin, eine Schwedin, verliebt sich in Puerto Rico in einen exotischen Stierkämpfer und sehnt sich danach, in dem südlichen Land zu leben. Kaum ist sie da, sehnt sie sich nach dem Schnee ihrer Heimat. «Diese ewige Sehnsucht hatten damals viele Frauen», glaubt die Regisseurin Helma Sanders-Brahms, «solange es aussah, als würde es noch viele Siege geben, gehörte dies aber auch zu den Sehnsüchten der Soldaten: hinaus, hinaus – und dann zurück in die Heimat.»

Offenkundig verkörperte Zarah Leander auf der Leinwand sogar genau das Gegenteil von dem, was im «Dritten Reich» propagiert wurde. Schon in ihrem Aussehen stand sie im eklatanten Widerspruch zum Nazi-Ideal der «deutschen Frau», die möglichst blond und blauäugig sein sollte, dazu noch keusch und natürlich: Verrufen waren jede Form von Schminke und das Anlegen von Schmuck, die Idealfrisur waren lange Zöpfe oder die «Olympiarolle», und Rauchen war selbstverständlich verpönt. «Die Frau hat die Aufgabe, schön zu sein und Kinder zur Welt zu bringen», so Joseph Goebbels. Im Gegensatz dazu war die künstlich-sexuelle Weiblichkeit der Leander Projektionsfläche für die Sehnsüchte der Zuschauer, die die Nazis gerne bedienten. «Die deutsche blonde Arbeitsmaid war nicht unbedingt jedermanns Geschmack: Diese Körperlichkeit, die Forderung, ‚ihr müsst kräftig, widerstandsfähig, zäh und streng sein gegen euch und gegen andere‘«, sagt der Schauspieler Wolfgang Preiss.

«Hier war plötzlich eine füllige Frau, reizvoll, die Sexgedanken ausschloss, aber erotische oder gar liebende Gedanken durchaus zuließ. Eine Frau, die eine gewisse Mütterlichkeit ausströmte, eine Wärme der Gefühle – das machte ihren Reiz aus.» Zarah Leander wurde zum Publikumsliebling, nicht obwohl, sondern gerade, weil sie dem Nazi-Ideal zuwiderlief: «Eigentlich hätte der NS-Begriff ‚rassig‘ die blonde, kühle, schöne, dezente Arierin bedeuten sollen», so Helma Sanders-Brahms. «Aber nein, ‚rassig‘ bedeutete eben diese wuchtige, schwere ans Jüdische anklingende Persönlichkeit mit den grossen Augen, den schweren Augenlidern und mit dieser ewigen tiefen Sehnsucht, die von unten kommt. Das ist das Zusammenspiel, das die Nazis so an ihr fasziniert hat.» Spannend war im Grunde gerade das Verbotene – sogar für die NS-Paladine selbst.

In einer Diktatur, in der Befehl und Gehorsam, Sittenstrenge und Rassenideologie den Ton angaben, verkörperte Zarah Leander eine permanente Grenzüberschreitung. Schon ihr Name Zarah klang wie der jüdische Vorname «Sara», der jüdischen Frauen gemäss Verordnung seit 1938 zur Brandmarkung in den Pass gestempelt wurde. Wie sie in ihren Memoiren schreibt, hat auch Goebbels sie einmal auf ihren Namen angesprochen, woraufhin sie konterte: «Und Ihr Name, Herr Minister – Joseph?», und soll ihn damit zum Lachen gebracht haben. Sie war eine Grenzüberschreitung zwischen Mann und Frau, «ein merkwürdig androgynes Geschöpf», aus deren wuchtig-weiblichem Körper eine fast männliche Stimme klang. Auch mit ihren Liedern thematisierte sie immer wieder das nicht Erlaubte: Freche, emanzipierte, ja fast schlüpfrige Texte wie «Kann denn Liebe Sünde sein?» und «Er heisst Waldemar», «Nur nicht aus Liebe weinen, es gibt im Leben nicht nur den einen» widersprachen herrschenden Moralvorstellungen und rührten an Tabus. Auch nachdem der Präsident der Reichsfilmkammer das Singen englischer Zeilen in Schlagern verboten hatte, sang Zarah noch «So bin ich und so bleibe ich – yes, Sir!». Die meisten Stücke enthielten ausserdem jazzige, exotische Elemente und musikalische Formen wie Tango, Habanera und Csardas und entsprachen somit gar nicht «gutem deutschen Liedgut». Aber dadurch, dass Zarah diese Lieder als Exotin in exotischer Ferne sang, wurde das Ausleben verbotener Gefühle erst möglich und der nationalsozialistische Tugendkodex nicht ernsthaft angekratzt.

Selbst den Platz der Frau in der nationalsozialistischen Gesellschaft stellte Zarah in ihren Rollen nur scheinbar infrage. «Zunächst stehen wir der Frau gegenüber als der ewigen Mutter unseres Volkes. Und zum zweiten stehen wir ihr gegenüber als die ewige Lebens-, Arbeits- und auch Kampfgefährtin des Mannes», sagte Hitler 1935. Der Platz der Frau sei zu Hause, schliesslich hänge die Rettung Deutschlands ab «von der Hingabe, mit der unsere Frauen und Mädchen sich wieder der Familie und dem Muttergedanken widmen». Zarah dagegen spielte immer eine selbstständige, meist erfolgreiche berufstätige Frau, die sich gegen gängige Normen stellt und ein Leben für die Leidenschaft fordert. Für die deutschen Frauen, die zunächst aufs Kinderkriegen reduziert wurden, um im Krieg an der Heimatfront doch wieder in die Bresche zu springen, war dies Balsam für die Seele und Projektion für eigene Sehnsüchte.

Doch in keinem Film fehlte der erhobene Zeigefinger: Für ihre vermeintliche Unabhängigkeit und Suche nach erotischer Selbstverwirklichung wird die Heldin meist bestraft und scheitert. Während also dem exotischen Leinwandstar eine liberale Lebensführung zugestanden wird, warnt das Schicksal der Heldin zugleich vor den Gefahren der Normverstösse. Zudem spielte Zarah immer den gleichen Frauentyp: die grosse Liebende, die schmerzvoll Leidende, die bereit ist, sich bis zur Selbstaufgabe für Mann oder Kind zu opfern. Indem sie die Schönheit des Leidens verkörperte, reizte sie die Tränendrüsen der Zuschauer: Niemand, so hiess es, konnte so wundervoll attraktiv unglücklich aussehen wie sie. «Als junges Mädchen ist man da besonders empfänglich», erinnert sich Edeltraud Richter, «und gerade in einer Zeit, wo man immer zackig und auf Draht sein musste und nicht weinen durfte, da hat man natürlich zum Ausgleich gerne einmal eine Träne vergossen. Besonders in ‚Der Weg ins Freie‘, wenn sie zum Schluss stirbt, da ist man praktisch mit ihr gestorben und hat sich vorgenommen: Jetzt renn’ ich gleich wieder in die nächste Vorstellung, um sie wieder leben zu sehen.» Die Sehnsucht der Heldin nach Leidenschaft wird nie erfüllt. Bei der Entscheidung zwischen dem exotischen und dem braven Mann wählt sie letzteren, der ihr entweder die wahre Liebe oder zumindest die Existenz sichert. Doch trotz Entsagung und Verzicht bewahrte sie als «edle hohe Frau» immer ihre Grösse. «Auch darin verkörperte sie deutsche Tugenden wie Tapferkeit, Treue, Aufopferungsbereitschaft und nicht zuletzt Lustverzicht»,



«Eine faszinierende Bühnenerscheinung...»
Zarah Leander
mit dem Komponisten
Lothar Brühne
kurz vor einem
Auftritt, 1939.

Lieber London als Hollywood, lieber Berlin als London.

Zarah Leander in ihrer Autobiografie

Sie hat Deutschland gewählt und hat es nie bereut, denn in Deutschland hatte sie die meisten Anhänger. Und sie liebte Deutschland, vor allem Berlin.

Brigitte Petterson, Haushälterin von Zarah Leander

so eine Kritikerin. Die deutschen Zuschauer konnten Zarah Leander im Grunde genießen wie US-Präsident Bill Clinton eine Marihuana-Zigarette: die Droge rauchen, aber nicht inhalieren.

So manche «Rebellion» war zudem durchaus im Sinn der Nazis, die ihre Bewegung als modernen Aufbruch im Gegensatz zum verkrusteten Bürgertum der kaiserlichen und Weimarer Zeit ansahen. In «Heimat» (1938), einem ihrer erfolgreichsten Filme, spielte Zarah Leander eine weltberühmte Sängerin, die nach einer Karriere in Amerika Ende des 19. Jahrhunderts in ihren Heimatort Urningen zurückkehrt. Ihr Vater, gespielt von Heinrich George, findet heraus, dass sie die Geliebte des jetzigen Bankdirektors war und aus diesem Verhältnis ein Kind hervorgegangen ist. Er versucht, sie zur Heirat mit dem ungeliebten, geldgierigen Mann zu zwingen. Mit dem Lied «Eine Frau wird erst schön durch die Liebe» versucht sich die Verruchte mit tief ausgeschnittenem Dekolleté vor den pikierten Damen der gutbürgerlichen Gesellschaft zu verteidigen. Nach anfänglicher Auflehnung gibt sie jedoch nach. Doch ehe die Heirat zustande kommt, bringt sich der Ehemann in spe – betrügerischer Machenschaften überführt – um. Nun kann sie getrost den Organisten heiraten, mit dem sie echte Liebe verbindet. «Einer falschen und verlogenen Ehrenmoral wird hier die Maske heruntergerissen», jubelte Goebbels über diesen Film.

«Heimat» wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch international ein grosser Erfolg. Der Regisseur Carl Froelich bekam dafür 1939 den Nationalen Filmpreis und einen Preis für die beste Regie bei der Biennale in Venedig. Die Rechnung der Nationalsozialisten war aufgegangen: Zarah Leander wurde auch international ein Exportschlager. Goebbels schickte dem Star vierzig Rosen und bat sie zu einer ersten freundlichen Besprechung in sein Ministerium. «Die Gnadensonne ging über Babelsberg auf», beschreibt Zarah die eindeutige Sympathiebekundung des bis dato skeptischen Filmministers.

Mit «Heimat», ihrem dritten Film, hatte Zarah Leander vorerst ihr Soll erfüllt. Nun lag es an ihr, den Vertrag zu verlängern oder nicht. Inzwischen hatte sich die politische Lage verschärft. Während der Dreharbeiten zu «La Habanera» 1937 auf Teneriffa waren die Auswirkungen des Spanischen Bürgerkriegs deutlich zu spüren: Vor der Küste kreuzten Kanonenboote, und es kam zu bewaffneten Zu-



Ich konnte die politische Farbe nicht wechseln, weil ich nie eine gehabt habe.

Zarah Leander in ihrer Autobiografie

Ich hatte das Gefühl, dass hier etwas Merkwürdiges war. Es liegt im Wort «merkwürdig»: Man merkt es sich.

Douglas Sirk (Detlef Sierck), Filmregisseur

«Politisch überhaupt nicht interessiert...» Zarah Leander sammelt für das Winterhilfswerk.

sammenstössen in den Häfen. Im November 1938, nur wenige Monate nach Abschluss der Dreharbeiten zu «Heimat», brannten in Deutschland die Synagogen. Die Verfolgung der jüdischen Bevölkerung machte sich auch in Filmkreisen zunehmend bemerkbar. Zarahs Regisseur Detlef Sierck verliess nach Abschluss der Dreharbeiten von «La Habanera» Deutschland, weil das Leben seiner jüdischen Frau gefährdet war, und floh über die Schweiz und Holland in die USA. Unter dem Namen Douglas Sirk machte er sich in Hollywood einen Namen.

Zarah Leander aber befand sich auf den obersten Stufen einer steilen Karriereleiter und genoss es, im Rampenlicht zu strahlen: «Manchmal durften wir mit auf eine Premierenfeier», erinnert sich Forsell, «und da standen Tausende von Menschen, die hysterisch im Chor schrien: ‚Zarah, wir lieben dich, Zarah, wir lieben dich!‘ – uns war es fast unheimlich, dass unsere Mutter plötzlich eine Diva sein konnte, die die Leute wahnsinnig machte.» Unter dem Eindruck ihres berauschten Erfolges verlängerte Zarah den Vertrag mit der Ufa. Selbst der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 hinderte sie nicht daran, weiter im Dienst der NS-Propaganda zu stehen – auch wenn sie das nicht wahrhaben wollte. Goebbels versuchte ohnehin, sie mit allen Mitteln zu halten. In einer langen Besprechung am 14. Juni 1939 bot er ihr eine neue Villa und zahllose Privilegien an, in der Hoffnung, sie würde sich heimisch und als Deutsche fühlen. Zarah selbst schrieb im Hinblick auf den Kriegsausbruch an die Ufa, «dass meine Gefühle für die Ufa und für meine deutschen Freunde durch die Ereignisse der letzten Zeit noch mehr konsolidiert worden sind». Bedenken seines Stars versuchte Goebbels persönlich zu zerstreuen. Am 11. Januar 1940 notierte er in sein Tagebuch: «Frau Leander hat Sorgen wegen ihrer Kinder. Sie fürchtet, dass Schweden in den Konflikt hineingezogen werden könnte. Ich beruhigte sie etwas. Frauen sind gänzlich unpolitisch.» «Zarah wollte das Geld», erklärt sich der schwedische Journalist Carl-Adam Nykop das Verhalten seiner Landsfrau, «und vielleicht dachte sie wie so viele Schweden, dass Hitler den Krieg gewinnen und ihr Bleiben eine gute Investition für die Zukunft sein würde.» Konsequenzen hatte der Krieg lediglich für Zarahs Familie. Ihr Mann, Vidar Forsell, verliess Deutschland, um als Reserveoffizier in die schwedische Armee einzutreten. Die beiden Kinder Boel und Göran nahm er mit nach Schweden.

Zarah blieb – und profitierte von den Privilegien eines Topstars, auch wenn sie sich in ihren Memoiren gern als fleissige Arbeitsbiene darstellt, der wenig Zeit für Glamour blieb: «Star sein heisst für die Leute, in Seide und Spitzen auf einer Chaiselongue liegen, Champagner trinken, Bonbons essen und schlechte Romane lesen. Dabei waren meine Arbeitswochen in Berlin wie die in einer beliebigen Werkstatt oder Fabrik genau festgelegt. Vom Montagmorgen 5.45 Uhr an, wenn der Wecker schrillte, bis zum Samstagmittag 15 Uhr gehörte ich der Ufa. An einigen Abenden in der Woche fanden regelmässig Aufnahmen bis Mitternacht statt. Im Laufe eines Monats hatte ich mich an etlichen Abenden aus Repräsentationsgründen zu zeigen. Ein gekochtes Ei, ein Butterbrot und eine Tasse Kaffee belebten meine Lebensgeister, ehe Herrmann mit dem Horch kam, um mich in Babelsberg Punkt 7 Uhr abzuliefern. Um 9 Uhr, auf die Sekunde genau, wurde zur Aufnahme im Studio getutet. Um 12 Uhr kam die halbstündige Mittagspause wie eine Befreiung aus meinen prachtvollen, aber oft enorm schweren und warmen Gewändern. Diese Pause reichte gerade dazu, sich von allem Staat und Klunkerkram zu befreien, zu essen und sich auf der Chaiselongue in der Garderobe auszustrecken. Zwischen 12.30 und 19 Uhr wurde, abgesehen von kurzen Rauchpausen, hintereinander gefilmt. So ging das Leben Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr. Als glanzvolles Dasein lässt es sich nicht bezeichnen.»

Goebbels aber notierte im Dezember 1940: «Sie hat Spass daran, bei uns mit dabei zu sein». Tatsächlich wurde die Leander nie zuvor und nie danach so hofiert wie als Diva des «Dritten Reiches». Sie bewohnte eine Villa zunächst im Grunewald, dann im vornehmen Berliner Stadtteil Dahlem. Dienstboten sorgten im Haus für ein angenehmes Leben, für Ausfahrten stand ein cremefarbener Horch samt Chauffeur zur Verfügung. «Wir waren verwöhnt», erinnert sich Göran Forsell an das Leben im Grunewald: «Wir hatten eine Köchin, eine Gouvernante für uns Kinder, eine Zofe, einen privaten Reitlehrer, einen privaten Turnlehrer und einen Chauffeur, der uns in die Schule gebracht hat – wir waren ja nur zu viert in unserer Familie. Wenn man sich das heute vorstellt, ist das unglaublich.» Wenn die Zeit es zulies, ging Zarah gern mit ihrer Freundin, der Schauspielerin Grethe Weiser, bei den Juwelieren der Stadt «shoppen», oder sie durchstöberte Antiquitätenläden

nach schönen Möbeln für ihr Landgut in Schweden, das sie sich 1939 von ihren Gagen und Platteneinnahmen gegönnt hatte.

«Lönö» lag bei Norrköping und war eigentlich eine Halbinsel. Das Grundstück umfasste 59'000 Quadratmeter, dazu gehörten Fischgewässer, Wälder und Äcker, 22 Inseln, Holme und Schären. Das Haus hatte zwei Etagen, einen Seitenflügel, insgesamt 39 Zimmer, darunter eine prachtvolle Bibliothek. Mit dem Kauf dieses Schlosses hatte sich die Leander einen Lebenstraum erfüllt: Fortan verbrachte sie ihre drehfreie Zeit regelmässig auf ihrem Landsitz. Goebbels interessierte sich sehr für die Berichte der Pendlerin zwischen Hitlers Reich und dem neutralen Schweden und unterhielt sich gerne mit ihr über die politische Lage: «Eine kleine Plauderei mit Frau Leander», schrieb er 1940 in sein Tagebuch. «Sie kommt eben aus Schweden zurück. Erzählt sehr interessant von drüben. Schweden steht nun viel positiver zu uns als früher. Man hält einen Sieg Englands für ausgeschlossen. Für Norwegen keine Sympathien mehr. Eine eigene politische Existenz in der Zukunft wird nicht mehr für möglich gehalten. Interessante Einblicke in die schwedische Mentalität.» Zarah Leander als Informantin für Hitlers Propagandaminister – eine ungewöhnliche Seite der doch so «unpolitischen» Diva.

Ihre politische Moral hatte sie dem NS-Regime für die Karriere verkauft, dem «Menschen» Zarah Leander war das Stardasein jedoch nicht abträglich. Göran Forsell bezeichnet sie als «Traummutter», die sich, wann immer es ihr möglich war, um eine gutbürgerliche Erziehung ihrer Kinder kümmerte. «Zu Hause war sie gar keine Diva, sondern ein ganz anderer Mensch», erzählt der Sohn. «Da lief sie ganz natürlich herum, ungeschminkt, mit Brille und Sommersprossen, zerzausten Haaren und im Morgenmantel. Wenn sie spätnachts von der Arbeit nach Hause kam, warf sie die Schuhe von sich, weckte uns mit Apfelsinensalat und sagte: ‚Kommt Kinder, wir singen was‘.» Sonntags, erinnert sich Forsell, kamen die Kinder ins Schlafzimmer ihrer Mutter, spielten mit ihr Theaterstücke, Reiterspiele oder Monopoly. Auch am Set hielten sich Zarahs Starallüren in Grenzen. Übereinstimmend berichten Kollegen, dass sie mit höchster Disziplin ihrer Arbeit nachgegangen sei, selten nach Extrawürsten verlangt habe und ein humorvoller, lustiger Mensch gewesen sei, der andere freundlich wie Kumpel behandelt habe.



Sie nahm das Regime hin und war dankbar, dass sie da arbeiten konnte.

Will Quadflieg, Schauspieler

Sowie sie auf der Bühne war, war sie absolut sicher, aber hinter der Bühne hatte sie ein pathologisches Lampenfieber, das so weit ging, dass man sie ernsthaft auf die Bühne schubsen musste. Sie musste sich mit dem Flachmann beruhigen.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

«Davon geht die Welt nicht unter...» Zarah Leander singt bei einem Wunschkonzert für Wehrmachtssoldaten.

Zarah liebte grosse Feste, und in ihrer Villa soll es oft hoch hergegangen sein. Augenzeugenberichten zufolge «hatte sie auf ihren Gästelisten immer nur Männernamen stehen, damit sie als einzige Frau im Haus die grösstmögliche Aufmerksamkeit für sich hatte». Auch der einen oder anderen Liebschaft soll Zarah nicht abgeneigt gewesen sein. Eine Affäre mit Victor Staal wurde ihr nachgesagt. Ihren Leibkomponisten Michael Jary hat sie laut Bekunden seiner Tochter heiss und innig geliebt. Einen Skandal um das Privatleben der Leander gab es jedoch nie: Das verhinderte schon ein Passus in ihrem Vertrag, der es dem Star angeblich verbot, über die Stränge zu schlagen.

«Dass ihre Partys Orgien waren, war richtig, zumindest was das Essen und die Getränke anbelangte», so eine Filmkritikerin. «Serviert wurde nur vom Feinsten, vor allem Delikatessen, die auf dem freien Markt schon längst nicht mehr zu haben waren. Der Alkohol floss reichlich, auch hier nur erlesene Tropfen. Zarah, die immer mit ihrem Gewicht zu kämpfen hatte, liess bei ihren Festen Diätplan Diätplan sein und ass für drei.» Ihre Trinkfestigkeit war geradezu legendär. So berichtet Margot Hielscher: «Während der Dreharbeiten zum ‚Herz der Königin‘ trank Zarah immer vor und nach den Aufnahmen aus einem Becher. Und da habe ich sie einmal gefragt, was sie denn trinke. Sie antwortete: ‚Milch, Milch, ihr müsst viel Milch trinken, damit ihr schön bleibt.‘ Als sie einmal vor der Kamera stand, nahm ich den Becher in die Hand und roch daran, es war aber keine Milch, sondern Whiskey.» Zarahs Genussfreude tat ihrer Figur allerdings gar nicht gut. Sie neigte ohnehin zur Fülle und musste sich vor jedem Film einer radikalen Schlankheitskur unterziehen. Dennoch ist in manchen Einstellungen ihrer Filme ihre Gewichtszunahme deutlich zu sehen.

Auch die Ufa sparte an nichts. Zu ihrem Geburtstag 1939 organisierte sie einen pompösen Empfang in Zarahs Villa, wie die Geehrte selbst schreibt: «Goldregen wurde zur Dekoration des Hauses waggonweise aus dem sonnigen Italien herbeigeschafft. Butler, Oberkellner und Bedienstete wurden in violette Livreen gesteckt, die Tafel schmückten lila Orchideen, und ich selber war gleichfalls ganz in Lila. Alles was ‚in‘ war, war geladen, und Generaldirektor Ludwig Klitzsch, der höchste Chef der Ufa, führte den Einzug des Filmvölkchens an. Als Zeichen dafür, dass die Leander jetzt ein zugkräftiger Geschäftsbegriff des deutschen Films war, beehrte auch Goebbels den Empfang durch seine Anwesenheit.» Offenbar

reizte der Reichspropagandaminister Zarahs komödiantisches Talent. Sonntags, berichtet Forsell, lud Zarah Leander regelmässig ein Dutzend Kollegen zum Lunch in ihre Villa ein. «Mutter war eine meisterhafte Komikerin und hatte einen fantastischen Humor, sie hätte Clown werden können», erinnert sich der Sohn. Einen besonderen Spass hatte sie daran, sich über Göring oder Goebbels lustig zu machen. «Ich kann mich noch erinnern, wie die gelacht und getobt haben, wenn Mama den Goebbels imitierte.» Zur öffentlichen Kritik reizte sie der Propagandaminister aber offenbar nie.

Zum Pflichtprogramm des Ufa-Stars Leander gehörten öffentliche Auftritte wie Premieren, Filmbälle, Galaabende und Empfänge – dem Volk zuliebe und der NS-Prominenz zum Schmuck. Bei Goebbels, der sich gerne mit den Stars und Sternchen der Filmbranche umgab, war sie regelmässig in seinem Haus in Lanke oder in der Hermann-Göring-Strasse zu Gast. Er tauchte auch öfter im «KDDK», dem an der Prachtmeile Unter den Linden gelegenen Künstlerklub, auf, wo die Filmemacher unter sich waren. Zarah Leander beschreibt ihr Verhältnis zu Goebbels wie das einer Angestellten zu ihrem «höchsten Chef». Ihr Urteil über Hitlers Brandstifter ist durchaus positiv: «Kein Mensch kann behaupten, dass er ein gut aussehender Mann war, doch wenn er sich für ein Thema erwärmte, war er nicht ohne intellektuellen Charme. In solchen Augenblicken wurde er beredt, geistreich, seine dunklen Augen sprühten, und seine Stimme hatte Wärme und Intensität.» Sie fand, dass Goebbels «über den Film intelligente Ansichten vertrat. Er liebte diese Kunstform viel zu sehr, als dass er sie unnötig für seine Propaganda missbraucht hätte. Goebbels war ein interessanter Mensch. Er missfiel mir nicht. Erst gegen Ende veränderte er sich, da wurde er töricht – und gefährlich.»

Goebbels, den man hinter vorgehaltener Hand den «Bock von Babelsberg» nannte, wurde nachgesagt, dass so manche Nachwuchsschauspielerin seine Gunst auf der Besetzungscouch errungen habe. Im Nachhinein gab es fast keine Ufa-Schauspielerin, die ihm keine Avancen unterstellt hätte, derer sie sich erwehren musste. Zarah Leander machte keine Ausnahme. Sie berichtet in ihren Memoiren von einer Einladung zu einer Party in Goebbels' Villa in Schwanenwerder, bei der sie sich unversehens allein mit Goebbels fand. «Es kommen keine anderen», soll Goebbels gesagt

haben. «Ich habe mir gedacht, dass wir beide allein uns einen gemütlichen Abend machen.» «Was Goebbels mit dieser ‚privaten Einladung familiären Charakters‘ beabsichtigte, war sonnenklar. Es war eine drittklassige Verführungsszene, die zu allem Überfluss noch einfältig inszeniert war. Eine Riesenlampe mit Seidenschirm warf einen gelblichen Schimmer über meine Hände am Flügel. In einer Ecke flackerte Kerzenlicht. Blumen prunkten. Auf dem Sofa Seidenkissen, gross wie Matratzen. Chopinmusik.» Grossspurig beschreibt Zarah, wie sie die Situation meisterte, indem sie den Propagandaminister beim Klavierspiel korrigiert und frech etwas zu essen verlangt habe: «Ich hatte inzwischen gelernt, dass es mächtigen Herren gut tut und dass sie eine Schwäche dafür haben, wenn man ihnen widerspricht oder reinen Wein einschenkt.»

Im Umgang mit den Nazi-Grössen schien sich Zarah, das geht zumindest aus ihren Memoiren hervor, in der Rolle des launigen Stars gut zu gefallen. Hitler ist sie nach eigenen Angaben nur zweimal begegnet: einmal bei einem «Empfang für Künstler», das zweite Mal 1939 bei der Premiere für den Film «Das Lied der Wüste». Letztere Begegnung schilderte Zarah Leander leichtfertig als amüsantes Geplänkel: «Es kommt ein Adjutant zu uns, marschiert auf mich zu und verkündet: ‚Der Führer und Reichskanzler wünscht, dass Sie, gnädige Frau, an seinem Tisch erscheinen‘. Da es mir an Übung im Verkehr mit Diktatoren mangelt, trabe ich mit gemischten Gefühlen hinter dem Adjutanten her. Hitler erhebt sich höflich, ich setze mich und frage mich gleichzeitig, worüber man sich mit einem Herrn namens Adolf Hitler wohl unterhalten könnte. Ich schlage einen freundlich interessierten Ton an und lächle mütterlich: ‚Sagen Sie, Herr Reichskanzler, haben Sie eigentlich je versucht, etwas mit Ihrem Haar zu machen?‘ Hitler zuckt zusammen und wendet sich mir blitzschnell zu. Als er feststellt, dass ich nur freundlich und teilnehmend aussehe, lächelt er mir zaghaft zu und nimmt den Gesprächsfaden mit bekümmertem Ernst auf. Eingehend schildert er seinen Kampf mit der Tolle: ‚Sie ahnen nicht, was ich schon alles versucht habe, ich habe es mit Öl, Pomade, Haarwachs und allen möglichen komischen Tinkturen versucht. Doch nichts hilft. Die Haare fallen mir immer wieder in die Stirn. Es ist einfach hoffnungslos.‘ Danach essen wir ein paar Bissen, und Hitler befiehlt Sekt.»

Die Begegnung endet laut Zarah Leander damit, dass die Diva



Sie hatte grosse Schwierigkeiten in Schweden, enorme Schwierigkeiten, wegen dieser Tätigkeit hier bei den Nazis.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

Allüren hatte sie weniger. Aber sie hatte ein starkes Gefühl dafür, dass sie der Star in der ganzen Angelegenheit ist.

Will Quadflieg, Schauspieler

Ich weiss, dass sie kein Kind von Traurigkeit und sehr trinkfest war.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

*«Sie liebte es zu feiern...»
Zarah Leander 1941 zu Hause in Schweden.*

auf der Terrasse eine Zigarette rauchen geht und Hitler sich kurz danach höflich verabschiedet. Zarah Leander hat sämtliche Begegnungen mit NS-Prominenz als humorvolle Auftritte beschrieben, bei denen sie die «Herren» mit frechen Wortgeplänkeln aus der Fassung bringt. Dass Hitler und seine Paladine für Zwang und Verfolgung im Reich verantwortlich waren, ganz Europa mit Tod und Verderben überzogen und als perfide Massenmörder in die Geschichte eingegangen sind, schien sie auch im Nachhinein nicht weiter zu stören. Hitler war für sie «in erster Linie eine brüllende Stimme aus dem Radio – das ich dann sofort abstellte, denn ich bin böartigen Leuten gegenüber empfindlich – und eine von Tausenden von Photos und aus Hunderten von Wochenschauen bekannte unbegreifliche Person mit Schnurrbart und Tolle». Die Hitlerjugend war ihr allerdings unheimlich. Ihrem Sohn verbat sie die Teilnahme. «Kommt gar nicht infrage», sagte sie ihm, als er darum bettelte, mitmachen zu dürfen: «Jungen sollen nicht marschieren wie Soldaten und rumschreien, die müssen toben und spielen.»

Wie Hitler zu seiner Diva stand, ist nicht überliefert. Allerdings war der Diktator ein regelrechter Filmnarr. Bis zum Kriegsbeginn verging kaum ein Abend, ohne dass er sich in seiner Kanzlerwohnung oder auf dem Obersalzberg einen oder zwei Spielfilme vorführen liess, die er zusammen mit Goebbels auswählte. Laut Albert Speer, dem Architekten des Diktators, hatte der «Führer» ein Faible für anspruchslose Unterhaltungs- und Liebesfilme. Zu seinen Lieblingsschauspielerinnen gehörten Lil Dagover, Olga Tschechowa – und Zarah Leander. Besonders Revuefilme mit «vielen nackten Beinen konnten seines Beifalls sicher sein», erinnerte sich Speer. Zweimal allerdings lehnte er, trotz Bitten Goebbels', Zarahs Ernennung zur «Staatschauspielerin» ab. Zwar schreibt Goebbels am 21. November 1941: «In diesem Zusammenhang werfe ich auch den Fall Leander auf. Der Führer vertritt den Standpunkt, dass selbstverständlich Frau Leander auch zur Staatschauspielerin ernannt werden muss, weil sie erstens wirklich eine grosse Schauspielerin ist und sich zweitens grosse Verdienste um die Weltgeltung des deutschen Films erworben hat.» Doch anscheinend änderte Hitler seine Meinung. Monate später, nach der Premiere von «Die grosse Liebe», fühlte das Propagandaministerium noch einmal bei Hitler vor und erhielt den Eindruck, Hitler habe Bedenken wegen der schwedischen Staatsangehörigkeit von



Sie wurde von der Ufa zum Star getrimmt und hat diese Rolle perfekt gespielt. Das Publikum lag ihr zu Füßen. Sie war dieser Star. Denn so wollten die Leute sie sehen.

Brigitte Petterson, Haushälterin von Zarah Leander

Goebbels benutzte sie, um das Ansehen der Deutschen in den besetzten Gebieten zu heben.

Carl-Adam Nykop, schwedischer Journalist

Die Frau war ungeheuer populär. Die hat man überall gesehen, geliebt, gekannt.

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

*«Sie hat Spass daran, bei uns dabei zu sein...»
Zarah Leander gibt 1941 Autogramme in Paris.*

Zarah Leander. Im September 1942 hiess es dann unmissverständlich, dass Hitler die Ernennung nicht wünsche.

Zarah Leander war nicht nur ein kulturelles Aushängeschild des NS-Staates. Sie war auch ein Goldesel, der ständig Taler ausspuckte. Vor allem im Krieg, als das Freizeitangebot ohnehin beschränkt war, trieb es die Deutschen immer öfter ins Kino. Mit Hitlers Eroberungszügen erweiterte sich das Verleihgeschäft auf nahezu ganz Europa, entsprechend verdoppelte sich fast die Zahl der Kinos im «grossdeutschen Raum» auf 8'600 Theater mit 2,8 Millionen Sitzplätzen. 1943 überschritt die Jahres-Besucherzahl der deutschen Filmwirtschaft erstmals die Milliardengrenze. Spitzenfolge der Kriegszeit waren «Wunschkonzert» mit Ilse Werner und «Die grosse Liebe» mit Zarah Leander. Die deutschen Produktionen profitierten natürlich davon, dass Hollywood-Filme seit Hitlers Kriegserklärung an die USA 1941 endgültig verboten wurden. Im Geschäftsjahr 1942/43 machte die Ufa 155 Millionen Reingewinn, 1943/44 sogar 175 Millionen – das meiste floss in die Rüstung und trug dazu bei, den Krieg zu verlängern.

Alle zehn Filme, die Zarah bei der Ufa drehte, gehörten von den Einspielergebnissen zu den jahresbesten. Kein Wunder, dass Goebbels und die Ufa alles taten, um ihr Glanzprodukt zu vermarkten. Sowohl ihre Garderobe als auch ihre Auftritte wurden minutiös geplant und festgelegt. Über eine «Verbeugungstournee» in Holland 1938 schreibt sie: «Als leibhaftiges Reklamepaket verfrachtete man mich zu einer Filmpremiere nach Amsterdam. Jede öffentliche Minute während meines ‚Staatsbesuchs‘ war festgelegt und verzeichnet. Ich wusste im Voraus, dass ich bei der Ankunft auf dem Hauptbahnhof Gardenien erhalten und dass am letzten Abend Hummersuppe serviert würde.» Auch im seit Juni 1940 besetzten Frankreich liess sie sich während der «Deutschen Kulturwoche» 1941 feiern und verteilte Autogramme an deutsche Soldaten auf den Champs-Élysées. Der schwedische Journalist Carl-Adam Nykop erinnert sich mit Entsetzen, dass Zarah in einem Interview daraufhin bemerkte, Paris habe sich unter der deutschen Besatzung gar nicht verändert, ausser dass statt Touristen nun Reisende in Uniform zu sehen seien. Im selben Jahr, als sie zu Synchronisationsarbeiten für «Der Weg ins Freie» in der französischen Hauptstadt war, gestand sie einem NS-Journalisten: «Mein stärkster Eindruck in Paris war am Sonntag das Aufziehen der deutschen Eh-

renwache am Arc de Triomphe. Es war erschütternd und ergreifend!» Zarah Leander wurde von der nationalsozialistischen Propaganda instrumentalisiert – und liess sich bereitwillig instrumentalisieren. Mehrfach kam sie Goebbels' Befehl nach und sang bei Wunschkonzerten für die Wehrmacht. Auch für propagandistisch inszenierte Sammlungen für das Winterhilfswerk stellte sie sich bereitwillig zur Verfügung.

Trotz ihrer Schützenhilfe für die Nazis distanzierte sich die Leander im Nachhinein von jeglichem politischen Geschehen: «Kein Mensch in den Ateliers hat über Politik gesprochen, niemals», schwor sie. Im Grossen und Ganzen stimmt das sicherlich. Die meisten Künstler und Schauspieler, die in Deutschland geblieben waren, hielten sich lieber aus dem Tagesgeschehen heraus, schon um der eigenen Karriere nicht im Weg zu stehen. «Wir waren politisch in keiner Weise interessiert», bestätigt Wolfgang Preiss. «Wir fanden es herrlich, dass wir einen Film machen konnten, und haben uns darauf konzentriert. Da hat es einen wenig interessiert, was etwa vor Moskau passierte.» Die Babelberger Studios galten sogar als Freiraum, an dessen Schwelle die Politik Halt machte. «Auch Zarah Leander hat in diesen Studios abseits von dem gesteckt, was auf der Strasse passierte, es war insofern eine Ausnahme weit», meint die Filmregisseurin Helma Sanders-Brahms. «Die Studios waren mit isolierten Wänden ausgestattet, und noch während Berlin bombardiert wurde, drehte man dort die grössten Schnulzen. Die Schauspieler traten in einer totalen Schallisolierung im wahrsten Sinne des Wortes vor die Kamera.» Verklärend meint die Ufa-Schauspielerin Ilse Werner sogar: «Wir waren wie eine grosse Familie und haben alle zusammengehalten.»

Doch hinter der Fassade des schönen Scheins gedieh ein Sumpf aus Angst und Gleichgültigkeit. Denn auch die selbstverliebten Ufa-Stars konnten nicht verhindern, dass die Auswüchse der Diktatur in die Ateliers Einzug hielten. «Über Politik wurde höchstens mal geflüstert», erklärte Margot Hielscher in einem Interview. «Aber auch da wusste man nie, wer zuhörte. Es konnte ja durchaus gefährlich werden, und die Angst, denunziert zu werden, war gross.» «Wir alle hatten den Feind im Nacken», sagt Will Quadflieg. «Kein Mensch wagte es, seine ehrliche Meinung zu sagen, ausser wenigen Freunden gegenüber. Wir Schauspieler waren auf eine betrübliche, aber verständliche Weise Mitläufer. Denn wir alle wollten den Krieg ja überleben.»

Selbst das Verschwinden einzelner Kollegen, die aus «rassischen» oder auch politischen Gründen ins Ausland gehen mussten, wurde von vielen als «Einzelfall» abgetan. Ein Fall der Verfolgung und Erniedrigung sorgte in Filmkreisen jedoch für grosse Bestürzung: Joachim Gottschalk, einer der populärsten Schauspieler des «Dritten Reiches», wurde von Goebbels seit 1937 zunehmend drangsaliert und auf die Abschussliste gesetzt, weil er die Scheidung von seiner jüdischen Frau verweigerte. «Pfui Deibel, wenn man sich vorstellt, dass dieser Mann tagsüber im deutschen Film dicke Gelder einschiebt und sich dann nachts mit seiner Judenkalle ins Bett legt», soll Goebbels gehetzt haben. Am 5. November 1941 vergaste sich Gottschalk zusammen mit Frau und Kind in seiner Wohnung. «Nur wenige hatten den Mut, wirklich konsequent zu sein wie Gottschalk», kommentiert Will Quadflieg den Selbstmord. «Wir waren alle zu Tode erschrocken, als wir davon hörten, und hatten auf der anderen Seite das Gefühl: Ja und du, wie stehst du da? Du machst das alles mit und wehrst dich nicht?»

Nach Kriegsbeginn verschärfte sich die Situation. Goebbels war wild entschlossen, den Künstlern keine «politischen Ungezogenheiten» mehr durchgehen zu lassen. Sein erstes politisches Opfer im Krieg wurde der Regisseur Herbert Selpin. An ihn erging im Sommer 1942 der Auftrag, «Titanic» als Beweis britischen Versagens zu inszenieren. Als sich der als Choleriker bekannte Regisseur am Set abfällig über Krieg und Wehrmacht äusserte, wurde er von seinem Drehbuchautoren denunziert und von Goebbels zur Rede gestellt. Als Selpin seine «wehrkraftzersetzenden Äusserungen» nicht gleich zurücknahm, liess Goebbels ihn noch in seinem Büro verhaften und einsperren. Am nächsten Morgen fand man Selpin erhängt in seiner Zelle. «Typisch für diese Herren vom Film», soll Goebbels daraufhin gesagt haben. «Erst haben sie eine grosse Fresse und beschimpfen Führer und Reich, und dann streiten sie alles ab. Werden sie aber überführt, so haben sie keine Courage mehr und sind geschmacklos genug, sich an ihren Hosenträgern aufzuhängen.» Per Aushang in den Ateliers liess Goebbels mitteilen, Selpin habe sich «durch niederträchtige Verleumdungen und Beleidigungen deutscher Frontsoldaten und Frontoffiziere schwerstens gegen die Kriegsmoral vergangen.» Es ging das Gerücht, Selpin sei von der Gestapo ermordet worden.



Aus der Sicht ihres Publikums war Zarah nicht einfach ein grosser Star, sie war ein Stück grosse Welt, die den Deutschen mit zunehmender Dauer der Nazi-Herrschaft immer ferner rückte.

Cornelia Zumkeller, Filmhistorikerin

«In jeder Beziehung strapazierbar...» Mit Ehemann Vidar Forsell und ihren Kindern.

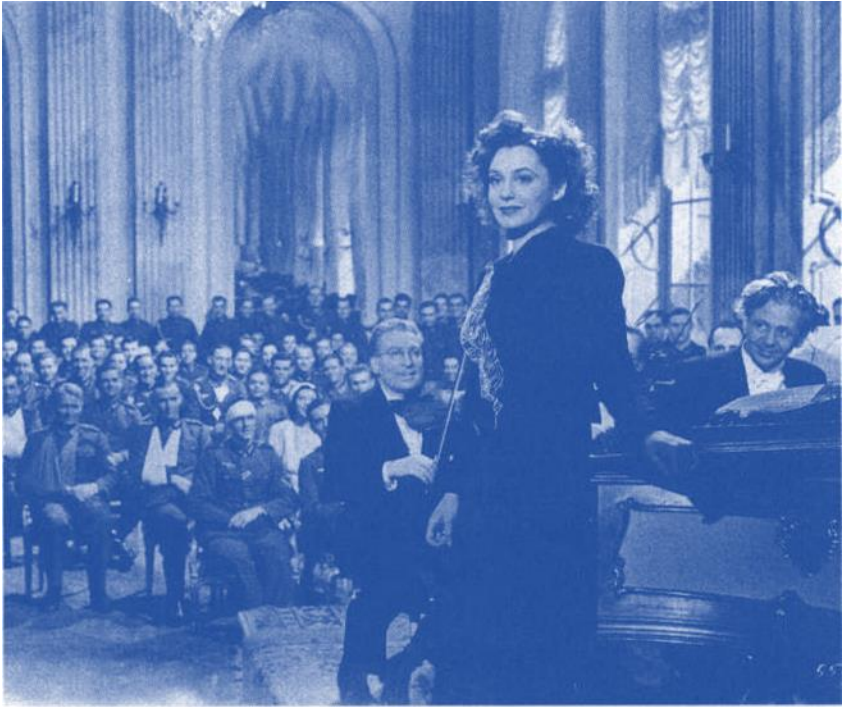
Sie hat sich abgeschirmt. Sie hat gesagt: Ich bin Schwedin, was geht mich das an? Eigentlich auch mit Recht. Sie war ja keine Deutsche.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

Je weiter der Krieg fortschritt, desto stärker wurde das Klima der Bedrohung. Goebbels schreckte nun auch vor Hinrichtungen nicht zurück: Im August 1943 wurde der Schauspieler Karl John wegen «defätistischer Äusserungen», sprich «Führer-Witzen, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, 1944 traf es die Pressechefs der Terra und der Ufa, Erich Knauf und Richard Düwell. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Zarah Leander allerdings schon längst in Schweden.

Doch nicht nur Verfolgungen in ihrem nächsten Umfeld müssen Zarah Leander zu Ohren gekommen sein. Anders als andere hatte sie durch ihre häufigen Besuche in Schweden Zugang zu ausländischen Zeitungen. Bereits Ende 1941 sickerten in der britischen Presse Nachrichten über die Grauen des Holocaust durch. Im Mai 1942 spielten jüdische Gewerkschaftsfunktionäre Nachrichten des illegalen Untergrunds in Polen der britischen Presse zu. Die BBC berichtete ausführlich, und der *Daily Telegraph* meldete am 7. Juni: «Mehr als 700'000 polnische Juden sind bei den grössten Massakern der Weltgeschichte abgeschlachtet worden.» Auch von Speziallastwagen, welche die Nazis als fahrbare Gaskammern einsetzten, war in dem Artikel die Rede. Die Öffentlichkeit des Westens erfuhr immer mehr vom Holocaust. Am 17. Dezember 1942 gaben Hitlers Kriegsgegner eine öffentliche Erklärung ab: Amerikaner, Briten, Sowjets und acht Exilregierungen aus von Deutschland besetzten Staaten verurteilten die deutschen «bestialischen Vernichtungsmethoden aufs Schärfste».

Selbstgefällig hielt sich Zarah in ihren Memoiren zugute, dass sie immer Kontakt mit einer verfolgten Minderheit hielt: den Homosexuellen. «Ich habe diese Freundschaften sogar während des Krieges aufrechterhalten und wurde deshalb einmal zum Chef der Ufa gerufen. Er warnte mich vor dem Umgang mit Homosexuellen. Doch ich weigerte mich hartnäckig, mir in dieser Frage Vorschriften machen zu lassen. Meine Freunde in der Freizeit suche ich mir selbst aus. ‚Es kann zu schrecklichen Komplikationen kommen‘, fügte der Ufa-Chef hinzu. ‚Bitte, das nehme ich in Kauf‘, antwortete ich damals. ‚Als Schwedin habe ich eine andere Auffassung als Sie. Ich bin immer der Ansicht gewesen, dass homosexuelle Menschen sind wie wir anderen. Und wie viele grosse Persönlichkeiten der Menschheitsgeschichte waren homosexuell! Dennoch genossen sie Achtung, Verehrung, Liebe und Bewunderung der Menschen, die sie kannten. Meine schwedische Moralauf-



Sie liess sich von den Nazis vereinnahmen. Sie stand nicht abseits.

Ingrid Segerstedt-Wiberg, schwedische Politikerin

Sie hatte Erfolg, und das wurde dann zum grossen Ablenkungsmanöver von all den politischen Dingen. Von den Kriegsdingen, die uns damals doch so interessierten und beherrschten, ob wir wollten oder nicht.

Will Quadflieg, Schauspieler

«In dieser Stimme ist alles...» Zarah Leander als Sängerin und Paul Hörbiger als Pianist im Film «Die grosse Liebe».

Zarah Leander hatte eine ganz starke Ausstrahlung, ein starkes Charisma. Das war das Geheimnis ihres Erfolges letztendlich.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

fassung sagt mir, dass wir uns nicht aufs hohe Ross setzen und mit dem Finger auf jene Menschen zeigen dürfen, die anders leben'.»

Bedauerlich war freilich, dass Zarah Leander keinen Finger rührte, um Homosexuellen zu helfen. Von bis zu zwei Millionen homosexuellen Männern sind schätzungsweise 50'000 allein zwischen 1939 und 1945 in den Gefängnissen und Konzentrationslagern der Nazis gelandet. Die Dunkelziffer liegt höher, denn nicht alle schwulen Häftlinge wurden mit dem «rosa Winkel» gekennzeichnet. Ein grosser Teil von ihnen wurde als Verbrecher, Jugendverderber, Sittlichkeitsverbrecher oder als Asoziale geführt. Schon 1930 schrieb der *Völkische Beobachter*, dass in der Homosexualität «alle boshaften Triebe der Judenseele» versammelt seien, und diese würden bald bestraft als «allerschwerste, mit Strang und Ausweisung zu ahndende Verbrechen». Nach der Ermordung von SA-Chef Ernst Röhm 1934, dessen Homosexualität allerdings nur ein Vorwand dafür war, die SA-Spitze zu liquidieren, wurde das Homosexuellenstrafrecht verschärft. 1938 kam es zu 8'500 Verurteilungen, erst mit Kriegsbeginn sank diese Zahl allmählich. Stattdessen konnte ab 1940 auf Weisung Heinrich Himmlers jeder Homosexuelle, der mehr als einen Partner verführt hatte, ins KZ überstellt werden. Für Mitglieder der SS stand auf homosexuelle Handlungen ab 1941 die Todesstrafe.

Auch Zarah Leanders treuester Textdichter Bruno Balz geriet in die Fänge der Gestapo. Der Autor von Schlagern wie «Der Wind hat mir ein Lied erzählt», «Kann denn Liebe Sünde sein», «Sagt dir eine schöne Frau, ,Vielleicht'«, «Er heisst Waldemar», «Du darfst mir nie mehr rote Rosen schenken» wurde 1941 denunziert. Er verbrachte drei Wochen in den Gestapo-Kellern der Prinz-Albrecht-Strasse. Angeblich war es schliesslich der Komponist Michael Jary, der mit der Begründung, er brauche ihn für den nächsten Zarah-Leander-Film, seine Freilassung bewirkte. Zarah Leander selbst hat von der Verhaftung ihres Liebblingstexters und Freundes entweder nichts mitbekommen oder nicht reagiert. Nach seiner Haft soll Bruno Balz übrigens der Text «Davon geht die Welt nicht unter» eingefallen sein. Demzufolge war der umstrittene Schlager zunächst also eigentlich ein Lied, das den homosexuellen Verfolgten Mut machen sollte und nicht das «Durchhaltelied», als das es später apostrophiert wurde. Auch Gary Philipp, der als Jude im KZ sass und zudem noch homosexuell war, berichtet: «Im Lager, wenn

wir Häftlinge zusammen waren, haben wir dieses Lied gesungen und gehofft, dass ein Wunder geschieht, dass der Krieg zu Ende geht und wir gerettet werden. Das hat uns beruhigt.» Unter diesem Blickwinkel betrachtet, waren auch Lieder wie «Kann denn Liebe Sünde sein», mit denen sich Zarah Leander in die Herzen der Deutschen und der Nazi-Größen sang, im Grunde Hymnen für verfolgte Homosexuelle. Auch dieses Phänomen erklärt Zarah Leanders Erfolgsstory: In ein Lied wie «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» konnte jeder je nach persönlichem Schicksal etwas Positives für sich hineinlesen. Es konnte als Liebeslied, als Durchhalteliad im Feld und an der Heimatfront oder als Mutmacher für Verfolgte verstanden werden. Zarah Leander gehörte allen.

Gewiss ist es banal, Menschen im Nachhinein vorzuwerfen, sie hätten Unrecht einfach hingenommen. Zarah Leander hatte eine bevorzugte Stellung im «Dritten Reich», gute Kontakte zu Hitlers Paladinen und als Schwedin mit schwedischem Pass und unbegrenztem Ein- und Ausreiserecht besser als andere die Möglichkeit, sich für Verfolgte einzusetzen. «Ich war selbst während des Krieges an Flüchtlingsunternehmen beteiligt», berichtet Ingrid Segerstedt-Wiberg. «Es war keine leichte Aufgabe und für Zarah wird es nahezu unmöglich gewesen sein, fürchte ich. Man braucht viel Mut für solche Aktionen, denn in einer solchen Zeit spielt man immer mit Leben oder Tod.» Doch Zarah Leander war die Karriere wichtiger – zumal ihr diese nicht in den Schoss gefallen war.

Kurz nach ihrem rauschenden Erfolg mit «Heimat» folgte ein Reinfall nach dem anderen. «Der Blaufuchs» (1938) unter der Regie von Viktor Tourjansky war eine fade Liebeskomödie. Das einzig Bemerkenswerte an dem Film war Zarahs Lied «Kann denn Liebe Sünde sein». Auch «Es war eine rauschende Ballnacht» geriet zu einem allenfalls bescheidenen Erfolg. An der Schwelle zum Zweiten Weltkrieg, zwei Wochen vor Hitlers Überfall auf Polen, wurde die Romanze uraufgeführt. Die Leander spielt darin die hingebungsvolle Geliebte des Komponisten Tschairowsky, die ihrer Liebe entsagt, um seine Karriere zu ermöglichen. Abgesehen davon, dass Zarah wieder einmal wundervoll litt, ist auch hiervon lediglich das Lied «Nur nicht aus Liebe weinen» im Gedächtnis geblieben. Den Höhepunkt schwülstiger Geschmacklosigkeit bildete «Das Lied der Wüste», der schon wenige Monate später, am 17.



«Ungeheure
Kitschfilme ..»
Szene aus «Die
grosse Liebe»
(1942) mit
Grethe Weiser.

«Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» – mitten im Krieg! Wir haben es so gemeint: Es wird wieder Frieden geben, es wird wieder Ruhe geben, es wird wieder etwas zu essen geben, die Menschen werden wieder normal leben können. Das haben die Herren oben nicht verstanden. Sie haben es so ausgelegt: «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» – wir werden die Welt beherrschen.

Zarah Leander, 1974

«Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» – solche Dinge waren natürlich im schönsten, bösesten Sinne Propaganda, weil alle sich natürlich nach diesem Wunder sehnten.

Will Quadflieg, Schauspieler



«Sinnbild für weibliche Tugenden...» Mit Viktor Staal im Film «Die grosse Liebe».

Die Schwedin Zarah Leander verkörperte... in ihren Filmen alle deutschen Tugenden, die entweder die Nationalsozialisten ihrem Volk einbläuten oder die das Klischee ihm anhängte: Tapferkeit, Treue, Aufopferungsbereitschaft und nicht zuletzt Lustverzicht.

Cornelia Zumkeller, Filmhistorikerin

Ihre Karriere hätte sie nicht riskiert, nein, überhaupt nicht. Sie hätte bestimmt was machen können, wenn sie gewollt hätte.

Will Quadflieg, Schauspieler

Ob nun jemand Durchhaltelieder gesungen hat oder nicht, war im Grunde genommen in diesem Lande völlig egal. In einer Diktatur ist alles völlig egal. Sie werden einfach gezwungen, das zu tun, was man von Ihnen verlangt.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

November 1939, Premiere hatte. Zarah Leander selbst, die in diesem Film immerhin auf einem Kamel reiten durfte, war der Streifen im Nachhinein peinlich: «Mit Sand zwischen den Zehen und Zähnen tauche ich völlig unmotiviert als die gefeierte Sängerin Grace Collins in der Handlung auf. Oh – war das schlecht!» Abgesehen von der antibritischen Tendenz sei der Film so hundsmiserabel gewesen, «dass nicht einmal das deutsche Publikum etwas davon wissen wollte. ‚Lied der Wüste‘ wurde ein vollständiger Reinfluss. Schon nach ein paar Tagen wurde er abgesetzt. Gerade damals aber war dies für mich äusserst heikel, da meine beiden vorhergehenden Filme auch keine Erfolge gewesen waren.»

Ob solche Debakel für Zarah «heikel» waren, sie also um ihren Job fürchten musste, sei dahingestellt. Nur wenig später jedenfalls kam ihr teuerster Film in die Kinos, der zugleich den Tiefpunkt ihrer Karriere markierte. «Das Herz der Königin», ein pompöser Kostümfilm unter der Regie von Carl Froelich, erzählt das Leben der schottischen Königin Maria Stuart. Unbeholfen und mit ein paar Pfunden zu viel auf den Rippen, die selbst die aufwendigen Kostüme nicht mehr kaschieren konnten, bewegte sich die Leander durch die schlechte Inszenierung. Selbst mit ihren gänzlich unmotiviert vorgetragenen Liedern konnte die singende Königin keinen Staat machen. Der Film fiel durch. Zwei Wochen nach der Uraufführung am 1. November 1940 legte Görings Luftwaffe angesichts der gescheiterten «Schlacht um England» in sinnloser Zerstörungswut die englische Stadt Coventry in Schutt und Asche. Die Briten reagierten mit flächendeckendem Bombenterror auf deutsche Städte.

Vielleicht wäre Zarah Leander nach diesen Misserfolgen tatsächlich sang- und klanglos von der Leinwand abgetreten, hätte ihr nicht ein neuer Regisseur, Rolf Hansen, zu neuem Ruhm verholfen. Schon sein erster Film mit der Leander, «Der Weg ins Freie» (1941), wurde ein Riesenerfolg. Der zweite aber, «Die grosse Liebe», übertraf alle und wurde der Höhepunkt ihrer Karriere. Gleichzeitig war es ihr einziger Film, der im Nachhinein als «Propagandaschinken» bezeichnet wurde und ihr den Vorwurf einbrachte, eine «Nazi-Sirene» zu sein. Zarah Leander spielt eine Varietésängerin, die während eines Fliegeralarms einen jungen Oberleutnant der Luftwaffe kennen lernt. Für beide ist es die grosse Liebe auf den ersten Blick, und sie verbringen die Nacht miteinander.

der. Der Hochzeit und damit dem «Happy End» steht jedoch der Krieg im Weg. Immer wieder wird der junge Offizier zur Front abberufen oder meldet sich gar freiwillig zum Russlandfeldzug. Hanna, die Sängerin, nimmt ihm das übel. Als er jedoch verwundet im Lazarett liegt, begreift sie, dass in diesen kriegerischen Zeiten militärische Loyalität vorgeht und dass es die Pflicht der Frau ist, ihre persönlichen Wünsche hintanzustellen.

«Die grosse Liebe» trägt eindeutig die Züge eines Propagandastreifens und war der einzige Leander-Film, der sich mit dem deutschen Alltag auseinandersetzte, wenn auch auf verklärende Weise. Erstmals begab sich die Diva aus ihren sphärischen Höhen hinab und mischte sich unters Volk. Im Film fährt die Künstlerin U-Bahn, wie es sich für eine gute Deutsche in Zeiten der Benzinknappheit gehörte. Die Bewohner des Hauses treffen sich anlässlich eines Fliegeralarms im Luftschutzkeller. Während in Wirklichkeit jedoch Todesangst, Entsetzen und mörderische Enge die Atmosphäre in den Bunkern bestimmte, herrscht im Film eine heiter-ausgelassene Stimmung. Die Bewohner des Hauses sitzen gemütlich beim Kaffee zusammen, und als die Sirenen Entwarnung heulen, klagt ein Junge, der im Spiel unterbrochen wird: «Oh, gerade jetzt.» – Bombenkrieg als Picknick. Zugunsten der Wirklichkeitstreue griff Goebbels bei einer Szene jedoch persönlich ein: Das Liebespaar feiert mit Gästen seine Verlobung, als der Bräutigam plötzlich an die Front berufen wird. «Das Werk einer Woche wurde immer samstags an Herrn Goebbels geliefert, und der sah sich die Muster an», berichtet Wolfgang Preiss. «Dabei stellte er fest – es war immerhin das dritte Kriegsjahr –, ‚so lebt eine deutsche Frau nicht‘. Wir mussten also die gleiche Szene noch mal drehen, in einer kleineren Wohnung, mit weniger Gästen, mit weniger Champagner und dafür mehr deutschem Sekt.» Statt eines femininen Blumenkleids musste Zarah in der Goebbelsschen Version ein strenges weisses Jackenkleid tragen, wahrscheinlich in Anlehnung an die Schlichtheit deutscher Soldatenuniformen.

Zarah Leander geriet in diesem Film zum «Sinnbild für die weiblichen Tugenden», die an der Heimatfront gefragt waren: Die gefeierte Sängerin gibt ihr aufregendes und selbstständiges Leben auf und wandelt sich zur duldsamen Offiziersgattin, die ihre Erfüllung in ihrer Rolle als Ehefrau sieht, sich aber dennoch den militärischen Zwängen beugt. Der propagandistische Appell war vor allem an die Frauen gerichtet: Nach Beginn der Sommeroffensive

1942 an der Ostfront gab es in Deutschland kaum eine Familie, die nicht mindestens einen Sohn, Bruder oder Vater im Einsatz hatte. Praktisch jeder deutschen Frau war der Trennungsschmerz der Sängerin Hanna Holberg nur zu bekannt. Das «Happy End» im Film gab ihnen die Hoffnung, dass sich das Warten lohnen und auch ihre Lieben nach erfolgreichem Sieg zu ihnen zurückkehren würden – vielleicht würde ja «ein Wunder geschehn».

Zugleich propagierte der Film das Ideal des «soldatischen Mannes», dessen erste Pflicht der Verteidigung des Vaterlandes gilt und erst dann seiner Familie. Dennoch hilft die Liebe, die erst nach dem Krieg zum Eheglück führen kann, ihm während des Krieges zu überleben. Wie Berichte von ehemaligen Soldaten zeigen, gelang es Zarah Leander, die Stimmung der Soldaten an der Front zu heben. «Ich erinnere mich», schwärmt ein Kriegsveteran, «wie wir beim Militär in Russland im Dreck lagen. In unserem Radio hörten wir oft Zarahs Stimme, das gab uns allen wieder Trost und neue Hoffnung.» Gemäss dem NS-Frauenideal von patriotischem Engagement erkennt Hanna, dass ihr Platz die Truppenbetreuung ist, und singt in einem geplünderten Schloss im besetzten Frankreich vor verwundeten Wehrmachtssoldaten «Davon geht die Welt nicht unter». Die Soldaten, einige von ihnen mit SS-Runen am Kragen, schunkeln den Walzer freudig mit. Zu dieser Szene schrieb ein zeitgenössischer Kritiker: «Der flotte Kehrreim begeistert die Verwundeten im Zuschauerraum nicht minder als ihre kriegsversehrten Kameraden auf der Leinwand.» Zeit ihres Lebens hatte Zarah Leander behauptet, niemals vor Wehrmachtssoldaten gesungen zu haben. So ist es sicher als Ironie der Filmgeschichte zu verstehen, dass die «Kameraden auf der Leinwand» echte Landser waren. «Das Theater, in dem wir für diese Szene drehten, hatte 500 bis 800 Plätze. Um Kosten für Statisten zu sparen wurden einfach Soldaten dazu abgeordnet, die Plätze zu füllen», erinnert sich Wolfgang Preiss. «Und wenn sie da sang: ‚Davon geht die Welt nicht unter, sie wird ja noch gebraucht – ja, dann hatte das natürlich einen Propagandawert: Die Welt wird noch gebraucht, ihr werdet noch gebraucht, du wirst ja noch gebraucht.»

Die Lieder «Davon geht die Welt nicht unter» und «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» wurden Zarah Leander nach dem Krieg als Durchhaltelieder angekreidet. Der Film wurde am 12. Juni 1942 uraufgeführt – zwei Wochen nachdem der erste gros-



Die deutsche Frau kann wieder Atem holen.

Heinrich Himmler, 1943, zum Fortgang der Leander

Sie wollte nicht länger in Deutschland bleiben. Als die ersten Bomben fielen, hat sie Angst gehabt. Sie fühlte sich nicht mehr wohl in Deutschland. Das hing nicht nur mit den Bomben zusammen.

Göran Forsell, Sohn von Zarah Leander

«Ich bin Schwedin, was geht mich das an...» Zarah Leander wartet 1944 in ihrer Heimat auf ein Comeback.

se britische Luftangriff die Innenstadt von Köln in Schutt und Asche gelegt hatte. An der Ostfront hatten die deutschen Armeen mit einem neuen Grossangriff begonnen. Die Katastrophe war zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht eingetreten: Erst ein halbes Jahr später sollte Hitlers Armee in Stalingrad geopfert werden und Goebbels im Berliner Sportpalast zum «totalen Krieg» aufrufen. Insofern versprechen die Lieder zu diesem Zeitpunkt noch eher die Erfüllung von Grossmachträumen, als dass sie angesichts des Untergangs zum Heldenmut aufrufen. «Wir wollten damit ausdrücken, es wird wieder Frieden geben, die Menschen werden wieder normal leben können», verteidigte sich die Leander später in einem Interview. «Die Herren da oben haben es so ausgelegt: ‚Es wird ein Wunder geschehen, und wir werden die Welt beherrschen.‘ Das haben wir aber nicht gemeint.» Goebbels’ Maxime von der «unsichtbar wirkenden Propaganda» war jedenfalls hervorragend erfüllt. Der Film erhielt die Prädikate «staatspolitisch, künstlerisch und volkstümlich wertvoll».

Beschwerde gegen den Film legte lediglich das Oberkommando der Wehrmacht ein: Ein deutscher Fliegerleutnant gehe nicht die erste Nacht mit einer flüchtigen Damenbekanntschaft ins Bett, hiess es. Doch Luftwaffenchef Hermann Göring wischte die Kritik beiseite: «Wenn ein Fliegerleutnant eine solche Gelegenheit nicht ausnützt, ist er kein Fliegerleutnant», befand der Lebemann. Die Anekdote über die Rolle der SS-Leibstandarte «Adolf Hitler» bei der Inszenierung von «Ich weiss, es wird einmal ein Wunder geschehn» taucht in den offiziellen Akten allerdings nirgends auf. Es ist schon eine absurde Wirtung der Geschichte, dass ausgerechnet Heinrich Himmlers Prototypen des stahlharten «germanischen Kriegers» mit Zarah Leander in Frauenkleidern auf der Bühne standen und zur Parodie ihrer selbst gerieten. «Ich war ja als Schauspieler völlig unbekannt», erzählt Wolfgang Preiss, der in dem Film einen Fliegeroffizier spielte, genüsslich. «Als ich eines Tages, schon im Kostüm des Oberstleutnants, am Umkleideraum der Statisterie vorbeikam, war die Leibstandarte schon da und zog sich um. Da sah mich der Spiess und brüllte: ‚Achtung!‘, und so wie sie waren, standen alle stramm: in Frauenkleidern, mit verrutschter Perücke, halb geschminkt oder in Unterhosen – es war ein groteskes Bild. Ich sagte so natürlich wie möglich: ‚Weitermachen!‘, doch innerlich habe ich mich totgelacht.»

Bis 1944 standen den Produktionskosten von über drei Millionen Reichsmark die satten Einspielergebnisse von 9,2 Millionen Reichsmark gegenüber. «Die grosse Liebe» sahen bis 1943 rund 27 Millionen Zuschauer. Zarah Leander befand sich auf dem Zenit ihres Erfolges und war zu einem der bestbezahlten Stars im «Dritten Reich» avanciert. Während sie 1937 noch 200'000 Reichsmark Gage verdiente, stieg ihr Gehalt 1943 auf 400'000 Reichsmark jährlich. Das meiste Geld verdiente sie jedoch mit ihren Liedern: «Er heisst Waldemar», «Nur nicht aus Liebe weinen», «Kann denn Liebe Sünde sein», «Der Wind hat mir ein Lied erzählt» waren Schlager, die Schallplatten erreichten Millionenauflagen. Viele dieser Titel nahm sie in Deutsch, Schwedisch und Französisch auf. Aufnahme studios standen ihr in Berlin, Stockholm und Paris zur Verfügung.

Inzwischen hatte der von Hitler entfesselte Krieg längst auch Deutschland erreicht. Seit Februar 1942 setzten die Briten auf die Strategie des Terrors. Erklärtes Ziel war die «Zermürbung der Moral des deutschen Volkes» durch Flächenbombardements deutscher Städte. Als die Royal Air Force Anfang 1943 Unterstützung von den USA bekam, hatte das Leiden der Bevölkerung keine Pause. Fortan flogen die Amerikaner Präzisionsangriffe bei Tag, die Engländer legten ihre Bombenteppiche bei Nacht. Seit 1940 war auch Berlin wiederholt Ziel alliierter Angriffe. Im Januar 1943 forderten US-Präsident Roosevelt und Englands Premier Churchill in Casablanca Deutschlands bedingungslose Kapitulation. Von der Propaganda geschürt, gingen nun Gerüchte im «Dritten Reich» um, die Alliierten wollten Deutschland nicht nur besiegen, sondern auch zerstören und die Bevölkerung vernichten. Der Propagandaspruch «Unsere Mauern brechen, aber unsere Herzen nicht!» zog bei Zarah aber nicht. Sie war Schwedin und wollte nach Hause. Ohnehin zeichnete sich mit der Katastrophe von Stalingrad im Februar 1943 ab, dass Hitlers Reich den Krieg verlieren würde. Goebbels versuchte in seiner berühmt-berüchtigten Durchhalterede im Sportpalast die Bevölkerung für den Endkampf zu mobilisieren: «Wollt ihr den totalen Krieg?». Zarahs Antwort war definitiv: Nein.

Zwar konnte sich die Diva über mangelnde Versorgung nicht beklagen. In ihrer Villa, die über einen eigenen Luftschutzbunker verfügte, liessen sich die Bombenangriffe auf Berlin bequem ertra-

gen. Dennoch musste sie in ständiger Angst leben, dass auch ihr Haus eines Tages von den Bomben getroffen würde. Für den Star wurde es ungemütlich in Hitlers Reich. Ein Konflikt bestärkte sie noch: Erstmals legte sich Zarah Leander während der Dreharbeiten zu ihrem letzten Film «Damals» mit Goebbels und der Ufa an. Freilich nicht aus politischen, sondern nur aus materiellen Gründen. Aufgrund der zunehmenden Devisenknappheit weigerte sich die Ufa entgegen den vertraglichen Abmachungen, 53 Prozent von Zarahs Gage in schwedischen Kronen zu bezahlen, und schlug eine Abrechnung in Reichsmark vor. Wutentbrannt unterbrach die Diva die Dreharbeiten und blieb tagelang zu Hause, bis die Ufa klein beigab und die Kronen überwies.

Schon ab Herbst 1942 verbrachte Zarah Leander nur wenig Zeit in Deutschland und nutzte ihre ständige Reiseerlaubnis nach Schweden. Ihre letzte «kurze Unterredung» mit Goebbels am 28. November 1942 verlief noch halbwegs friedlich. Goebbels versuchte, sie zu weiteren Filmen zu überreden, was sie ihm offenbar auch zusagte. Darüber hinaus bot er seinem Superstar einen Herrensitz in Deutschland und eine stattliche Leibrente und verlangte dafür nur eine Gegenleistung: Zarah Leander sollte die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen. Wahrscheinlich hoffte er, dadurch die schwedische Diva für immer an das «Dritte Reich» zu binden. Doch Zarah Leander war mit Leib und Seele Schwedin. «Ich lehnte ab», schreibt die Leander, «und wir trennten uns in eiskalter Stimmung.» Ihr Entschluss stand ohnehin schon fest: Sie würde Deutschland für immer verlassen. Die meisten ihrer Wertgegenstände hatte sie bereits nach Schweden geschafft. Nun gelang es ihr noch angeblich – wie sie in ihren Memoiren prahlt – dem Wirtschaftsminister Walther Funk in einem Kampftrinken die Genehmigung zur Ausfuhr ihrer wertvollen Antiquitäten nach Lönö abzuluchsen. Zarah, die Kriegsgewinnlerin.

Zur Uraufführung von «Damals» am 3. März 1943 kam sie das letzte Mal nach Berlin. Der Regisseur Rolf Hansen erinnerte sich: «Als gegen halb zwölf endlich alles vorbei war, fuhren wir nach Babelsberg raus, wo die Ufa ein Fest gab. Es wurden Getränke und Delikatessen aufgefahren, dass man dachte, man sieht nicht recht: mitten im Krieg. Später kam Zarah zu mir und lud mich und ein paar Freunde in ihre Grunewalder Villa, um dort im engsten Kreis weiterzufeiern. Wir fahren also, nicht ahnend, dass Berlin inzwischen bom-



Zarah Leander war nur daran interessiert, viel Geld zu verdienen.

Carl-Adam Nykop, schwedischer Journalist

Sie hatte eine mädchenhafte Anmut, die aus der Seele kam, und ich denke, dass da irgendetwas rüberkam, was man nicht erklären und beschreiben kann, was Geheimnisvolles, was die Menschen aber fasziniert hat.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

Sie war eine große Persönlichkeit. Wenn die auf die Bühne oder in ein Zimmer kam, da stand jemand da. Persönlichkeit kann man ja nicht werden, das muss man sein.

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

*»Stets nur eine einzige Rolle gespielt...«
Zarah Leander 1953 mit dem Regisseur Alfred Braun.*

bardiert worden war. Wie wir zu Zarahs Haus kommen, einem lang gestreckten Bungalow, brannte der Küchenflügel lichterloh.» Die Zerstörung ihrer Villa dürfte den letzten Ausschlag gegeben haben, Deutschland den Rücken zu kehren. Im April 1943 siedelte die Leander endgültig nach Schweden um. Ihr Vertrag mit der Ufa galt bis Mitte 1943. In den folgenden Monaten schickte die Ufa immer wieder Drehbuchvorschläge nach Schweden, die Zarah jedoch ablehnte. Sie wollte nicht mehr. Im September 1943 gab sie in der schwedischen Presse bekannt, dass ihr Vertrag mit der Ufa abgelaufen sei.

Für viele deutsche Fans war Zarahs Weggang ein Schock, «für manche ein Menetekel», wie ein Kritiker später schrieb: «Im Gemunkel, ‚Zarah Leander ist fort‘, steckte ein Gefühl von Verlassenwerden, von werdendem Untergang. Der üppigste, allgemeinste, illusionsstärkste Liebesgegenstand war in der beginnenden Kriegsermattung verloren.» Besonders bissig reagierte jedoch die gleichgeschaltete Presse, als Zarah Leander in Schweden angeblich «deutschfeindliche Interviews» gab. Der *Stosstrupp* schrieb am 20. Juli 1944 unter der Überschrift «Zarah Leander, ein Freund der Juden!»: «Der früher in Deutschland bekannte schwedische Filmstar Zarah Leander wird im Herbst in einer Revue im Stockholmer Zirkus auftreten, die vom Deutschenhetzer Gerhard geleitet wird. Gerhard ist ein bekannter Salonbolschewist, der seine Wanderrevuen in ganz Schweden zu hemmungsloser politischer Agitation benutzt. Das Stockholmer Kommunistenorgan *Ny Dag* veröffentlicht ein Interview mit Zarah Leander, worin diese sich als Freund der Juden bekennt und die Frage, ob sie anti-deutsche Couplets singen werde, vollkommen dem Revueveranstalter überlässt.» Auch im von Heinrich Himmler herausgegebenen *Politischen Dienst für SS und Polizei* erschien 1944 ein bitterböser Schmähartikel: «Wir sahen sie eine Zeit lang nicht, das Überweib Zarah Leander. ‚Kann denn Liebe Sünde sein‘, bei ihr war sie es nicht, und wenn sie es wäre – und den Eindruck hatte man bei ihr oft –, so war es ihr egal. Yes Sir – der Weg zur Dirne war bei ihr nie weit und ein vollendet begangener Schleichpfad zum Glück. ‚Eine Frau wird erst schön durch die Liebe‘ – die sich in Ruhm und Geld umsetzen lässt. Erst hat sie eine mondäne Frau in Deutschland darstellen und dann fortschreitend die deutsche Frau verdrängen und ersetzen wol-



Sie war politisch überhaupt nicht interessiert.

Göran Forsell, Sohn von Zarah Leander

Sie tat, als sei sie sehr naiv in politischen Dingen. Sie war niemals naiv.

Ingrid Segerstedt-Wiberg, schwedische Politikerin

*«So bin ich,
und so bleibe
ich...» Zarah
Leander mit
ihrem dritten
Mann Arne
Hülphers.*

len. Wir haben sie dabei grossgemacht. Ihre Bilder haben jeden Bunker geschmückt, und sie war für viele Landser der Inbegriff der Weiblichkeit geworden. Nun sitzt wohl der Iwan in den Bunkern und kann sich an ihrem polierten Lächeln ergötzen. Wir wünschen ihm gute Unterhaltung dabei! Zarah ist verschwunden. Sie ist davongefahren, als bei uns die Wiese der Erotik abgegrast und genug Geld verdient war. Die deutsche Frau kann wieder Atem holen.»

Der aufkeimende Hass gegen Zarah hinderte die Nazis aber nicht daran, trotz Absetzungsforderungen einzelner Parteistellen ihre Filme weiterhin zu zeigen. Ausschlaggebend dürfte ein Schreiben des Reichsfilmintendanten Hans Hinkel an Goebbels gewesen sein, der zu bedenken gab, die Exportschlager seien schliesslich «die Lokomotive für die ganze deutsche Produktion, deren Verkauf damit infrage gestellt wäre». Aus ökonomischen Gründen riet er davon ab, die Filme im In- oder Ausland zurückzuziehen, und wies darauf hin, dass «in den Filmtheatern des Reiches 500 Kopien als Reprisen laufen, die insgesamt 3 Millionen Reichsmark im Jahr einspielen werden. Auf das Geld kann man ohne Zweifel verzichten, es wird aber für den deutschen Film vertrieb unerhört schwierig sein, 500 Theater mit anderen Filmen zu versorgen.» Die Filme blieben zugelassen, und auch im Rundfunk erklangen Zarahs Lieder noch bis Januar 1945.

In Schweden erwartete Zarah jedoch eine böse Überraschung. Naiv hatte sie geglaubt, nahtlos an ihre früheren Erfolge anknüpfen zu können. Stattdessen schlugen ihr Verachtung und Ablehnung entgegen. Man machte ihr zum Vorwurf, Hitlers Star gewesen zu sein. Dabei war die Reaktion vieler Schweden mehr als scheinheilig. Denn das offiziell neutrale Land hatte von Anfang an ein zwiespältiges Verhältnis zu Hitlers Reich gepflegt. Künstler und Literaten hatten es auch nach Hitlers Machtergreifung als selbstverständlich erachtet, in Deutschland zu arbeiten. Anfangs waren die Schweden auch noch stolz darauf gewesen, dass «ihre» Zarah Leander ein internationaler Star war und in Hitlers Reich Karriere machte. Als «Premiere» und «Zu neuen Ufern» 1937 bei den Filmfestspielen in Venedig gezeigt wurden, meldeten die schwedischen Zeitungen: «Zarah Leander repräsentiert Schweden mit einem österreichischen und einem deutschen Film in Venedig.» Alle Zarah-Leander-Filme liefen in ihrer Heimat mit Erfolg.

Nach Ausbruch des Krieges nahm Schweden sogar eine wehrwirtschaftliche Schlüsselstellung ein und deckte mit der Lieferung von Eisenerzen mindestens 30 Prozent des deutschen Kriegsbedarfs für die Produktion von Waffen und gepanzerten Fahrzeugen. Um seine «Unabhängigkeit» nach der Besetzung Dänemarks und Norwegens und dem Kriegseintritt Finnlands zu sichern, genehmigte Schweden sogar deutsche Truppentransporte durch sein Territorium. Im Gegenzug erhielten die Schweden Kohle und Textilien aus Deutschland. Das Gold der Reichsbank soll das Königreich noch bis Ende 1944 gegen Devisen getauscht haben, obwohl bereits seit Anfang 1943 bekannt war, dass es sich um Raubgold aus den besetzten Gebieten handelte. Wie die Schweiz setzte Schweden bei den deutschen Behörden «J» in Judenpässen durch, damit man jüdische Flüchtlinge an den Grenzen leichter erkennen und zurückweisen konnte. Junge schwedische Männer heuerten sogar in der Waffen-SS an, waren Wächter in Konzentrationslagern und beteiligten sich an Erschiessungskommandos. Nach Hitlers Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 wünschte das schwedische Staatsoberhaupt, König Gustav V., dem deutschen Kriegsherrn sogar telegrafisch «grossen Erfolg im Niederschlagen des Bolschewismus». Erst als sich mit der Katastrophe von Stalingrad das Ende des «Tausendjährigen Reiches» anbahnte, wendete sich das Blatt. In Schweden setzte eine antideutsche Haltung ein, die es vorher von offizieller Seite so nicht gegeben hatte.

Karl Gerhard, Zarahs Freund und Förderer von früher, tat sein Bestes, der Heimkehrerin ein Comeback zu verschaffen. Er beschloss, sie für eine seiner Shows zu engagieren. Doch die Nachricht liess in Schweden die Wogen der Entrüstung hochschlagen, die Presse startete eine regelrechte Anti-Leander-Kampagne. So schrieb Carl-Adam Nykop, damals Chefredakteur der *Illustrierten SE*: «Ein normaler schwedischer Mensch verkehrt nicht Jahr für Jahr mit Doktor Goebbels, lässt sich nicht mit der Clique ein, die unsere Nachbarvölker auf das Grausamste und Rücksichtsloseste tyrannisiert hat, macht keine Reisen in die besetzten Länder und lässt sich dort nicht von Vertretern der Besatzungsmacht huldigen. Nicht einmal, wenn man in erster Linie darauf aus ist, Geld zu verdienen, und es dabei praktisch findet, sich als politischen Idioten hinzustellen und sich damit zu entschuldigen. Das ist keine Entschuldigung.»

Am energischsten protestierte die Vereinigung dänischer und norwegischer Flüchtlinge in Schweden: «Sie schrieben einen Brief an Karl Gerhard, in dem sie ihm drohten: Wenn du einfach unter den Teppich kehrst, was Zarah in diesen letzten Kriegsjahren in Deutschland getan hat, dann ist das auch das Ende deiner Karriere», erinnert sich Carl-Adam Nykop. Um die erregte Stimmung zu entschärfen, lud Karl Gerhard die Stockholmer Gesellschaft am 14. Juli 1944 zu einem Empfang in seine Villa. Doch dort kam es zum Eklat. Während einige Journalisten und Kollegen Zarah zusprachen, verliessen andere – sobald sie von ihrem Erscheinen erfuhr – demonstrativ das Haus. Angesichts dieses massiven Gegenwinds trat Zarah Leander in einem offenen Brief an Karl Gerhard von der Mitarbeit in seiner Revue zurück. Zutiefst gekränkt und verbittert entzog sie sich auf ihrem Gut Lönö den Anfeindungen.

In den folgenden fünf Jahren wandelte sich die Diva zur Gutsherrin, kümmerte sich um Fischereibetrieb, Viehzucht, den Gemüsegarten und die Hauswirtschaft. Eine Zeit lang nahm sie Kriegsflüchtlinge aus dem Baltikum bei sich auf, die über die Ostsee vor den Russen geflohen waren. Finanziell musste sich die Leander keine Sorgen machen: Mit ihren Filmgagen und den Tantiemen ihrer Schallplatten war sie üppig versorgt. Doch die Diva war erst 36 Jahre alt, als sie vom Zenit des Ruhms auf einmal ins Nichts stürzte. Sie war Schauspielerin und Sängerin mit Herz und Seele und vermisste ihr Publikum. Auch privat stand es nicht zum Besten: Ihre Ehe mit Vidar Forsell steckte in einer Krise, ihre missliche Lage verschlimmerte die Situation nur noch. 1946 wurde die Ehe geschieden.

Und doch gelang Zarah Leander schliesslich die Rückkehr ins Rampenlicht, trotz aller Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten. Nach dem Zusammenbruch des Hitlerreichs hatten die Alliierten für Zarah Leander ein Auftrittsverbot in den besetzten Zonen verhängt. Aber schon am 13. November 1948 stand sie bei einem Konzert in Saarbrücken wieder vor deutschem Publikum. Die folgende Konzertreise durch Deutschland wurde ein Triumphzug. Die Deutschen hatten «ihre Zarah» nicht vergessen. In Schweden gelang der Diva erst am 5. August 1949 in Malmö das Comeback. In den folgenden Jahren drehte sie noch sieben Filme, darunter «Gabriela», «Cuba Cabana» und «Ave Maria», ohne aber an die Triumphe ihrer Ufa-Filme anknüpfen zu können. Weltweite Erfol-



Deutschland war ihr zweites Vaterland.

Göran Forsell, Sohn von Zarah Leander

Die war ein Star, ein einsamer Star für sich, auf den kein Mensch politisch irgendwie hörte.

Will Quadflieg, Schauspieler

*«Eine grosse
Persönlichkeit...» Zarah
Leander 1972
zum Empfang
bei Willy
Brandt.*

«Tuntenmutter» sagten freche Berliner, weil sie auch mal in einem Klub gesungen hat, wo Homosexuelle waren, und sie war der Liebling.

Ilse Werner, Sängerin und Schauspielerin

ge feierte sie jedoch bis ins hohe Alter mit ihren Ufa-Liedern und als Musicalstar.

Doch die Spekulationen über ihre «politische Vergangenheit» waren damit noch lange nicht vorbei. Schon während des Krieges beobachtete der amerikanische Geheimdienst argwöhnisch Zarahs Aktivitäten. Doch am 19. Dezember 1942 beruhigte der schwedische US-Agent Erik S. Eriksson die Amerikaner mit der Meldung: «Sie war sicherlich keine Sympathisantin der Partei. Ich bin mehr als überzeugt, dass sie zu uns gehört.» Ein schwedischer Diplomat behauptete nach dem Krieg sogar, Zarah Leander habe insgeheim gegen die Deutschen gearbeitet und Menschen zur Flucht verholfen. Vor allem als Zarah Leander 1951 ein Einreisegesuch für eine Konzerttournee in den USA stellte, wurden die Geheimdienstler aktiv. CIA-Akten vermerken, laut Bericht eines Informanten seien im «Dritten Reich» Schauspieler zu Agenten ausgebildet worden, und Zarah Leander habe besonders erfolgreich für das Amt Ausland-Abwehr spioniert. Auch ihr Mann, Vidar Forsell, wurde bezichtigt, grössere Geldbeträge von Deutschland nach Schweden geschafft zu haben, um dort für Deutsche Grundstücke zu kaufen. Ein weiterer Bericht kolportierte, sie habe für den sowjetischen Geheimdienst KGB gearbeitet und als Agentin eines russischen Spionagerings agiert. Zu Zeiten der grossen Kommunistenhetze in den USA waren diese Gerüchte ausreichend: Das Einreisegesuch der Leander wurde abgelehnt. Stattdessen unternahm sie schliesslich eine Tournee durch Südamerika. Ähnliche widersprüchliche Meldungen, Zarah Leander habe einerseits für die Nazis, andererseits für die Sowjets spioniert, finden sich auch in Akten des schwedischen Geheimdienstes. Beweise für eine geheimdienstliche Tätigkeit des Stars erbrachte jedoch keiner. Im Grunde ist die Vorstellung, dass eine Frau, die stets nur ihre Karriere im Blick hatte, politisch tätig gewesen sein soll, ohnehin mehr als absurd.

In Hitlers Reich war Zarah Leander die göttliche, vermeintlich unnahbare Diva. Ihr Abgesang jedoch dauerte jahrzehntelang und geriet zunehmend zur grotesken Selbstpersiflage. Matronenhaft und mit zerfurchtem Gesicht stand sie auf ihren zahlreichen «Abschiedstourneen» immer wieder auf der Bühne, selbst für Butterfahrten mit integriertem Wurstverkauf war sie sich nicht zu schade – ein Fossil ihrer selbst. Hatte schon während ihrer Ufa-Zeit die



*«Ein grosser
Star mit allen
Launen...» Die
gealterte Diva.*

Ich bereue nichts. Bereuen ist immer eine Torheit.

Zarah Leander

Und es gab Zarah Leander, die pompöse Riesin, sinnlich, selbstbewusst, auch weitläufig und, falls das zugelassen wurde, nicht ganz ohne damenhafte Ironie.

Christa Rotzoll, Journalistin

Mischung aus Übermutter und Vamp eine homosexuelle Anhängerschaft garantiert, so geriet sie im Alter zunehmend zur «Tungengöttin» und wird bis heute gern von entsprechenden Darstellern imitiert. Nach dem Tod ihres dritten Ehemanns und Konzertbegleiters Arne Hülphers erlitt sie 1978 einen Schlaganfall. Am 23. Juni 1981 starb sie in Stockholm. Die Lieder von Zarah Leander leben noch heute. Die Schwedin war eine eindrucksvolle Frau mit einer grossartigen Stimme, die sie wohl jedem Regime geliehen hätte, wenn es ihr nur genug dafür geboten hätte. Doch zum Star konnte sie nur in Hitlers Reich werden: Bei den Deutschen kam ihre schwermütige Sehnsucht am besten an, in der Diktatur wurde nach dem von ihr verkörperten Mythos am meisten verlangt. Die politische Verantwortung eines internationalen Stars ignorierte sie. Erst kam der Mammon, dann die Moral. Sie selbst hat nie behauptet, etwas anderes gewesen zu sein als eine Sängerin. Was daran Mythos ist, was Wirklichkeit? Sie sagt: «Ich bin die Leander, das muss reichen.»

Marlene Dietrich
DIE GEGNERIN



Die Antwort, die ich dem Hitler-Regime gegeben habe, als man mich aufgefordert hatte, zurückzukehren und die «regierende Königin der deutschen Filmindustrie» zu werden, ist wohl allgemein bekannt. Was man nicht weiss, ist, dass ich es mir nicht verkneifen konnte, das Messer in den eitlen Herzen dieser Herren umzudrehen.

Wenn es Hitler nicht gegeben hätte, würde ich eine Menge Kinder gehabt haben – und ein Heim in meinem Vaterland.

Ich bin Deutsche und verstehe die Deutschen. Sie alle wollen einen Anführer. Wir alle wollen einen, so sind die Deutschen. Sie wollten ihren Führer. Und sie haben ihn bekommen.

Viele Künstler sind so ergeben zu ihrer Arbeit und so abhängig, dass sie sie nicht für politische Gründe aufgeben können.

Stolz bin ich auf meinen Berliner Humor, der einzig auf der Welt ist und mir oft das schwere Leben erleichtert hat.

Das Deutschland vor Hitler, mein Heimatland, liebte ich natürlich, und meine Erinnerungen sind schön und oft traurig – so wie alle Erinnerungen.

Wenn sie Charakter hätten, würden die Deutschen mich hassen.

Marlene Dietrich

Sie liebte die deutsche Kultur, die Weimarer Republik. Als sich die Dinge zu ändern begannen, als dieses Land mit seiner Kultur und seiner Schönheit sich in die Personifizierung von Hässlichkeit und Grausamkeit verwandelte, war es für sie sehr schwierig, das zu akzeptieren. Sie hat sich aber nicht von ihrem Vaterland abgewandt, sondern von dem, was daraus geworden war.

Maria Riva, Marlene Dietrichs Tochter

Sie ist pure Erinnerung an die Welt des schönen Scheins der zwanziger und dreissiger Jahre, deren Träume sie wohl in reinsten Vollkommenheit verkörperte als auch gläubig mitträumte: Göttin und Kreatur zugleich dieser allerletzten abendländischen Romantik aus dem Geiste des Kinos.

Gunar Ortlepp, Journalist

Was immer Marlene Dietrich macht, ist vollendet. Sie ist eine vollendete Schauspielerin, ein vollendeter Kameramann und eine vollendete Modeschöpferin.

Alfred Hitchcock, Regisseur

Es hat in Deutschland nur zwei Superstars gegeben: Marlene Dietrich und Adolf Hitler.

Karel Dirka, Filmproduzent

Ihre Schönheit war betörend, aber kalt. Ihre Ausstrahlung sinnlich, erotisch, aber von Vernunft beherrscht. Sie war nie wie Rita Hayworth oder Marilyn Monroe das Opfer.

Hellmuth Karasek, Kritiker und Journalist

Was Männer von ihr wollten, wusste sie genau. Und sie wusste damit umzugehen. Die 2'000 GIs im Opernhaus von Algier konnten sie nicht nervös machen – ihr Brüllen, ihre Ungeduld, ihre wüsten Zwischenrufe nahm sie nur am Rande wahr. Selbstbewusst betrat Marlene Dietrich in einer massgeschneiderten amerikanischen Offiziersuniform die Bühne, in der Hand trug sie einen kleinen Koffer. Der unspektakuläre Auftritt verstörte die gespannten Soldaten für einen Moment – doch dann wurden sie belohnt: Der Star des Abends entnahm dem Kofferchen ein sehr durchsichtiges Kleid. Ein eleganter Schritt – und schon stand sie auf offener Bühne hinter einem Paravent. Sekunden später trat sie wieder hervor und trug ihr legendäres «nacktes Kleid», ein vor Pailletten funkelndes Nichts, das alles erahnen liess, ohne irgendetwas zu zeigen. In dieser Aufmachung war Marlene Dietrich der Inbegriff aller Frauen, nach denen sich Soldaten aller Armeen sehnen. Die Erscheinung breitete die Arme aus. «Die Männer stiessen ein animales Geschrei aus, fünf oder sechs Minuten lang. Sie brüllten und schrien a-a-h-h-h. Es war fantastisch, das zu sehen; die Jungs waren völlig weg. Und Marlene ging ganz darin auf. Sie stand nur da und liess sich davontragen», erinnert sich Joshua Logan, ihr Exkollege von der USO-Truppenbetreuung. Und dann bekamen die «Jungs» die erste Nummer zu hören – das schmissige «See What the Boys in the Backroom Will Have». Sie wusste, womit man die Boys verwöhnen konnte: Die Sache mit der «singenden Säge» würde keinen kalt lassen. Marlene setzte sich auf einen Stuhl, schob das Kleid ganz hoch und platzierte zwischen ihren Beinen eine lange Säge, auf der sie den «Pagan Love Song» spielte – eine solch heidnische Hymne an die Liebe war im Fin-de-Siècle-Opernhaus in der französischen Unterstadt von Algier noch nie zu hören gewesen. Und eine derartig frivole Show hatten die meisten der jungen US-Soldaten noch nie gesehen.

Die Männer, die an diesem 11. April 1944 in Felduniformen den Opernsaal bevölkerten, störte es nicht, dass die Frau da oben einen



Jetzt ist Krieg! Schrecklich! Vater ist am 6. August nach dem Westen ausgerückt. Mutti weint immerzu.

Marlene Dietrich, Tagebuch, 15. August 1914

Nun sind alle tot. Heute wird Vater beerdigt. Heute früh waren wir nicht in der Schule, sondern auf dem Ehrenfriedhof bei Vater. Sein Grab wurde gerade gegraben.

Marlene Dietrich, Tagebuch, Juni 1916

«Ich wollte doch eine goldene, frohe Jugend haben...»

Marlene (r.) 1906 mit ihrer Mutter und ihrem leiblichen Vater, dem Polizeioffizier Erich Otto Dietrich.

deutschen Namen trug und ebensolcher Herkunft war. Sie waren begeistert von der blonden Erscheinung, die dort, zum ersten Mal für die in Übersee stationierten US-Truppen, sang und tanzte. Und sie störte es auch nicht, dass führende Nazis – eben jene Männer, gegen die sie ins Feld ziehen mussten – ihre Begeisterung für «die Dietrich» geteilt hatten. Hitlers Helfer Joseph Goebbels zum Beispiel: Er war hingerissen vom Potenzial dieser Frau. Sie zum Aushängeschild deutscher Filmkultur zu machen, war der lang gehegte Traum des Propagandisten. Ein Traum, der nie Realität wurde: Marlene Dietrich wollte den Nazi-Ideologen um keinen Preis als Galionsfigur zur Verfügung stehen. Immer wieder hatten Hitler und sein Handlanger Goebbels um ihre Gunst geworben. Doch die deutsche Diva wies derlei Avancen stets ab. Statt als «Königin der Ufa» in Berlin Ablenkungsfilme zu drehen, zog sie lieber an der Front ihre Show vor US-Soldaten ab. Ihr Publikum war in Khaki und Oliv gekleidet, nicht in Feldgrau. Für die Gis war der Weltstar da, ganz nah, vor ihnen auf der Bühne – sexy und doch unerreichbar. Für die Nazis war sie nur eines: unerreichbar.

Die Dietrich hatte nicht nur bei Soldaten einen durchschlagenden Erfolg. Auch ganz andere Männer waren reihenweise ihren Reizen erlegen: Individualisten, Künstler – Männer, die Uniformen und Uniformität verabscheuten. Als der Amerikaner Joseph von Sternberg an einem Septemberabend des Jahres 1929 das «Berliner Theater» betrat, war der exzentrische Hollywood-Regisseur, der sich sonst gerne in Schnürstiefeln, Reithosen und Turban zeigte, durchaus konventionell gekleidet – im schwarzen Abendanzug, wie es sich für einen Theaterbesuch gehörte. «Zwei Krawatten» hiess das Stück, das er sehen wollte und das als Kassenschlager der Saison das Berliner Publikum amüsierte. 1500 Zuschauer umgaben ihn an diesem spätsommerlichen Abend im voll besetzten Parkett – und sie sahen eine fulminante Show: Jazzige Musik entführte in die Gangsterwelt Chicagos, 50 Akteure und Sänger wirbelten im Charleston-Schritt über die Bühne. Hans Albers brillierte in der Hauptrolle, doch von Sternberg fiel eine Frau auf, die eine unglaubliche Lässigkeit und Eleganz auf die Bühne brachte – sie trug in jeder Szene ihre Lieder in gutem Englisch vor und strahlte gleichzeitig eine gelangweilte Arroganz aus. Wenige Minuten nachdem die 28-jährige Marlene Dietrich die Bühne betreten hatte,



Ich hatte einen Riesenkrach mit Mutti, als sie sagte, wenn ich mit so vielen Pennälern ginge, wäre ich mannstoll. ... Ich werde immer erst darauf gestossen, in allen harmlosen Sachen etwas Schlimmes zu sehen.... Und wenn man denn mal mit 'nem Pennäler auf der Eisenbahn spricht, dann ist man «mannstoll». Nee, nee, das ist zuviel für mich.

Marlene Dietrich, Tagebuch, 4. Februar 1917

Alles, was sie tut, ist perfekt.

Peter Bogdanovich, Regisseur

*«Er gab ihr viel Kraft...»
1923 heiratete Marlene Dietrich Rudi Sieber, trotz ihrer Affären liessen sie sich nie scheiden.*

wusste Joseph von Sternberg, dass seine Suche endlich beendet war. Er hatte seine Lola Lola, seinen gefährlichen, verführerischen Engel, gefunden. Denn Sternberg war nicht zum eigenen Vergnügen im «Berliner Theater» – er suchte nach einer Schauspielerin für sein neuestes Projekt. Hier, in Deutschland, wollte er für die Ufa Heinrich Manns Roman *Professor Unrat* verfilmen. Was ihm noch fehlte, war die «ideale Lola», die als Sängerin im Nachtclub «Der blaue Engel» dem Professor den Kopf verdrehen sollte. Doch zunächst einmal liess sich der Hollywood-Profi von Sternberg den Kopf verdrehen.

Die Marlene, die er auf der Bühne sah, war ein Geschöpf der wilden Zwanziger, die der Welt all das brachten, was wir heute als «populäre Kultur» kennen: Die neuesten Hits auf Schallplatten und im Radio, Filme in den Kinos – all das war überall verfügbar und leicht zu konsumieren. Ein riesiger Markt für eine aufstrebende Industrie und eine riesige Bühne für aufstrebende Künstler.

Wild waren die Zwanziger überall in Europa und Amerika, doch gerade den Deutschen bescherte das neue Jahrzehnt auch ein neues Zeitalter. Politische und gesellschaftliche Umwälzungen hatten bereits 1918 die Nation erschüttert. Die Niederlage an der Westfront und die deutsche Revolution am 9. November 1918 brachten das Ende der Monarchie – und das Ende mancher Illusionen von imperialer Grösse und aristokratischem Glanz. «Warum muss ich diese schreckliche Zeit miterleben? Ich wollte doch eine goldene, frohe Jugend haben. Und nun ist es so gekommen. Der Kaiser tut mir so Leid und all die anderen. Der Mob fällt über jeden her, der im Wagen fährt. Wir hatten ein paar Damen zum Tee gebeten, keine ist durchgekommen. Nur die Gräfin Gersdorff. Ihrem Mann ist von bewaffneten Soldaten auf dem Kurfürstendamm die Kokarde abgerissen worden. Wo man hinsieht rote Fahnen.» Hilflosigkeit und Verwunderung sprechen aus jenen Sätzen, die die fast 17-jährige Marlene Dietrich am 9. November 1918 in ihr Tagebuch schrieb.

«Golden und froh» war die Jugend der Marlene Dietrich, die am 27. Dezember 1901 als Maria Magdalene Dietrich zur Welt kam, nur bis 1914 gewesen. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, der Erste Weltkrieg, liess auch sie und ihre Familie nicht unberührt. Am 16. Juni 1916 fiel an der Ostfront ihr Stiefvater, Eduard von Losch. Er hatte Marlenes Mutter Josephine 1911 geheiratet. Marle-

nes leiblicher Vater, der Polizeileutnant Louis Erich Otto Dietrich, war bereits 1907 gestorben. In Marlenes Erinnerung verschmelzen die beiden uniformierten Männer zu einem Idealbild. «Mein Vater: hohe, imposante Statur, Ledergeruch, glänzende Stiefel, eine Reitpeitsche, Pferde. Meine Erinnerung war verschwommen, undeutlich.» Der zweite Vater, ein Adliger, der bei den Garderegimenten des Kaisers diente, verschaffte der Dietrich-Witwe und ihren Töchtern Marlene und Elisabeth einen spürbaren gesellschaftlichen Aufstieg. Man gehörte als Offiziersfamilie von Adel zu den besseren Kreisen im wilhelminischen Deutschland. Preussisch diszipliniert, aber beileibe nicht engstirnig ging es zu im Schöneberger Elternhaus. Marlene und ihre ältere Schwester waren privilegiert: Lyzeum und Musikunterricht, Teenachmittage, französische und englische Gouvernanten – die aristokratische Lebensart wilhelminischer Prägung konnte weltgewandt und luxuriös sein. Und doch verinnerlichten die Kinder auch preussische Tugenden: «Seine Pflicht zu tun» war ein Erziehungsideal. Marlene Dietrich beschrieb 1991 in einem Interview das Vermächtnis jener Jahre: «Ich habe in meiner Kindheit gelernt, mich zusammenzunehmen. Ich habe auch gelernt, andere Menschen mit negativen persönlichen Gefühlen nicht zu behelligen.»

Der graue Kriegsalltag machte ab 1914 das Leben mühsamer. Die Menschen in Deutschland hofften vergeblich auf einen schnellen Sieg. Stattdessen machten sie in den folgenden Jahren Steckrübenwinter durch und litten Hunger. Grippewellen kosteten tausende Zivilisten das Leben. Auf den Familien lastete die Ungewissheit über das Schicksal der Lieben im Felde. All das – besonders aber der Tod des Stiefvaters – warf einen Schatten auf das Leben der jungen Marlene. Dass der Krieg kein Abenteuer war, prägte sich ihr genau ein.

Niederlage und Novemberrevolution veränderten das Leben aller Deutschen. Jeder reagierte auf seine Weise. Viele lehnten die Neuerungen ab, hingen alter Grösse und vergangenen Werten nach – sie wurden in der jungen Republik zu ressentiment-beladenen Gegnern der Demokratie. Andere, offenere Geister, gingen spielerischer mit dem Wandel um. Das Gefühl der Resignation wandelte sich zu einer ironischen Grundeinstellung, die es leichter machte, mit den ernüchternden Realitäten zurechtzukommen. Werte und Moral – was zählte das noch nach einem so schrecklichen Krieg? Man amüsierte sich und lebte – Berlin wurde zu einer Stadt, in der

jede Art von Vergnügen, von Sex, von Drogen zu haben war, ganz gleich, wie schlecht die Zeiten auch schienen. Das war die Welt, in die die junge Marlene Dietrich hineinwuchs. Sie erkannte, dass sich ihr in dieser Welt durchaus Chancen boten.

Die «höhere Tochter» Marlene Dietrich fasste eine Karriere als Musikerin ins Auge. In Weimar studierte sie von 1919 bis 1921 an der Musikhochschule Geige. Das unabhängige Studentenleben, damals gar nicht üblich für junge Frauen, sowie die besondere Bohème-Atmosphäre der Stadt, die Anfang der Zwanzigerjahre Heimat der Bauhaus-Gruppe war, bestärkte die schöne, freizügige und begehrte Marlene in ihrem individuellen Stil. 1921 fand sie in Berlin ihren ersten Job – als Geigerin war sie die einzige Frau in einem Kino-Stummfilmorchester. Ironie des Schicksals: Ihre bemerkenswert schönen Beine verursachten anfangs einen Karriereknick – sie wurde nach vier Wochen entlassen, weil ihre wohlgeformten Waden und kess gezeigten Knie für die männlichen Musiker angeblich eine ständige Ablenkung waren.

Warum sollte sie ihre offenkundige Wirkung auf die Männer nicht beruflich nutzen? Marlene ging als Mitglied von «Guido Thielschers Girl-Kabarett» mit einer Revue-Tanzgruppe auf Tournee. Vom Problemfall waren ihre Beine zum Karriere-Trumpf geworden – und sie sollten es lange bleiben. Zurück in Berlin, tanzte sie in frivolen Varieté-Revuen. Die Bühne, das Rampenlicht, die Bewunderung wurden zum Lebenselixier der jungen Frau, doch als Tanzgirl wollte sie nicht den Rest ihrer Karriere zubringen. Die 20-Jährige war nicht nur schön und diszipliniert, sondern auch ehrgeizig – und dreist. So erschien sie eines Tages in der Schauspielerschule des schon damals legendären Max Reinhardt zum Vorsprechen. Nach einem ermutigenden Anfangserfolg liessen die Prüfer sie bei der Abschlussbeurteilung durchfallen. Doch die talentierte junge Dame schlich sich durch die Hintertür in die Reinhardt-Theaterwelt. Sie nahm regelmässig Gesangsunterricht und privaten Schauspielunterricht bei einem Reinhardt-Lehrer und verkehrte ständig in den Reinhardt-Theatern. Dabei gelang es ihr, kleine Rollen zu ergattern, die sie ganz nah an die grossen Bühnenstars ihrer Zeit heranbrachten. Bis 1923 hatte sie schon 92mal auf der Bühne gestanden und gründlich an ihrer Bühnenpräsenz gefeilt.



Sie wusste schon mit 16, dass sie «die Dietrich» werden wollte.

Das Schicksal hätte auch in Deutschland für sie gearbeitet. Wer weiss, vielleicht wäre sie eine Riefenstahl geworden.

Maria Riva, Marlene Dietrichs Tochter

Sie begnügt sich nicht damit, bloss schön zu sein. Sie ist Realistin und hat auch etwas von einem Clown.

Noel Coward, Schriftsteller, Regisseur und Schauspieler

*«... ohne scheinbaren Grund das Glücken in der Kehle...»
Das Jungtalent Marlene Dietrich genoss ihr Leben im Berlin der «wilden Zwanziger».*

Die Nachwuchsschauspielerin hatte einiges vorzuweisen – und sie hatte den richtigen Instinkt: In der Metropole Berlin gab es neben dem regen Bühnenleben auch eine boomende Filmindustrie. Marlene bat einen Onkel, der geschäftliche und gesellschaftliche Kontakte zur Filmbranche hatte, sie mit Regisseuren bekannt zu machen. Tatsächlich bekam sie 1922 eine winzige Rolle – und fand sich vollkommen unphotogen: «Wie eine Kartoffel mit Haaren», kommentierte sie ihr Aussehen beim Betrachten des Films «So sind die Männer». Dennoch gab ihr der Schauspieler Wilhelm Dieterle 1923 bei seinem Regiedebüt eine Rolle in dem Film «Der Mensch am Wege». Langsam wurde sie der Öffentlichkeit und einigen Kritikern bekannt.

In der Filmbranche lernte sie 1922 auch ihre erste grosse Liebe kennen: Rudi Sieber war bei einem Filmproduzenten für die Besetzung kleiner Rollen zuständig. Er beschloss kurzerhand, dass Marlene in seinem Privatleben eine bedeutsame Rolle spielen sollte. Der erfahrene, gutaussehende und charmante Rudi gewann tatsächlich das Herz der aufstrebenden Schauspielerin – am 17. Mai 1923 heirateten sie. Am 13. Dezember 1924 kam Maria Elisabeth Sieber zur Welt, Marlene Dietrichs einziges Kind.

Wenige Monate nach der Geburt reichte der jungen Frau die Beschränkung auf die Mutterrolle nicht mehr. Ebenso wie ihr Ehemann stürzte sich Marlene in das Berliner Nachtleben. Das vermeintliche Traumpaar entflohe nachts den Zwängen des Tages: Nicht immer gemeinsam, aber mit der gemeinsamen Begeisterung für Frivolität und Dekadenz der pulsierenden Hauptstadt durchstreiften sie Bars und Nachtclubs. Marlene war bekannt als «Girl vom Kurfürstendamm», zu hübsch und zu frivol, um als Schauspielerin wirklich ernst genommen, zu gut, um ignoriert zu werden. Ein Kritiker schrieb 1924 von der «Beredsamkeit ihrer Beine» und bewunderte ihre «schöne, triebhafte Weibsjugend». Der Kritiker-König Alfred Kerr schätzte Marlene, wie er schrieb, «um ihres Fleisches willen». 1926 konnte sie endlich ihr Image mit einer Rolle verbinden. In dem Theaterstück «Duell am Lido» spielt sie eine männermordende Französin. Im damals gewagten seidenen Hosenanzug stellte sie eine moderne, draufgängerische junge Frau dar, exotisch und von Moralbegriffen unbelastet. 1927 trat sie neben der Kabarett­sängerin Claire Waldoff in der komischen Musikrevue «Von Mund zu Mund» auf. Hier präsentierte sie das, was

Joseph von Sternberg später so faszinieren sollte: die zurückgenommene Lässigkeit, mit der sie sich bewegte, und die gelangweilte Art, mit der sie – scheinbar nebenbei und ohne über eine grosse Stimme zu verfügen – ihre Lieder vortrug.

Die Filmkarriere allerdings stagnierte, ein Durchbruch war nicht in Sicht. Auch die Ehe mit Rudi Sieber wurde im Nachtleben Berlins aufgegeben. Tochter Maria hatte viele liebevolle Verwandte, aber keine Mutter, die ihr ausreichend Zeit widmete. Marlene ging auf Reisen. Nach mehreren Auftritten in Wien, die sie einer Liebesaffäre mit dem österreichischen Filmstar Willi Forst zu verdanken hatte, kehrte sie nach Berlin zurück.

Ihr nächstes Engagement machte sie dort zu einer lokalen Berühmtheit. Sie spielte in der Musikrevue «Es liegt in der Luft» auf der singenden Säge – mit gespreizten Beinen sass sie auf einem Stuhl und bearbeitete das Stahlblatt des Holzfällerwerkzeugs. So entdeckte schliesslich ganz Berlin die schönsten Beine der Stadt. Bald wurden sie zum Slogan: «Marlene, mit die schönen Beene...»

Bis Sternberg ihr im «Berliner Theater» begegnete, hatte Marlene Dietrich in 16 Filmen mitgespielt – Werke, die sie später gern verleugnete. Als sie 1929 in dem Stück «Zwei Krawatten» auftrat, zeigte sie dem Publikum und dem Hollywood-Regisseur all das, was sie später auszeichnen sollte: eine eigentümliche Mischung aus Vitalität und Depression; eine Stimme, die eine leichte Traurigkeit, ja Resignation durchschimmern liess; eine Haltung, die Welt so zu nehmen, wie sie ist, sich aber nicht von ihr besiegen zu lassen.

Die Welt zu verändern war nicht ihre Sache. Sie interessierte sich nicht für die Tagespolitik der Weimarer Republik – ebenso wenig wie für Hitler und seine Partei, die diese Republik verachteten und der Demokratie den Garaus machen wollten. Marlene Dietrich interessierte sich zuallererst für ihre Karriere. Und die kam 1930 richtig in Fahrt. In Sternbergs Ufa-Film «Der blaue Engel» spielte sie die Lola Lola, deren verführerische Auftritte den biederen und unbeliebten Lehrer Raat – gespielt von Emil Jannings – um den Verstand bringen. Seine Vorliebe für die Sängerin und das Milieu, in das er im Nachtclub «Blauer Engel» gerät, machen ihn gesellschaftlich unmöglich. «Ich bin von Kopf bis Fuss auf Liebe eingestellt...», singt die Verführerin Lola auf der Bühne, doch als der Professor – wie ein Insekt magisch vom Lampenschein angezogen

– ihr verfallen ist, gibt sie sich ungerührt: «Wenn Motten verbrennen, dafür kann ich nicht.»

In «Der blaue Engel» spielt die Newcomerin Marlene Dietrich den weltweit renommierten Emil Jannings glatt an die Wand. Doch die Ufa-Chefs, allen voran der deutschnationale Pressezar Alfred Hugenberg, waren vom Inhalt des Films so schockiert, dass sie Marlenes Talente gar nicht wahrnahmen – sie glaubten an ein Fiasko des Films und verzichteten auf weitere Vertragsoptionen mit der Darstellerin. Die Premiere des Films in der Reichshauptstadt wurde vorläufig abgesagt. Ein Paramount-Vertreter in Berlin jedoch kabelte nach Hollywood: «Sie ist sensationell – unter Vertrag nehmen!» Paramount griff zu. Die Amerikaner glichen mit 20'000 Mark alle Vertragsverpflichtungen, die Marlene in Berlin noch hatte, ab. Die junge Deutsche war frei – das Abenteuer Hollywood konnte beginnen.

Am 1. April 1930 sass Marlene Dietrich im Gloria-Palast am Kurfürstendamm in der ersten Reihe – nicht auf einem der unbeliebten «Rasierstuhlsitze», sondern auf den Ehrenplätzen für die Stars des Abends. Premierenfieber hatte das ganze Team gepackt – nervös rutschten die Protagonisten des «Blauen Engels» auf ihren Sitzen herum. Neben Marlene sassen Emil Jannings, Joseph von Sternberg und der Produzent Erich Pommer. Endlich flimmerte die Schlussequenz über die Leinwand, der Vorhang fiel. Sekunden der Stille folgten, dann brandete der Applaus auf. Das Publikum feierte die Hauptdarstellerin frenetisch – Emil Jannings wurde zum Statisten degradiert.

Marlene war der Star der Zukunft. Doch der Filmmogul Hugenberg und seine Kompagnons – damals war die Ufa der mächtigste Filmkonzern Europas – konnten mit Marlene Dietrich nichts anfangen. In ihrer Vorstellungswelt war kein Platz für diesen aufgehenden Stern. Das Deutschland, das Hugenberg wollte und das die Nazis ab 1933 schufen, würde den kulturellen Rückwärtsgang einlegen – völkisch-spiessig sollte es nach ihren Vorstellungen zugehen. Die deutsche Filmindustrie hatte dem Toptalent keinen Vertrag angeboten. So wurde Marlene die Entscheidung für oder gegen Deutschland schon 1930 abgenommen.

Also Hollywood. Schon am Tag nach der Berliner Premiere des «Blauen Engels» reiste Marlene nach Amerika ab. Ehemann Rudi,



Er war derjenige, der ihr sagte, dass etwas Furchtbares in Deutschland passierte, der sagte: Bleib weg, bleib weg. Er war politisch viel bewusster als sie. Er gab ihr viel Kraft.

*Maria Riva, Marlene Dietrichs Tochter,
über das Verhältnis von Marlene Dietrich zu ihrem Ehemann Rudolf Sieber*

Wenn man sie fragt, was sie von Hitler und den Nazis hält, antwortet sie: «Ich spreche nie über Politik.»

*US-Journalistin Dorothy Calhoun in der
Zeitschrift Motion Picture, Januar 1934*

Der einzige trostlose Punkt in dem ersten Aufenthalt in Hollywood war die Sehnsucht nach meinem kleinen Kind, das ich mit meinem Mann und der Kinderschwester in Berlin gelassen hatte, weil sie zu klein für eine solche grosse Reise war.

Marlene Dietrich

*«Beschädigtes
Privatleben ...»
Marlene Dietrich
nahm 1931 ihre Tochter
Maria mit nach
Amerika, rechts
Ehemann Rudi
Sieber.*

der mit seiner Geliebten Tamara und der kleinen Maria in Berlin bleiben wollte, hatte nichts dagegen. Doch Hollywood und Berlin trennten Welten – das musste die Deutsche mit Erschrecken feststellen. Sternberg und die Paramount-Bosse hatten eine kleine Überraschung parat: Sie machten ihr sofort klar, dass sie zwar an ihrem Potenzial interessiert waren, nicht aber an ihrem momentanen Typ. Den würden sie vollkommen verändern – nach den Bedürfnissen des Studios. Joseph von Sternberg war stolz auf seine Entdeckung und begann Marlene nach den Vorgaben der Paramount-Imagewächter zu formen. Er schickte sie zu einem Stimmbildner, um ihren Akzent zu verbessern; er befahl Diät und Gymnastik; er schlug ihr vor, zwei Backenzähne ziehen zu lassen, um ihre Wangen schmaler zu machen. Make-up und Augenbrauenstyling rundeten die Naturbegradigung à la Hollywood ab. Und als Regisseur wusste von Sternberg, was man mit Beleuchtung und Kamera aus einem Gesicht machen konnte.

«Sternbergs Beleuchtung und sein Make-up schmolzen Lola Lolas Ungeschliffenheit weg, und die Symmetrie des Gesichts schien nun alles anzudeuten: Rätselhaftigkeit, Sehnsucht, Verführung, Wärme, Verwundbarkeit, Überdruß», schreibt Marlene-Biograf Steven Bach. Der Boden für den Mythos Marlene war bereitet – nun konnte vieles in sie hineingelesen werden. Der Privatmensch Marlene Dietrich verschwand hinter dem maskenhaften Image. «Sie war nicht privat. War zu jedem, wie er es brauchte – und zu sich selbst gnadenlos», schrieb eine Journalistin über sie. Marlene selbst sprach 1991 in einem Interview von einem «beschädigten Privatleben». Das neue Image wurde in den USA in Werbefeldzügen planmässig verbreitet. Noch bevor sie überhaupt in den Kinos zu sehen war, hiess es auf Plakaten und in ganzseitigen Anzeigen: «Der neue Star der Paramount – Marlene Dietrich».

Dann erst präsentierte man sie auf der Leinwand: In dem Film «Morocco» (deutscher Titel «Herzen in Flammen») spielt sie eine weltmüde, staatenlose Heldin, die Pariser Nachtclubsängerin Amy Jolie, die sich in den Kolonien glücklos in einen Fremdenlegionär – gespielt von Gary Cooper – verliebt. Sie zeigt sich in Frack und Zylinder als rätselhafte Frau, die dem Milieu von Prostitution und Kokainmissbrauch nicht entkommen kann. Schliesslich zieht sie weiter, nach Buenos Aires, um dort das gleiche Leben weiterzuführen. «Es gibt auch eine Fremdenlegion der Frauen», legt ihr das



Ich kämpfe so gegen das Absterben hier und gegen das Absterben überhaupt, gegen das hohle Gefühl innen. Ich gebe immer nur her und kriege nichts.

Marlene Dietrich, Brief vom 2. April 1934 an Max Kolpe

Ich habe für mich selbst nie gelitten, mein Geburtsland zu verlassen. Ich lebte in einem Land, dass grosszügig alle Fremden in Not aufnahm.

Marlene Dietrich 1991

«... keine gewöhnliche Frau...»

Marlene Dietrich gratuliert Ernst Lubitsch (r.) mit einer Torte zum 25-jährigen Regiejubiläum.

Drehbuch in den Mund – ein Motto, das für ihren weiteren Lebensweg nicht unpassend war. «Morocco» brach in den USA alle Zuschauerrekorde – trotz Depression klingelten die Kassen der Paramount und der Kinobesitzer. Die *Los Angeles Times* lobte: «Miss Dietrich zeichnet sich aus durch provokative Gelassenheit und eine wunderbar sparsam eingesetzte Ausdruckskraft.» Sie trainierte jedes Wort, jede langsame Bewegung, jeden tiefen, geheimnisvollen Blick – dem Zufall überliess sie nichts, denn Schönheit, das wusste sie, ist kein Zufallsprodukt. Der Dietrich-Stil sollte ihr Erfolgsrezept bleiben. Das Rezept – man mische Hollywoods harte Schule mit Berliner Bohème-Manieren – wurde weltweit goutiert. Und in der Heimat war man stolz auf die Berliner Pflanze, die jenseits des Ozeans so prächtig gedieh.

Marlene Dietrich kam zurück nach Berlin, wenn auch nur besuchsweise. Die Spreemetropole feierte sie bei ihrer Stippvisite 1931. Es sollte der erste und letzte Triumph gewesen sein, der ihr in der Heimatstadt vergönnt war. Die Dietrich in Berlin – das wollte jeder sehen. Alle öffentlichen Auftritte wurden zu Tumulten, die Berliner waren begeistert. Doch Marlenes Genugtuung hielt sich in Grenzen. Einem befreundeten Journalisten gestand die 29-Jährige: «Ich hatte es in Berlin als kleine Schauspielerin sehr schwer. So richtig glücklich macht mich das Berühmtsein nicht mehr. Wissen Sie, der Ruhm kam etwas zu spät.» Und gerühmt wurde sie in Deutschland nicht von allen: NSDAP-Vertreter bezeichneten ihre Filme als «drittklassigen und verderblichen Kitsch» und forderten, sie aus deutschen Kinos zu verbannen.

Auch in den USA gab es Kritik: Die moralisch-rigiden amerikanischen Frauenorganisationen riefen zum Boykott der Dietrich-Filme auf, weil sie darin vorwiegend als Prostituierte auftrat. Und noch einen Kritikpunkt gab es: Sie lebte in Hollywood, während ihr Kind und ihr Mann in Deutschland waren. Um ihr öffentliches Ansehen zu retten, beschloss Marlene, ihre Tochter Maria zu sich in die Staaten zu holen. Ehemann Rudi Sieber liess sich mit seiner Geliebten Tamara in Paris nieder – als Paramount-Verantwortlicher für die Synchronisation von Filmen. Marlene hatte somit alle versorgt. Niemand würde leiden – zumindest sah sie es so.

Während «Morocco» Paramount aus den roten Zahlen brachte,



*«Ich war ja zum Glück in Amerika, als die Nazis an die Macht kamen...»
In der Wahlheimat frönte sie dem Luxus und reiste stets mit grossem Gepäck.*

Ich habe, vielleicht weil Frühling ist, plötzliche Sehnsucht nach Berlin. Ich denke da so an Spätnachmittage im offenen Wagen den Kurfürstendamm entlang, und so ohne scheinbaren Grund an das Glucksen in der Kehle. Vielleicht war das, weil man jung war und zu Hause.

Marlene Dietrich, Brief vom 2. April 1934 an Max Kolpe

Marlene Dietrich hat in Amerika Fuss gefasst. Sie war nicht einverstanden mit dem, was hier geschehen ist. Sie hatte die Möglichkeit, dem zu entrinnen. Das kann man ihr nicht übel nehmen und auch nicht als Vaterlandsverrat auslegen.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

erwies sich ihr nächster Film «Dishonored» («X.27» war der deutsche Titel) als ziemlicher Flop. Marlene spielte eine Wiener Prostituierte, die im Ersten Weltkrieg vom Chef des österreichischen Geheimdienstes als Liebesspionin eingesetzt wird. Dennoch blieb von Sternberg dabei, Marlene Dietrich auch weiterhin in ihrer Klischeerolle zu präsentieren. Es folgte «Shanghai Express». Der Film wurde Sternbergs grösster Publikumserfolg und für drei Oscars nominiert. Doch das US-Magazin *Vanity Fair* urteilte feindselig: «Sternberg vertauscht seinen offenen Stil gegen schicke Spielerei, vor allem mit den seidenbestrumpften Beinen der Dietrich, mit ihren Pobacken in Spitzen; und aus ihr selbst machte er die Krönung aller Nutten.» Sternberg liess sich nicht beeindrucken. In «Blonde Venus» agierte Marlene erneut als Nachtclub-sängerin, die sich prostituiert, um für ihr Kind zu sorgen und die Behandlung ihres kranken Ehemanns zu finanzieren. Beim Publikum fiel dieser Film durch.

Währenddessen riefen in Deutschland die Nazis zum Boykott des Spielfilms «Dishonored» auf, den sie als «zweitklassigen Remarque» bezeichneten. Nach Nazi-Massstäben war das eine doppelte Verunglimpfung: Schon die erstklassige US-Verfilmung des Remarque-Romans «*Im Westen nichts Neues*» war ihnen wegen seiner antimilitaristischen Botschaft absolut zuwider.

1932 war Marlene in der Krise. Das Publikum lehnte ihre Filme offenkundig ab. Der Paramount ging es schlecht – es drohte ein Bankrott, auch die Filmbranche litt unter der grossen Weltwirtschaftskrise. Für Marlene Dietrich und Joseph von Sternberg brachen harte Zeiten an: Bei der Paramount hatten sie keine Freunde mehr. Die Leute, die den Regisseur und seine Entdeckung nach Hollywood geholt hatten, waren entweder gekündigt oder innerhalb der Firma kaltgestellt worden. Der 38-jährige von Sternberg liess verlauten, dass ihm die Filmerei zum Halse heraushänge. Er wolle in den Ruhestand gehen, um zu malen, zu lesen und ein Haus zu bauen.

Auch Marlene wollte Konsequenzen ziehen. Sie kündigte an, nach Europa zurückzukehren, um in Berlin und Paris eine Bühnenkarriere anzustreben. Doch die Deutsche blieb in Amerika – weil sie vertraglich dazu gezwungen war. Paramount wollte sie nicht ziehen lassen: Man zahlte der Diva in Wartestellung lieber ein wöchentliches Taschengeld von 4'000 Dollar. Schliesslich verpflicht-



Selbst wenn sie nichts anderes als ihre Stimme hätte, könnte sie damit Herzen brechen.

Ernest Hemingway, Schriftsteller, 1952

Sie gehörte zu den Menschen, bei denen man das unheimliche Gefühl hat, dass das Leben nur für sie da ist und alles nur geschieht, damit sie es übernehmen und dadurch grösser werden können.

Maria Riva, Marlene Dietrichs Tochter

Ich war immer ein Fan von Marlene Dietrich, und ich kann sie sehr gut verstehen. Wenn ich damals die Möglichkeit gehabt hätte – ich war ja viel zu jung –, aber wenn ich sie gehabt hätte, hätte ich es sicher auch getan.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

«The Kraut» nannte Ernest Hemingway, hier mit Marlene Dietrich tanzend, die deutsche Diva.

teten die Studiobosse sie für den Film «Song of Songs». Unter der Regie von Rouben Mamoulian sollte sie – wie in ihren ersten vier amerikanischen Filmen – ein «leichtes Mädchen» oder besser gesagt, eine Prostituierte spielen. Marlene war von der Rolle der «Lily» nicht gerade begeistert und schwänzte wichtige Vorbereitungen. Als ihr Paramount daraufhin die 4'000 Dollar strich, fühlte sie sich von weiteren vertraglichen Verpflichtungen befreit. Sie wollte tatsächlich weg aus Hollywood im Dezember 1932 – zurück nach Europa. Die politische Dauerkrise in Deutschland schreckte sie nicht. Die Nazis an der Regierung? Den bevorstehenden schlimmsten Unfall der deutschen Geschichte konnte sich ohnehin niemand wirklich vorstellen. Berlin war nach wie vor eine interessante Karriereperspektive.

Das sah auch Joseph von Sternberg so: Er reiste in die deutsche Hauptstadt, traf sich ab und zu mit Leni Riefenstahl und dinierte immer wieder mit Alfred Hugenberg. Konkrete Projekte allerdings entwickelten sich für Sternberg und Marlene daraus nicht. Ausschlaggebend für den weiteren Weg der Schauspielerin war etwas ganz anderes: Ihre Anwälte rieten ihr eindringlich, den Paramount-Vertrag zu erfüllen. Und so trat sie am 3. Januar 1933 für «Song of Songs» an – widerwillig, weil sie sich, wie sie sagte, bei Paramount «unter Hausarrest» fühlte.

Von der Machtergreifung Adolf Hitlers und von den politischen Umwälzungen in Deutschland war sie also abgelenkt, zumal sie sich mit Affären tröstete. Die Kandidaten – ob nacheinander oder nebeneinander, wusste nur die Diva selbst – hiessen: Maurice Chevalier, der bei Paramount einen Film drehte, Rouben Mamoulian, der ihr Regisseur war, und Brian Aherne, der in «Song of Songs» als männlicher Partner fungierte.

Von Sternberg dagegen wurde in Berlin Zeuge der neuen politischen Realitäten – am 28. Februar 1933 fuhr er in einem Taxi auf dem Weg zum Flughafen Tempelhof am qualmenden Reichstagsgebäude vorbei. Der Brandstiftung beschuldigt wurde ein junger holländischer Kommunist namens Marinus van der Lubbe – bis heute wird gemutmasst, dass die Nationalsozialisten bei dem Anschlag die Fäden gezogen hatten. Die Regierung Hitler bekam nach dem Schock des Reichstagsbrandes freie Hand, um gegen Kommunisten und politische Gegner vorzugehen: Reichspräsident Hindenburg setzte mit einer Notverordnung Teile der Verfassung ausser Kraft und räumte dem Reichskanzler Hitler weitgehende

Befugnisse ein. Von Sternberg, der sich selbst als «unpolitischen Menschen» bezeichnete, sah die Zeichen der Zeit nicht. Darin glich er vielen Deutschen – kaum jemand nahm die Nazi-Gefahr ernst. Dass sein Ufa-Verhandlungspartner Hugenberg die Nazis finanzierte und der Steigbügelhalter Adolf Hitlers beim Aufstieg zum Reichskanzler war, interessierte ihn nicht sonderlich.

Aus der Ferne sah Marlene klarer. Sie erkannte, dass sie mit Sternberg in Deutschland ohnehin keine Chancen haben würde. Angesichts der «braunen Revolution», die ihr Heimatland durchlebte, ahnte sie, dass es unrealistisch war, mit einem amerikanischen Juden aus Wien einen Film in Deutschland zu planen. Ihr Gefühl trog sie nicht: Schon im April 1933 entzogen die Nazis einigen prominenten jüdischen Künstlern die Staatsbürgerschaft. Es traf Max Reinhardt, Kurt Weill, Lion Feuchtwanger. Alle, die dem Nazi-Kunstverständnis nicht entsprachen, waren bedroht. Thomas und Heinrich Mann, Bert Brecht, Arthur Koestler, Fritz Lang und Billy Wilder, aber auch etliche moderne Maler sowie Architekten, die den Bauhaus-Stil geprägt hatten, galten plötzlich als unerwünscht – um weiteren Verfolgungen zu entgehen, emigrierten sie und viele andere.

Am 10. Mai 1933 erfolgte der zweite Schlag der Nazis gegen das deutsche Kulturleben. NS-treue Studenten und Aktivisten verbrannten öffentlich die Werke von Marx, Freud, Heine, den Manns, von Stefan Zweig, von Erich Maria Remarque und Hunderten anderer, die von den braunen Banausen als «entartet» verfemt wurden. Der gescheiterte Postkartenmaler Adolf Hitler bestimmte, wer und was in der Kunst gut und wertvoll sei. Künstler und Publizisten, die nicht in sein spiessiges Weltbild passten, wurden vertrieben, bekämpft und – wie im Fall des *Weltbühne*-Herausgebers Carl von Ossietzky – in Konzentrationslagern unter mörderischen Umständen eingesperrt.

Marlene Dietrich konnte für die neuen Machthaber in Deutschland und deren Kulturpolitik keinerlei Sympathie aufbringen. Sie war auf eine bemerkenswerte Weise frei – frei von Vorurteilen, frei von Konventionen, geprägt vom Kulturleben der «Goldenen Zwanziger» in Berlin. Gleichzeitig fühlte sie sich preussisch-aristokratischen Idealen verpflichtet – den pöbelhaften Nazi-Führer Adolf Hitler und seine Parteigenossen verachtete sie. Deren Geschwätz von einer «Volksgemeinschaft» liess sie ungerührt – mit

wem sie sich zusammentat, sollte ganz allein ihre Entscheidung bleiben. Bestätigt wurde ihre ablehnende Haltung durch Rudi, ihren Ehemann. Er sah mit eigenen Augen, was in Berlin vor sich ging, und telegraphierte seiner Frau nach Santa Monica: «Situation schrecklich.... Bars grösstenteils geschlossen. Theater, Kinos unmöglich, Strassen leer. Juden unserer Branche sind in Paris, Wien, Prag.»

Was nach der Machtergreifung in Deutschland geschah, hatte Auswirkungen auf Hollywood. Während das Land der Dichter und Denker kulturell verarmte, wurde die amerikanische Kultur durch die besten Köpfe aus Deutschland bereichert. Freilich hatten auch die Besten in der Neuen Welt enorme Schwierigkeiten. Zwar bot Hollywood gute Arbeitsmöglichkeiten für Filmleute, doch viele Emigranten strandeten in den USA ohne Perspektive auf eine erfolgreiche und lukrative Karriere. Nur wenn sie Glück hatten trafen die noch orientierungslosen und oft mittellosen Neuankömmlinge in Hollywood auf Landsleute, die bereit waren, ihnen grosszügig zu helfen. Neben Ernst Lubitsch, Salka Viertel oder Lion Feuchtwanger gehörte auch Marlene Dietrich zu den Etablierten. «Ich war ja zum Glück in Amerika, als die Nazis an die Macht kamen. Daher war ich, wie alle in Amerika, über die Gräueltaten und alle Vorgänge in Deutschland orientiert und konnte vielen Verfolgten helfen zu entkommen und ihnen erst Obdach verschaffen, später Arbeit», erzählte sie später bescheiden. Sie erwähnte nicht, dass sie mit sehr grosszügigen finanziellen Zuwendungen die Not zahlreicher politischer Flüchtlinge linderte – und vielleicht sogar Leben rettete. Denn die USA hielten strikt an festgelegten, relativ niedrigen Einwanderungsquoten fest und erteilten darüber hinaus nur Einreiseerlaubnisse, wenn der Antragsteller einen Bürgen in den USA vorweisen konnte, der sein finanzielles Auskommen garantierte. Unter dem Eindruck der Ereignisse erkannte die Diva, dass Disziplin das Gebot der Stunde war – ihre finanzielle Absicherung und Liquidität waren fortan wichtiger als künstlerische Eitelkeiten oder Studiowechsel. Nicht nur die Emigranten benötigten Unterstützung. In Deutschland lebte ihre Familie, ihre Mutter, ihre Schwester und ihr Mann sowie deren Sohn Hasso – auch für sie könnte eventuell finanzielle Hilfe nötig werden.

Bestätigt wurde Marlene in diesem pragmatischen Denken



Marlene Dietrich ist keine gewöhnliche Frau.

Joseph von Sternberg, Regisseur, in seinen Memoiren

Sternberg machte allen das Leben zur Qual, aber zur Dietrich war er besonders gemein.

Cesar Romero, Filmpartner von Marlene Dietrich

Sie ist zu neunzig Prozent gut und zu zehn Prozent schrecklich dumm.

Erich Maria Remarque, zeitweise Liebhaber von Marlene Dietrich

«Ihre Schönheit war betörend, aber kalt.» Zwei Männer, die unglücklich in Marlene Dietrich verliebt waren: Joseph von Sternberg (l.) und Erich Maria Remarque (r.).

durch den Erfolg des ersten Films, den sie ohne Sternberg gedreht hatte. Das von ihr so ungeliebte Werk «Song of Songs» wurde in der Presse überschwänglich gelobt. Über die Hauptdarstellerin schrieb die ‚*New York Times*‘. «Marlene Dietrich schwebt durch ‚Song of Songs‘ mit der lyrischen Grazie einer Erscheinung, die vom Himmel gesandt wurde, um den Augenblick zu verschönern.» Unvergesslich blieb der Song, den Marlene, als Prostituierte die Zigarette schräg im Mund, in diesem Film singt und der als erotischer Frontalangriff für jeden Mann eine Verheissung war: «Johnny, wenn du Geburtstag hast...»

Dieser Frauentyp war nicht gerade nach dem Geschmack der Nazis. Marlene Dietrich stand im deutlichen Gegensatz zu ihrem Frauenideal. Ihr spielerischer Umgang mit Geschlechterrollen, ihr Hang zum Androgynen, ihre Ausflüge in lesbische Affären, ihre Vorliebe für Männerkleidung provozierten – übrigens nicht nur in Deutschland. Aber Goebbels blickte auch aus anderen Gründen missgünstig auf den Erfolg der Marlene Dietrich. Ihn störte, dass der einzige deutsche Weltstar des Kinos nicht in Berlin, sondern in Hollywood Triumphe feierte. Der «Bock von Babelsberg» liess gallige Kommentare in der Presse lancieren. So lasen die Deutschen, dass sie auf Marlene verzichten sollten: «Es dürfte zweifelhaft sein, ob das deutsche Publikum künftig noch Marlene-Dietrich-Filme zu sehen bekommt, solange sie sich für den Dollar entscheidet.»

In Berlin wurde Ende 1933 eine Verordnung erlassen, die «arischen Filmschaffenden», die über ihre vertraglichen Verpflichtungen hinaus im Ausland lebten, die Arbeit in Deutschland verbieten sollte. Die Begründung: Sie sabotierten den Aufbau der neuen Kultur und seien deshalb Verräter. Marlene Dietrich war schockiert, denn sie war durchaus daran interessiert, auch in Deutschland ihren guten Ruf zu bewahren. So hatte sie es bisher vermieden, in öffentlichen Äusserungen Kritik am Deutschen Reich zu üben. Im Gegenteil – sie bemühte sich um Schadensbegrenzung. Im März 1934 reiste sie nach Berlin. Im Interesse ihrer Berliner Familienangehörigen wollte sie die Wogen glätten. Am 14. März 1934 verkündete der Leiter der nationalsozialistischen Filmkammer, dass Marlene eine «beträchtliche Summe» für den Wohltätigkeitsfonds der Organisation gespendet habe. Doch schon zwei Tage später verboten die Nazis die Aufführung ihres Films «Song of Songs» in Deutschland. Die NS-Journaille sekundierte ihrem Vorsager Dr. Goebbels und lieferte die Begründung nach: Marlene

Dietrich sei «eine deutsche Schauspielerin, die sich in Amerika mit Vorliebe in Dirnenrollen gefällt und in der ganzen Welt als Deutsche bekannt ist, sodass die Welt ein völlig falsches und unsachliches Bild von Deutschland erhält».

Nun brach die «Dirne» die Brücken allmählich hinter sich ab. Der Deutschland-Besuch 1934 hatte Marlene deutlich gemacht, dass sie in Hitlers Reich keine Zukunft hatte. Ohnehin war sie nicht bereit, sich von einem «grotesken Zwerg», wie sie Goebbels nannte, vor den Propagandakarren spannen zu lassen. Sie hatte gesehen, was die Nazis vielen ihrer Freunde aus Berliner Boheme-Tagen angetan hatten: Berufsverbot, Bücherverbrennung, Ausbürgerung, bestellte Treibjagden in der Presse. Ihre Spende an die deutsche Filmkammer, so stellte sich später heraus, war die Gegenleistung für zwei Konzessionen, die sie den NS-Behörden abrang: Sie hatten für ihren Ehemann Rudi Sieber ein Ausreisevisum nach Amerika gewährt und zugesagt, dass Marlenes Ausweis und Reisepass nicht plötzlich für ungültig erklärt würden – auch dem Weltstar war nicht daran gelegen, als Staatenlose ohne Rechte dazustehen.

Marlene Dietrich verliess Deutschland, ohne zu ahnen, dass sie erst über zehn Jahre später die Heimat wieder sehen würde. Deutsche blieb sie dennoch – im Innern, aber auch für die Öffentlichkeit. Auf der Rückreise von Europa freundete sie sich auf dem Linienschiff «Ile de France» mit dem Schriftsteller Ernest Hemingway an. Die Frau, die gerade resigniert ihre Heimat Deutschland hinter sich gelassen hatte, bekam von ihm sofort den Spitznamen «The Kraut» verpasst. Hemingways Spott zeigte, dass sie in den Augen der Amerikaner immer noch vor allem eines war: eine Deutsche.

Trost bot ihr auch Hollywood in den folgenden Jahren nicht. Der Sternberg-Film über Katharina die Grosse, «The Scarlet Empress» («Die grosse Zarin»), in dem sie die Hauptrolle spielte, wurde von der Presse ungnädig aufgenommen. Die Schreiber begannen sich auf sie einzuschiessen und ihre Allüren zu kritisieren: «Dietrich verliebt», hiess eine balkendicke Schlagzeile und darunter, kleiner: «Dietrichs GROSSE Liebe ist – die Dietrich!» Ihre Affären wurden zum Thema, ebenso wie die «offene» – sprich: nicht gelebte – Ehe mit ihrem Mann Rudi Sieber.

Ihr alter Förderer Sternberg, der sie zum weltberühmten erotischen Idol gemacht hatte, sah das Ende des gemeinsamen Weges gekommen. Ohnedies quälte es ihn, dass ausgerechnet er die Frau, die mit unzähligen Männern – und Frauen – Affären hatte, nicht besitzen konnte. Sie war nur künstlerisch sein Geschöpf, ihr Liebesleben aber stellte sie nicht unter seine Regie. Diese Spannung hatte vielen ihrer gemeinsamen Filme gutgetan, doch nun schien gerade das zur anstrengenden Routine zu werden. Eine letzte Huldigung an Marlene sollte der Ende 1934 entstandene Film «The Devil is a Woman» («Die spanische Tänzerin») sein: Marlene als die schöne, aber herzlose Spanierin Conchita, die Männer nur unglücklich machen kann. Der Film empörte Zensoren, Kritiker und Zuschauer. Für Marlene war danach die Arbeit mit ihrem Mentor beendet. Privat gab sie deprimiert zu: «Ich habe ihn enttäuscht. Ich war nie das Ideal, das er suchte. Ich habe versucht zu tun, was er wollte, aber ohne Erfolg. Er war nie richtig zufrieden.» Öffentlich erklärte sie diplomatisch: «Mr. von Sternberg möchte eine Zeit lang keine Filme mehr drehen. Er hat zahlreiche Interessen neben dem Film, vor allem die Malerei. Er möchte sich ausruhen und vertritt die Ansicht, dass für mich der Augenblick gekommen ist, meinen eigenen Weg zu gehen.»

Die Nazis konnten sich nicht verkneifen, die Entwicklung zu kommentieren. Ihre Tochter Maria Riva berichtet, wie ein Bote des deutschen Konsulats ihrer Mutter einen Leitartikel überreichte, der «auf persönliche Anregung von Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels in den führenden deutschen Zeitungen erschienen war». Darin heisst es: «Applaus für Marlene Dietrich, die endlich den jüdischen Regisseur Joseph von Sternberg entlassen hat, der sie immer eine Prostituierte oder sonst wie entehrte Frau spielen liess, aber nie eine Rolle, die dieser grossen Bürgerin und Vertreterin des Dritten Reiches zur Ehre gereichen würde.» Und weiter: «Marlene sollte jetzt ins Vaterland heimkehren, ihre historische Rolle als Anführerin der deutschen Filmindustrie übernehmen und sich nicht mehr als Werkzeug der Juden von Hollywood missbrauchen lassen.»

Marlene ging jedoch ihren eigenen Weg. Ihr wurde klar, dass sie ein Imageproblem hatte. Durch Sternbergs Inszenierungen war sie auf die Rolle der schönen, glamourösen, aber auch unerreichbaren und grausamen Frau abonniert. Der Hollywood-Erfolgsregisseur Ernst Lubitsch gedachte, dies zu ändern. Auch er fand, dass



«Amerika war immer gut zu mir...» Marlene Dietrich darf 1939 zum ersten Mal in den USA wählen, in New York trägt sie sich in die Wahlliste ein.

Ich war gezwungen, meine Nationalität zu wechseln, als Hitler an die Macht kam. Sonst hätte ich es nie getan. Amerika nahm mich auf, als ich sozusagen kein Vaterland mehr hatte, und ich war dankbar dafür. Ich lebte dort und befolgte alle Gesetze. Ich war ein guter Bürger, aber im Innern bin ich Deutsche geblieben. Deutsch in meiner Seele, deutsch in meiner Erziehung.

Marlene Dietrich in ihren Memoiren

Ich habe es verstanden, dass sie eine Antinationalsozialistin war, habe aber ihren Kampf nicht gegen Deutschland, sondern gegen Hitler gesehen.

Leni Riefenstahl, Regisseurin

sie zu sehr als «die Dietrich» und zu wenig als «Marlene» dargestellt worden war. In seinen Filmen sollte die «Marlene» wieder in den Vordergrund gestellt werden – eine schöne Frau mit Esprit und Humor, ein menschliches Wesen, keine Göttin, keine Dämonin. In seiner Komödie «Desire» («Sehnsucht») spielt sie eine Juwelen- diebin, die in Paris auf den Amerikaner Tom Bradley – gespielt von Gary Cooper – trifft und der ihr bei der Flucht hilft. Die Zeitschrift *Time* lobte: «Eine romantische Komödie voller Raffinesse und Charme, in der Marlene die beste Leistung zeigt, seit sie zu anständig geworden ist, um ihre Beine zu zeigen, die sie in den Vereinigten Staaten berühmt gemacht haben.» Marlene war wieder im Geschäft, und ihr Ruf erlaubte ihr immer noch, märchenhafte Gagen für jedes ihrer Filmprojekte zu verlangen. 1936 bekam sie für «The Garden of Allah» 200'000 Dollar, sie war damit laut *Time* die höchstbezahlte Frau der Welt.

60 Koffer mit dem Monogramm «MD» waren auf dem Kai im Hafen von New York gestapelt und warteten darauf, verladen zu werden. Das Linienschiff «Normandie» sollte einen ganz besonderen Passagier über den Atlantik tragen: Marlene Dietrich war Mitte Juli 1936 wieder einmal auf dem Weg nach Europa – und die Presse war dabei. «Sie brachte alle Regeln der Astronomie zum Stillstand – die Erde (und das Schiff) drehten sich um sie, nicht mehr um die Sonne», schrieb das Frauenmagazin *Vogue*. An Bord residierte der Star höchst vornehm – in der ersten Klasse hatte man eine Vier-Zimmer-Suite für sie reserviert. Man verwöhnte den Gast durch besondere Aufmerksamkeiten – so wurde ihr zu Ehren an Bord der Film «Desire» vorgeführt. Täglich posierte die Diva im Freizeitanzug, hielt Hof, liess sich fotografieren und sonnte sich im eigenen Glanz. Die Hofberichterstatteerin der *Vogue* war vollkommen hingerissen und textete: «Selbst die Meereswogen erlagen Marlenes Charme. Am zweiten Tag benahm sich die See etwas daneben, und der Kapitän sagte zu Miss Dietrich: ‚Ich bitte tausendmal um Vergebung. Ich werde dafür sorgen, dass so etwas nicht wieder vorkommt.‘« Ob Neptun dem Kultstatus der Reisenden tatsächlich Respekt zollte, ist nicht überliefert.

Die Reise auf der «Normandie» führte Marlene über Le Havre nach London. Auch an der Victoria Station wurde sie gefeiert, das riesige Gedränge von Schaulustigen war von der Polizei nur mit

Mühe zu bändigen. In Nerz und roten Samt gehüllt entstieg sie dem Zug – bei öffentlichen Auftritten ähnelte sie gern den glitzernden Leinwandfiguren, die sie spielte. Die Erfolgsstory der Dietrich ging weiter: In London bekam sie im Sommer 1936 vom Produzenten Alexander Korda einen Scheck über 450'000 Dollar (nach heutiger Kaufkraft etwa sechs bis sieben Millionen Dollar) für ihr Engagement in dem Film «Knight Without Armour». Sie brauchte das Geld – für ihren luxuriösen Lebensstil, aber auch, um ihren Ehemann Rudi und seine Geliebte in Paris zu finanzieren. Darüber hinaus unterstützte die politisch engagierte Marlene mit ihren Gagen immer noch zahlreiche durch das Exil verarmte Kollegen und Freunde aus Deutschland, die seit der Machtergreifung in als sicher geltenden Ländern lebten. Mit Marlene verband sie zumindest ein Schicksal – keiner von ihnen wusste, wo er wirklich zu Hause war.

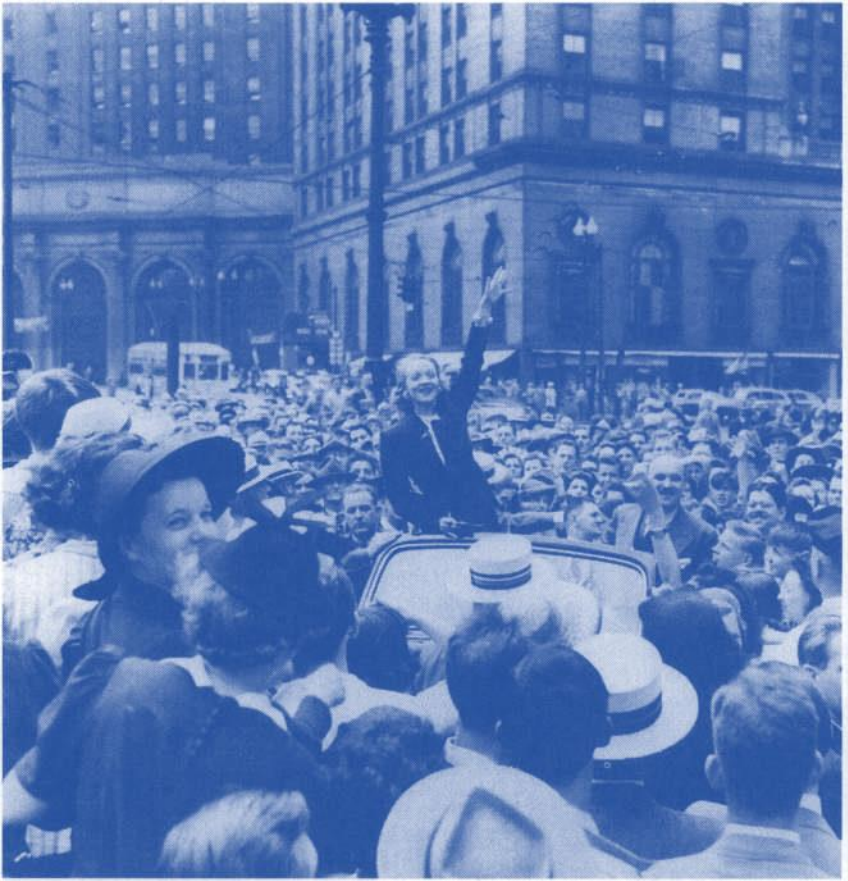
Das Berliner *8 Uhr Abendblatt* kommentierte am 31. Juli 1936 unter der Schlagzeile «Marlene beschimpft ihre Heimat» den Auftritt in Grossbritannien: «Die gestern in London eingetroffene Filmschauspielerin Marlene Dietrich erklärte Pressevertretern..., dass sie nicht daran denke, jemals wieder nach Deutschland zurückzukehren, denn man habe sie dort zu schlecht behandelt. Dort greife man sie an und hasse ihre Filme, denn man könne ihr nicht verzeihen, dass sie Deutschland verlassen habe, was nicht ihr Fehler sei. Ob der Versuch, sich in England auf Kosten der alten Heimat hochzuloben, als besondere Empfehlung empfunden wird, dürfte zweifelhaft... sein.»

In London verliebte sich der Superstar Marlene in das britische Filmidol Douglas Fairbanks. Das Paar mietete eine ganze Etage im Londoner Claridge Hotel. Fairbanks beschrieb Marlene später als ein «gutes, warmherziges deutsches Mädchen, das... manchmal ziemlich unkonventionelle Ideen hatte. Sie wusste genau, welche Maske die Öffentlichkeit sehen wollte, und es gefiel ihr, die distanzierte und unberührbare Venus zu spielen, die Männer verrückt machte, aber es gab auch die mütterliche Marlene. Ausserdem gab es noch das ganz normale Mädchen Marlene, das gern kochte und Streiche spielte. Ein süßes, nettes Mädchen, sehr talentiert, sehr zuvorkommend, sehr intelligent.» Sie war laut Fairbanks «eine wunderbar unkonventionelle Geliebte, Philosophin und Freundin – und manchmal ziemlich frech».

Heiligabend 1936: Die weihnachtliche Stimmung konnte Marlene nicht erweichen. Auch die Appelle ihrer Tochter Maria verhallten ungehört – kindlich-naiv versuchte die Zwölfjährige, ihrer Mutter klarzumachen, dass man doch in der Weihnachtszeit keinen Besucher abweisen könne. Marlene konnte – vor allem, wenn es sich um einen Abgesandten des Reichspropagandaministers Dr. Goebbels handelte. In der Lobby des Londoner Mayfair Hotels wartete im Dezember 1936 ein Deutscher tagelang auf eine Audienz bei der Diva. Herrenbesuch war Marlene gewöhnt, aber die Werbeversuche von selbst ernannten Herrenmenschen bereiteten ihr Unbehagen und wurden immer wieder gnadenlos abgebugelt. Der Abgesandte aus Deutschland, ein Filmagent namens Alexander von der Heyde, diente sich ihr als Beschützer vor Verleumdungen in Deutschland an. Er liess ihr eine Note zukommen: «Ich sitze nun am Weihnachtsabend hier ganz allein in London, wo ich keine Seele kenne – trotzdem bin ich froh und zufrieden, weil ich nach einem halbjährigen Zeitraum nun endlich erreicht habe, dass Ihnen als Künstlerin, Mensch und Deutscher offizielle Gerechtigkeit widerfährt.» Von der Heyde hatte Rückendeckung von Joseph Goebbels. «Ich teile Ihnen heute im Auftrage von Reichsminister Dr. Goebbels mit, dass fernerhin Veröffentlichungen der deutschen Presse, die dem Ansehen Frau Dietrichs abträglich sind, nicht mehr erscheinen werden», hiess es in einem Brief, den von der Heyde am 22. Dezember vom Reichsfilm dramaturgen bekommen hatte.

Neben dem kavalierhaften Schutzangebot hatte von der Heyde einiges mehr zu bieten – so dachte er. Sein Weihnachtspaket für Marlene war grosszügig geschnürt worden. Noch nie hatte ihr ein Mann – wenn auch im Auftrag anderer – so viel versprochen: «Die ganze Welt» – darunter taten es die Nationalsozialisten ja selten – werde ihr zu Füssen liegen, wenn Marlene als «Königin der Ufa» nach Berlin zurückkehre. Sie habe freie Hand: Gagen, Regisseure und Drehbücher lägen in ihrem Entscheidungsbereich. Dann allerdings folgte der Haken, der allen Nazi-Versprechen zu Eigen war: Nur Nichtjuden waren als Mitarbeiter erwünscht.

Der Weltstar Marlene Dietrich als Aushängeschild der deutschen Filmkultur – davon versprach sich Goebbels einen enormen Prestigezuwachs für den NS-Staat. Und auch Hitler schien Gefallen an dem Gedanken zu haben. Das Urteil des Diktators über die



Enthusiastische Kritiken fluteten herein, für ihre Fan-Post wurde eigens eine ganze Abteilung auf die Beine gestellt, Männer wollten ihr ihre Vermögen zu Füßen legen, und Berühmtheiten umwarben sie, um mit ihr gesehen und fotografiert zu werden.

Joseph von Sternberg, Regisseur

Ich selbst bin nicht und in keiner Beziehung von der deutschen Regierung zu Ihnen geschickt worden, sondern kam lediglich im Auftrag und als Bevollmächtigter meiner Firma. Wenn ich nun auch nicht im Auftrag des Führers kam, so hat sich doch unser Direktor Fasolt vor meiner Reise zu Ihnen mit der höchstzuständigen Regierungsstelle Rücksprache genommen und sich die Gewissheit verschafft, dass man es sehr begrüßen würde, wenn Sie nach Deutschland kämen und hier arbeiten würden.

*«Wir sind Ihnen sehr dankbar...»
Marlene Dietrich 1942 bei einer Verkaufstour für Kriegsanleihen in Cleveland, Ohio. Sie wurde zur erfolgreichsten Anleihen-Verkäuferin.*

*Brief des Filmagenten Alexander von der Heyde an
Marlene Dietrich, 14. August 1936*

Dietrich war gespalten, erinnert sich der Hausverwalter des Berg-hofs, Herbert Döhning, im ZDF-Interview: «Bei uns liefen ja viele amerikanische Filme, die in der Öffentlichkeit nicht liefen. Und da hat er Marlene Dietrich gesehen und immer gelobt – als Künstlerin, als Schauspielerin.» Die professionellen Qualitäten und körperlichen Vorzüge der Schauspielerin konnten Hitler jedoch nicht davon ablenken, dass sie sich von Deutschland abgewandt hatte. «Die hat ja oft ihre Beine gezeigt, und Beine hat er immer gern gesehen. Aber sonst hat er sie als eine Hyäne betitelt. Er hat sie nicht gemocht, weil sie abgehauen ist», berichtet Döhning. Hyäne oder nicht – die Dietrich galt als die faszinierendste Frau der Welt. Wie konnte man sie nur bewegen, zu den Nazis überzulaufen?

«Der Führer möchte, dass Sie nach Hause kommen», lautete also die Botschaft, die der Abgesandte überbrachte. Doch ein Zuhause war Hitlers Reich für Marlene nie gewesen. Das Berlin, das sie kannte und mochte, gab es nicht mehr. Die klügsten Köpfe und inspiriertesten Künstler hatten Deutschland verlassen – die einen, weil sie Juden waren, die anderen, weil sie politisch verfolgt wurden, viele, weil sie ganz und gar nicht einverstanden waren mit den politischen und künstlerischen Idealen, die in Hitler-Deutschland proklamiert wurden. Marlene kannte unzählige der Exilanten, hatte ihnen geholfen, sie getröstet, sie bemuttert und bekocht – sie wusste, wo ihre persönlichen Sympathien lagen. Und diese persönliche Erfahrung machte es ihr leichter, politischen Instinkt zu zeigen: «Niemals», liess sie den Abgesandten Goebbels' wissen, werde sie sich für die Nazis als propagandistische Frontfrau hergeben.

Marlene setzte ihrerseits ein Zeichen: Am 6. März 1937 schwor sie im neuen Stadtverwaltungsgebäude von Los Angeles der amerikanischen Flagge und Verfassung die Treue. Im strengen Kostüm und mit einem breitkrepigen Filzhut hatte sie auf dem Flur kettenrauchend dem entscheidenden Moment nervös entgegengeblickt – und nun nahm der Einwanderungsbeamte George Ruperich ihren Antrag auf Einbürgerung entgegen. Vor der Tür warteten ihr 16-Zylinder-Cadillac und die Presse. Bevor sie in das riesige Automobil stieg, erklärte sie den wartenden Journalisten: «Ich lebe hier, ich arbeite hier. Und Amerika war immer gut zu mir.» Kein Wort der Kritik an Nazi-Deutschland.

Dennoch reagierte die deutsche Presse bösartig. Julius Streicher



Amerika hatte mich aufgenommen, als ich Hitler-Deutschland aufgab. Man kann nicht nur nehmen – man muss auch geben. Das steht schon in der Bibel.

Marlene Dietrich in ihren Memoiren

Sie ist eine Frau, die alles, was sie tat, spielte, darstellte, als Herausforderung, als Provokation ausspielte.

Hellmuth Karasek, Kritiker und Journalist

«Ich lebe hier, ich arbeite hier...»

Marlene Dietrich in der «Hollywood Canteen», einer Tanzhalle für Soldaten.

liess es sich nicht nehmen, im *Stürmer* nachzukarten: Die Dietrich habe so viele Jahre unter den «Filmjuden» Hollywoods zugebracht, dass sie durch diese «jüdischen Kontakte völlig undeutsch» geworden sei. Unter dem Foto im *Stürmer* steht: «Ein hemdsärmeliger Richter nimmt Dietrich den Schwur ab, damit sie ihr Vaterland verraten kann.» Auch in den USA gab es Sympathien für Hitlers Deutschland, so etwa in Blättern des US-Verlegers Hearst. Sie griffen Marlene Dietrich mit einer platten Schlagzeile an: «Desertiert aus ihrem Vaterland!»

Für die Fastamerikanerin Marlene Dietrich – aus bürokratischen Gründen sollte es zwei Jahre dauern, bis sie ihren US-Reisepass bekam – gab es zunächst einmal Rückschläge. Der britische Film «Knight Without Armour» war ein Publikumsdesaster, ebenso wie die makellose Screwball-Komödie «Angel» von Ernst Lubitsch. Schliesslich folgte die öffentliche Demütigung des Superstars: Die studiounabhängigen Kinobesitzer Amerikas veröffentlichten in den Hollywood-Branchenblättern ganzseitige Anzeigen. Darin wurde Marlene Dietrich als «Kassengift» bezeichnet. Es tröstete sie wenig, dass sie in guter Gesellschaft war – betroffen waren ebenso Greta Garbo, Joan Crawford, Katherine Hepburn und sogar Fred Astaire, deren letzte Filme an den Kassenschaltern der Filmtheater für wenig Umsatz gesorgt hatten. Die Anzeige und die Misserfolge zeigten Wirkung: Paramount liess Marlene fallen – sie bekam eine Abfindung und verlor eine Rolle, für die sie schon fest eingeplant war.

Marlene floh nach Europa. In Venedig pflegte sie im Sommer 1937 ihre Wunden. Im Hotel des Bains am Lido traf sie auf einen ständig tagenden Emigranten-Stammtisch. Zu der melancholischen Runde gehörten auch Marlenes Ehemann Rudi Sieber und Joseph von Sternberg – nicht gerade die beste Gesellschaft, um sich von Hollywood zu erholen. Doch es nahte Rettung: Der Mann, der in jenem Sommer an ihren Tisch im Belle-Epoque-Saal des Hôtel des Bains trat, war ein Gentleman mit exquisiten Manieren – wenn er nüchtern war. Formvollendet forderte er Marlene zum Tanz auf. «Die bekannteste arbeitslose Frau der Welt sah ins Monokel des meistverkauften Romanschriftstellers der Welt, und sein Monokel blickte in die Augen der Sphinx», schreibt der Dietrich-Biograf Steven Bach über Marlenes Begegnung mit Erich Maria Remarque. Der Verfasser des Erfolgsromans *Im Westen nichts Neues* war von den Nazis 1933 aufgefordert worden, Deutschland

zu verlassen, obwohl er weder Jude noch Kommunist war. Seinen Antikriegsroman allerdings betrachteten die Nazis als Provokation – Remarque galt als politischer Gegner.

Der erfolgreiche Autor führte fortan ein Kavaliersleben und liess sich von einem europäischen Vergnügungsort zum andern treiben. Neben schönen Frauen und schnellen Autos war seine grösste Schwäche der Alkohol. Doch Marlene war angetan von dem Mann, den sie noch aus ihrer Berliner Zeit kannte und der nun das Schicksal des Exilanten mit ihr teilte. Verliebt waren beide auf Anhieb, und so zog es sie vorläufig in die Stadt der Liebe, nach Paris. Die beiden beschliessen, gemeinsam nach Amerika zu gehen. Doch leider gab es da noch ein unangenehmes Problem: Marlene Dietrich war mit einem deutschen Reisepass nach Europa gekommen. Obwohl sie bereits medienwirksam auf die US-Verfassung geschworen hatte, verzögerte sich die formelle Einbürgerung. Der Reisepass des Deutschen Reiches aber lief ab. Wohl oder übel musste Marlene Dietrich im November 1937 den erniedrigenden Gang zur deutschen Botschaft in Paris antreten.

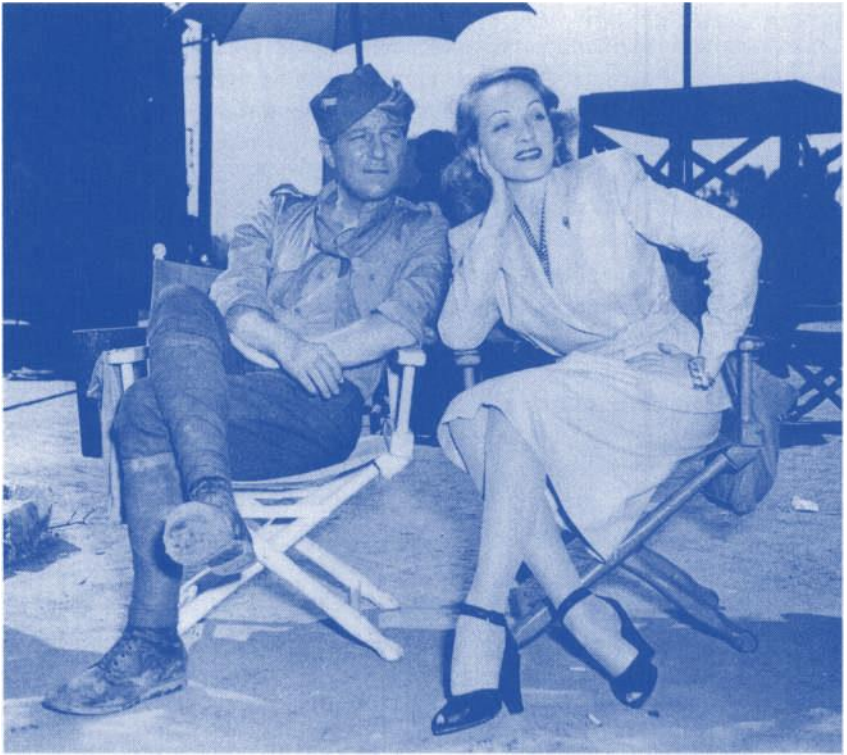
Dass Empfangskomitee in der Höhle des Löwen war beeindruckend: Der Botschafter Johannes Graf von Welczek empfing sie stehend, flankiert von vier hochrangigen Diplomaten, die hinter ihren Stühlen Stellung bezogen hatten. Sie nahmen die Dietrich in die Mangel: Durch Erklärungen in der Presse habe sie dem Ansehen des Reiches geschadet. Kühl erwiderte sie, dass sie nicht für den Klatsch in der Presse verantwortlich sei, und erinnerte die Herren daran, dass sie «durch und durch deutsch» sei. Sie drohte rechtliche Schritte gegen jeden an, der das Gegenteil behauptete. Natürlich werde man ihren Pass verlängern, erklärte schliesslich von Welczek, aber er habe noch eine besondere Botschaft zu übermitteln: «Werden Sie nicht Amerikanerin, kommen Sie nach Deutschland zurück!» Man werde ihr einen triumphalen Empfang in Berlin bereiten. Marlene verwies höflich auf ihre Zusammenarbeit mit Joseph von Sternberg: «Falls Sie ihn auffordern würden, einen Film in Deutschland zu drehen, wäre ich sicherlich bereit, in Deutschland zu arbeiten.» Die Diplomaten schwiegen eisig. «Soll das heissen, Sie möchten nicht, dass Herr von Sternberg einen Film in Ihrem Land dreht, weil er Jude ist?», hakte Marlene nach. «Sie sind von der Propaganda in Amerika vergiftet worden – bei uns existiert

so etwas wie Antisemitismus nicht», lautete die kläglich-verlogene Antwort des Diplomaten. Marlene konterte: «Nun, das ist ja wunderbar. Ich werde warten, bis Sie mit Herrn von Sternberg die nötigen Abmachungen getroffen haben. Ich hoffe auch, dass die deutsche Presse ihren Ton ändert, was mich und Herrn von Sternberg betrifft.» Botschafter von Welczek – nun wieder ganz Diplomat – versuchte die Situation zu retten: «Ein Wort des Führers, und alles wird wunschgemäss erfüllt werden, sobald Sie zurückkommen.» Marlene erhielt am nächsten Tag ihre verlängerten Papiere. «Es schien, als habe der schreckliche Mann in Berlin mich gern...», erinnerte sie sich Jahre später in ihren Memoiren an jenen Tag in Paris.

Es ist nicht überliefert, was die Pariser Diplomaten nach Berlin meldeten, aber offensichtlich versuchten sie, ihr Verhalten in einem guten Licht darzustellen. So wurde die absurde Szene in der deutschen Botschaft im Propagandaministerium als erfolgreiche Kontaktaufnahme bewertet. Goebbels trug am 7. November 1937 in sein Tagebuch ein: «Marlene Dietrich hat in Paris in unserer Botschaft eine formelle Erklärung gegen ihre Verleumder abgegeben mit Betonung, dass sie Deutsche sei und bleiben wolle. Sie soll auch bei Hilpert im Deutschen Theater auftreten. Ich werde sie nun in Schutz nehmen.»

Kurz darauf schaltete er sich erneut ein. Er schickte einen Mann, der mit Marlene im Berlin der Zwanzigerjahre zusammengearbeitet hatte und den sie schätzte: Heinz Hilpert, inzwischen Intendant des Deutschen Theaters. Hilpert wurde empfangen, Marlene gab sich diplomatisch. Der Goebbels-Gesandte nahm das zum Anlass, in Berlin positiv Bericht zu erstatten. Die Dietrich habe sich bereit erklärt, nach Berlin zurückzukehren, sobald ihre Verträge in Hollywood dies zuliesse. Goebbels notierte am 12. November 1937 in sein Tagebuch: «Hilpert war in Paris. Marlene Dietrich kann erst in einem Jahr in Berlin auftreten. Aber sie steht fest zu Deutschland.» Genau eine Woche später heisst es in seinem Tagebuch: «Ich lasse sie in der Presse rehabilitieren!»

Die Ausrede, in Hollywood dringende Verpflichtungen zu haben, war nicht ganz aufrichtig gewesen – ein Engagement war nicht in Sicht. Dennoch blieb Marlene ein gefragter und viel fotografiertes Star. Sie glänzte auf Partys und bei Premieren in extravaganter Robe, Smaragde und Rubine schmückten die begehrte-



Dass Marlene antideutsch wurde, ist doch klar, mit Recht war sie das.

Leni Riefenstahl, Regisseurin

Ihre ganze Karriere, ihr ganzes Leben gleicht einem glanzvoll abrollenden Melodrama nach den ureigenen Gesetzen des guten, alten, geheimnisvoll flimmernden Kintopps – angefangen vom Märchen ihrer Entdeckung durch den genialen Lichtspender Joseph von Sternberg bis hin zur viel umflüsterten Legende von der generös Liebenden, deren Kollektion an Herzbuben und Pikdamen selbst die Sitten-Massstäbe des verruchten Hollywood sprengte.

Gunar Ortlepp, Journalist

«Ich werde nicht hier sitzen und den Krieg an mir vorbeiziehen lassen...»

Marlene Dietrich mit ihrer grossen Liebe Jean Gabin in Nordafrika.

ste Frau der Welt. Auf diesem Parkett war sie nicht zu schlagen und immer ein beliebter Gast. Doch in der Glitzerwelt Hollywoods, die sich kaum für die Vorgänge in Europa interessierte, bildete sie in einer Hinsicht eine Ausnahme: Was in Europa geschah, beunruhigte und betraf sie persönlich. Ein Krieg in Europa würde auch ihre Familie gefährden. Erschreckt las und hörte sie die Nachrichten vom Anschluss Österreichs und der Annektion Böhmens und Mährens.

Dennoch beschloss sie Ende 1938, nach Europa zu reisen. In der Schweiz, wo ihre Tochter Maria ein Internat besuchte, traf Marlene ihre Berliner Familie. Das Wiedersehen wurde getrübt, als ihr Schwager Georg Will den Namen Goebbels ins Spiel brachte. Im Auftrag des Reichspropagandaministers solle er ihr ausrichten, dass dem «Führer» an einer Heimkehr Marlenes gelegen sei. Marlene tobte. Nach den jüngsten Ereignissen war ein solcher Schritt für sie noch undenkbarer als je zuvor: Am 9. November 1938 hatten die Nazis mit den Morden der Pogromnacht der Welt ihre Fratze gezeigt. Marlene war zuvor persönlich Opfer der NS-Hetze geworden. In Düsseldorf hatte man 1938 die Ausstellung «Entartete Musik – Eine Abrechnung» organisiert, die komplementär zur Münchener Ausstellung «Entartete Kunst» gegen den angeblich jüdischen Einfluss in der Musik gerichtet war. Marlene-Lieder, die von Juden komponiert waren, wie etwa «Ich bin von Kopf bis Fuss auf Liebe eingestellt» wurden in der Ausstellung erwähnt, ihre Kunst wurde damit als «entartet» abgestempelt.

Bei dem Treffen in der Schweiz bestürmte Marlene ihre Familie, Deutschland den Rücken zu kehren. Doch Marlenes Mutter Josephine von Losch wollte Berlin und die Uhrenfabrik, die sie geerbt hatte und inzwischen leitete, nicht verlassen. Als die Familie Dietrich in Lausanne Abschied voneinander nahm, ahnte niemand ihrer Mitglieder, dass bis zum nächsten Wiedersehen erst die Feuerstürme eines Zweiten Weltkrieges über Europa hinwegrasen würden.

Von der Schweiz reiste die Dietrich nach Paris. Dort begegnete sie Jean Gabin, dem grossen Star des französischen Kinos. Eine Affäre entwickelte sich – noch – nicht, denn Marlene hatte Verpflichtungen in Amerika: Sie überquerte den Atlantik, um im Juni 1939 in Los Angeles die Staatsbürgerschaftsurkunde der Vereinigten Staaten entgegenzunehmen. Bei einer Zeremonie vor 200 amerika-



Meine Mutter besass die Intelligenz zu erkennen, wenn jemand etwas Richtiges sah. Sobald sie es angenommen hatte, war es ihre Idee.

Maria Riva, Marlene Dietrichs Tochter

Ihre Schönheit behauptet sich, es ist überflüssig, davon zu sprechen, und so verbeuge ich mich, nicht vor Ihrer Schönheit, sondern vor Ihrer Güte. Sie leuchtet in Ihnen wie das Licht einer Welle im bewegten Meer; eine durchsichtige Welle, die von weit her kommt und wie ein Geschenk ihr Licht, ihre Stimme und ihr Schäumen zu uns trägt, bis zur Küste, auf der wir stehen.

Jean Cocteau, Schriftsteller und Regisseur

*«Das Showgeschäft schien ihre Religion zu sein...»
Bette Davis
und Marlene
Dietrich treten in der
«Hollywood Canteen» in
Los Angeles
vor Soldaten
auf*

nischen Neubürgern, unter denen auch Marlene war, mahnte ein Bundesrichter in seiner Ansprache: «Wir müssen auf der Hut sein vor jeder Art von Propaganda, die versucht, eine Klasse, Rasse oder religiöse Gemeinschaft gegen eine andere auszuspielen. Die Ereignisse im Ausland haben die tragischen Folgen der Hasspropaganda hinlänglich bewiesen.» Kluge Worte, doch Marlene Dietrich hatte in den vorangegangenen Jahren eindringlich bewiesen, dass sie derartiger Ermahnungen nicht bedurfte.

Ratschläge konnte sie vielmehr für ihre Filmkarriere gebrauchen. Der Produzent Walter Wanger hatte einen Vorschlag, der sie zunächst irritierte. Sie sollte abermals einen Imagewechsel vollziehen. Er schlug ihr eine Rolle in einem Western vor. Marlene brauchte Bedenkzeit. Mit dem druckfrischen amerikanischen Pass in der Tasche reiste sie im Sommer 1939 erneut nach Europa. In Paris traf sie Remarque, von Sternberg, ihre Tochter Maria und andere Mitglieder des Dietrich-Hofstaates, mit dem sie schliesslich nach Cap d'Antibes zog. In dem mondänen südfranzösischen Badeort lernte sie Joseph Kennedy kennen, den US-Botschafter in England, der mit seinen Söhnen an der Cote d'Azur Urlaub machte. Die freundliche Haltung des amerikanischen Diplomaten gegenüber dem Dritten Reich sorgte zwar für Diskussionen, hinderte Marlene aber nicht daran, mit den charmanten und gutaussehenden Kennedy-Söhnen Jack und John F. zu flirten und zu tanzen. Der Tanz auf dem europäischen Vulkan, zu dem sich die Dietrich im Spätsommer des Schicksalsjahres 1939 hinreissen liess, hatte auch exotische Facetten: Während ihr Liebhaber Erich Maria Remarque – den sie von allen am schlechtesten behandelte – allabendlich die Versagensängste des Erfolgsliteraten in Unmengen von Calvados ertränkte, stürzte sich Marlene zur Abwechslung wieder in eine Affäre mit einer Frau: der kanadischen Whiskey-Millionärin Jo Castairs, deren Yacht bei Villefranche-sur-Mer vor Anker lag.

In Südfrankreich entschied sie sich, tatsächlich den Film zu machen, den man ihr vorgeschlagen hatte: einen Western. Der Spitzenproduzent der Universal-Studios, ein Ungar namens Joe Pasternak, konzipierte den Film gemeinsam mit dem jüdisch-deutschen Drehbuchautor Felix Joachimson (alias Jackson), dem Ex-Berliner Friedrich Hollaender sowie der ehemaligen deutschen Staatsbürgerin Marlene Dietrich als Salonsängerin. Für das uramerikanische Genre des Westerns war das eine ausgesprochen euro-

päische Kombination. Europa in Hollywood – in der Scheinwelt der Filmstudios funktionierte das Zusammenleben der Exileuropäer hervorragend und war hoch produktiv. In der richtigen Welt aber sah es anders aus: In Europa standen die Völker kurz davor, alte Konflikte erneut kriegerisch zu lösen. Die Lage auf dem alten Kontinent war explosiv.

Die Dietrich und ihr Hofstaat verliessen das Pulverfass Europa um fünf vor zwölf – Marlene befand sich an Bord eines französischen Liniendampfers auf hoher See, als am 1. September die Meldung kam, dass in den frühen Morgenstunden die deutsche Wehrmacht Polen überfallen hatte. Marlene war hin- und hergerissen: Ein Teil ihrer Lieben war in Sicherheit, ein anderer Teil aber ging in Deutschland einem ungewissen Schicksal entgegen. Sie war Amerikanerin, ihre Entourage auf dem Weg nach Amerika, fort vom Krieg, doch Mutter, Schwester und Schwager sassen in Berlin fest.

Wenn Ängste sie quälten, dann zeigte sie es nicht – mit Disziplin und Tüchtigkeit ging sie daran, ihre Karriere mit dem Western «Destry Rides Again» («Der grosse Bluff») wiederzubeleben. Sie spielte die zigarettrendehende Salonsängerin Frenchy, ihr Partner war James Stewart, der gerade mit «Mr. Smith Goes to Washington» seinen Durchbruch in Hollywood erlebt hatte. Marlene sollte wieder singen – Hollaender schrieb für sie unter anderem die schmissige Nummer «See What the Boys in the Backroom Will Have», einen Titel, der die Sängerin Marlene Dietrich für den Rest ihrer Bühnenkarriere begleiten sollte. Marlene zeigte ihr komisches Talent und endlich wieder jene Körperteile, die sie berühmt gemacht hatten – als Tänzerin auf der Theke wirft sie die Beine wie zu ihren frühesten Berliner Tingelzeiten. In «Destry Rides Again» präsentierte sich 1939 die Marlene, die schon als Lola Lola in «Der blaue Engel» den Männern den Kopf verdreht hatte. «Destry» wurde ein Riesenerfolg, aus dem «Kassengift» Marlene wieder ein Aphrodisiakum.

Ihr nächster Partner war John Wayne in «Seven Sinners» («Das Haus der sieben Sünden»). Sie spielt das Flittchen «Bijou» mit goldenem Herzen und viel Humor, das auf einer Pazifikinsel in einem Nachtclub namens «Seven Sinners» einem US-Marineleutnant – John Wayne – den Kopf verdreht. Es war ein anspruchsloser Unterhaltungsfilm, der beim Publikum gut ankam. Ihr Biograf Steven Bach bringt ihr Erfolgsrezept auf den Punkt: «Bijou war die Figur, die Marlene für das kommende Jahrzehnt definierte: hart, aber

nicht abgehoben, verführerisch, aber komisch, eine Realistin mit Köpfchen und Humor.»

Das waren genau die Eigenschaften, die Menschen helfen konnten, einen Weltenbrand wie den Zweiten Weltkrieg psychisch halbwegs unbeschadet zu überstehen – Eigenschaften, die in den kommenden Jahren auch in Amerika gefragt sein sollten. Im Dezember 1941 bombardierten die Japaner den US-Flottenstützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii. Nach dem Überraschungsangriff befanden sich die Vereinigten Staaten im Krieg mit Japan. Am 12. Dezember 1941 erklärte Deutschland den USA den Krieg – Marlenes alte und neue Heimat standen sich nun endgültig als Gegner gegenüber.

Im sonnigen Hollywood der Reichen und Schönen konnte man durchaus vor der Realität des Krieges fliehen und sich vielfältig ablenken. Doch das war nicht die Antwort der Dietrich: Sie wollte dazu beitragen, den Krieg zu beenden – und zwar zu Gunsten ihrer neuen Heimat Amerika. Doch womit konnte eine Leinwand-Diva die Kriegsanstrengungen der USA unterstützen? Hollywood hatte die Antwort. Am Tag, als Hitler den USA den Krieg erklärte, machten auch die Stars unter der Sonne Kaliforniens mobil. In Los Angeles wurde das «Hollywood Victory Committee» gegründet – den Vorsitz für die Abteilung Schauspieler übernahm Clark Gable. Den weiblichen Mitgliedern des Künstlerkomitees war schnell klar, was sie tun konnten: Sie würden für den Verkauf von Kriegsanleihen werben.

Marlene Dietrich stand in der Verkaufsschlacht an vorderster Front. Sie nahm Radiosendungen auf und reiste auf ihrem Werbefeldzug viermal durch die USA. Vom US-Finanzamt wurde sie als beste Anleihenverkäuferin Hollywoods ausgezeichnet. Sie nutzte ihre Popularität, um bei Grossveranstaltungen Anleihen zu verkaufen, sie tingelte durch Bars, um durch ihre Reize Männer zum Kauf der «War Bonds» zu animieren. «In Nachtclubs setzte sie sich betrunkenen Spendern auf den Schoss und hinderte sie am Fortgehen, während Finanzinspektoren eine rund um die Uhr besetzte Informationsstelle der Banken anriefen, um sich zu vergewissern, dass die Schecks auch gedeckt waren», berichtet ihr Biograf Steven Bach. Der patriotische Körpereinsatz der Dietrich in schummrigen Bars ging dem obersten Patrioten nun doch zu weit. Präsident Franklin D. Roosevelt bat sie während eines Einsatzes in Washington eines Abends telefonisch ins Weisse Haus, um ihr eine väterliche Standpauke zu halten: «Ich habe gehört, was Sie alles tun, um



Ich fühlte mich mitverantwortlich für den Krieg, den Hitler verursacht hatte. Ich wollte mithelfen, diesen Krieg so bald wie möglich zu beenden. Das war mein einziger Wunsch.

Marlene Dietrich in ihren Memoiren

Ihr Blick ist verschleiert wie bei einer Kuh, die ein Kalb kriegt.

Emil Jannings, Marlene Dietrichs Filmpartner in »Der blaue Engel«

Viele amerikanische Filme liefen ja bei uns, die in der Öffentlichkeit nicht liefen. Und da hat er die Marlene Dietrich beruflich, schauspielerisch immer gelobt. Auf der anderen Seite hat sie Deutschland verraten, das mochte er nicht. Als Hyäne hat er sie betitelt.

Herbert Döhring, Hitlers Hausverwalter auf dem Berghof

*»Das Wichtigste, was ich je getan habe...«
Truppenbetreuerin
Marlene Dietrich 1944
in London
(links) und
bei der Rückkehr
in die USA nach
ihrem ersten
Übersee-Einsatz.*

Kriegsanleihen zu verkaufen. Wir sind Ihnen dafür sehr dankbar, aber ich verbiete Ihnen diese Art von Prostitutionsakrobatik. Von jetzt an werden Sie nicht mehr in Nachtclubs erscheinen. Das ist ein Befehl.» Die Diva, Tochter eines preussischen Offiziers, kannte und respektierte diesen Ton – sie gehorchte.

Marlene weitete ihre Kriegsanstrengungen auf andere Art aus. Mit den Komikern Groucho Marx und den Ritz Brothers reiste sie durch das Land, um Militärstützpunkte und Krankenhäuser zu besuchen. Die Komödianten fütterten die Soldaten mit Gags, Marlene sorgte für einen Schuss Erotik und sang den Titel «The Man's in the Navy» aus dem Streifen «Seven Sinners». Trugen die Soldaten im Publikum das Olivgrün des Heeres, liess sich die Nummer leicht auf «The Man's in the Army» zurechtbiegen – ob solche Textfeinheiten die Gis angesichts einer leibhaftigen Hollywood-Göttin wirklich interessierten, sei dahingestellt.

Für die knapp über vierzigjährige Marlene war diese Art des Kriegseinsatzes auch künstlerisch eine neue Chance. Seit ihren frühen Jahren in Berlin hatte sie nicht mehr auf der Bühne gestanden und live die Register ihres Könnens gezogen. Nun lenkte sie diese Art von Einsatz davon ab, dass auf der Leinwand inzwischen eine jüngere Generation von Frauen gefragt war – Lana Turner, Rita Hayworth, Hedy Lamarr, Betty Grable sassen in den Startlöchern, um die Stars der Dreissigerjahre aufs Altenteil zu verweisen. Für «mittelalte» Frauen gab es kaum Rollen in Hollywood, entweder musste man jung sein oder alt genug, um als Mutter der jugendlichen Heldinnen durchzugehen. Marlene sah das durchaus realistisch: «Die Karriere eines Filmstars dauert nur so lange wie die Jugend, und die Jugend verblüht auf der Leinwand viel schneller als auf der Bühne. Auf der Bühne kann man die Öffentlichkeit hinteres Licht führen, aber nicht auf der Leinwand», formulierte sie schon vor dem Krieg druckreif für einen Journalisten.

Der Krieg spielte eine wichtige Rolle im Leben der Marlene Dietrich: «Sie ging in die Geschichte dieses Krieges ein, ebenso wie der Krieg ein wichtiger Teil ihrer eigenen Geschichte wurde. Er bedeutete einen Wendepunkt, gleichzeitig Gipfel und Vorahnung auf Kommendes. Marlene konnte die Bilanz aus ihrer Vergangenheit ziehen und sich gleichzeitig – ohne jede fremde Hilfe – eine Persönlichkeit für die Zukunft aufbauen, die zwar noch in weiter Ferne

lag, sich aber gewiss nicht auf Hollywood beschränken würde», lautet die Einschätzung ihres Biografen Steven Bach.

In Hollywood fanden sich immer neue Gesichter aus Europa ein. Als Reaktion auf Hitlers Sieg über Frankreich im Sommer 1940 hatten sich etliche französische Kinostars nach Amerika abgesetzt. Marlene sprach perfekt Französisch und empfand die Neuankömmlinge – unter ihnen Jean Gabin und Jean Renoir – als eine Bereicherung. Marlenes alter Freund Gabin aber hatte in Hollywood keinen Namen – der sonst so robuste Franzose brauchte Trost und fand ihn bei Marlene. «Ich liebte es, ihn Tag und Nacht zu bemuttern», gestand sie später. Aus dem Trost versuchen wurde eine Romanze und schliesslich die grosse Liebe – gemeinsam bezogen sie ein Haus in Brentwood. Doch der harte Kerl war nicht ganz glücklich – er wollte Marlene für sich, musste sie aber mit einem Verehrerzirkel teilen. Und da waren auch all die Soldaten, die sie faszinierte – neben dem Gesang bot sie inzwischen auch Zaubertricks in der «Wonder Show», die Orson Welles in einem Zelt am Cahuenga Boulevard in Los Angeles organisierte. Gabin war jeden Abend dabei. «Wenn sie die Bühne betrat, in dem Kleid – sie hat sich ja wirklich einiges getraut – und mit diesem wissenden Blick, da hat sie einfach jeden mitgerissen. Die Soldaten sind wild geworden», erzählte Gabin Jahre später in einem Interview.

Gabin war eifersüchtig – bis zum Wahnsinn: Er verprügelte Marlene, wenn ihn sein Misstrauen in Rage brachte. Der Kinoheld war aber auch aus anderen Gründen unglücklich. Amerika nahm ihn nicht an, und er fühlte sich unwohl in diesem Land. Ausserdem hatte er ein schlechtes Gewissen. Er wollte nicht schauspielern, sondern kämpfen – auf Seiten der «Freien Französischen Truppen» de Gaulles gegen Hitlers Wehrmacht. Im Frühjahr 1943 wurde die freiwillige Meldung des 39-jährigen Jean Gabin berücksichtigt. Marlene begleitete ihn zum Kriegshafen nach Norfolk in Virginia. In einer nebelverhangenen Nacht verabschiedete er sich auf einem Dock von ihr und zog in den Krieg – ein Tanker sollte ihn nach Nordafrika mitnehmen. In einem Film hätte die Szene vermutlich kitschig gewirkt, doch in diesem Krieg war sie zehntausendfache traurige Realität.

Der Trennungsschmerz bestärkte Marlene in dem Wunsch, noch näher an den Krieg heranzurücken – und an die Männer, die ihn aus-

fochten. Sie wollte selbst ins Feld ziehen – als Entertainerin und Truppenbetreuerin für die United Service Organisation (USO). In der USO hatten sich fast alle karitativen Vereine und Organisationen Amerikas zusammengeschlossen, um überall dort, wo Amerikaner stationiert waren und kämpften, den Soldaten das Leben erträglicher zu machen – mit Kantinen, Bibliotheken und Unterhaltungsangeboten. Marlene suchte nun bei der USO darum nach, in Übersee eingesetzt zu werden. Sie hatte sogar ein eigenes Showprogramm konzipiert, bei dem Musiker, Komiker und Sängerinnen zusammenwirkten.

Geld zu verdienen war bei der USO nicht – der Einsatz war ehrenamtlich. Deswegen musste Marlene auch weiterhin Filmrollen annehmen. Um den Rest «ihres» Krieges zu finanzieren, spielte sie für Metro-Goldwyn-Mayer in «Kismet» eine Haremsdame – in Technicolor und mit golden bemalten Beinen. Neben der Goldfarbe trug sie als Sexbombe von Bagdad nur hauchdünne Goldborten auf durchsichtigem Material und rekelte sich, Weintrauben naschend, unter dem künstlichen Sternenhimmel des Studios. Das Publikum kam in Scharen, um Marlenes schlechtesten Hollywood-Film zu sehen. Das riesige Plakat zum Film überspannte die gesamte Breite des Broadway und zeigte nur eines: Marlenes Beine, aufreizend und golden.

Für die Arbeit bei der Truppenbetreuung war das nicht die schlechteste Empfehlung. Die Beine der Dietrich waren legendär. Nun wurden sie für die Jungs geschwungen, die ihrem Vaterland zu dienen hatten. Nirgendwo konnten die Soldaten diesen Beinen so nahe kommen wie in der «Hollywood Canteen». Für durchreisende GIs oder Soldaten, die in Los Angeles stationiert waren, bot die USO im Vergnügungsviertel am Hollywood Boulevard einen riesigen Tanzsaal mit Live-Entertainment. Die besten Swing-Bands, die erfolgreichsten Gesangskünstler traten hier Abend für Abend auf. Leibhaftige weibliche Stars tanzten mit den Soldaten. Gesponsort wurde das Ganze von der Musikfirma MCA und Hollywood-Größen wie Bette Davis. In der «Hollywood Canteen» arbeitete Marlene allabendlich vor ihrem Übersee-Einsatz. Sie tanzte mit GIs, die «jung genug waren, ihre Söhne zu sein, und alt genug, um es nicht sein zu wollen». Sie servierte ihnen Kaffee, Milkshakes und Donuts, sie machte sich nützlich – wenn es nötig war, schwang sie sogar den Besen oder schlug Eier in die Pfanne.

Doch der eher symbolische Kriegsbeitrag, den die Hollywood-



Wir brachten ein wenig Freude und Zerstreuung in das grausame Leben der amerikanischen Frontsoldaten, die für mich die grössten Helden waren, weil sie doch nicht ihr eigenes Land und ihren eigenen Boden verteidigen mussten.

Marlene Dietrich 1991

Es hat mir weh getan, dass sie vor amerikanischen Soldaten aufgetreten ist, während unsere hier verblutet sind. Ich habe aber nicht bedacht, dass sie das musste, weil sie ja bereits die amerikanische Staatsangehörigkeit angenommen hatte. Und daraus hat man mir die Worte in den Mund gelegt, sie sei eine Vaterlandsverräterin. Ich schwöre Ihnen, ich habe das nie gesagt oder auch nur gedacht.

Evelyn Künneke, Sängerin und Schauspielerin

*«Die Soldatentochter hatte ihr Zuhause gefunden...»
Mit dem Fallschirmjäger-General James Gavin begann sie 1944 in Paris eine Affäre.*

Stars in Los Angeles leisteten, genügte Marlene nicht. Sie wollte einen klaren Schnitt und brach mit ihrem bisherigen Leben, um selbst in den Krieg gegen Hitler zu ziehen. All ihre Besitztümer liess sie versteigern. «Ich brauche Geld, damit meine Familie während meiner Abwesenheit etwas zum Leben hat», erklärte sie und verliess Hollywood.

Das Wohlleben der Schickeria ging ihr auf die Nerven – sie ahnte, dass es nichts mit der Realität des Krieges zu tun hatte. Ihr jedoch war dieser Krieg näher als vielen anderen. Schliesslich lebten ihre Mutter und ein guter Teil ihrer Familie in Berlin, das inzwischen immer öfter zum Ziel von alliierten Bombenangriffen wurde. Marlenes Neffe Hasso diente in der deutschen Wehrmacht, ihre grosse, unglückliche Liebe Jean Gabin bei den Freien Französischen Truppen in Nordafrika.

«Ich werde hier nicht sitzen, still vor mich hin arbeiten und den Krieg an mir vorüberziehen lassen», verkündete sie. Paradoxerweise machte es sie nun nachdenklich, dass sie es abgelehnt hatte, Adolf Hitler als «Königin der Ufa» zu dienen. Hätte sie Zugang zu ihm gehabt? Selbstbewusst wie sie war, bildete sie sich ein, dass sie sogar Einfluss auf ihn hätte ausüben können. «Manchmal frage ich mich, ob ich vielleicht als einziger Mensch auf der Welt den Krieg verhindern und Millionen von Leben hätte retten können. Das wird mich immer verfolgen», räsionierte sie später. «Vielleicht hätte ich es ihm ausreden können.» Hitler den Krieg und den Mord an den Juden ausreden? Der Weltstar Marlene schwankte zwischen Selbstüberschätzung und Selbstzweifel.

Den Lauf der Dinge wollte sie nun auf bescheidenere Art beeinflussen: Sie schloss sich einem USO-Ensemble zur Truppenunterhaltung in Übersee an. In New York probte sie mit einer eigens zusammengestellten Truppe – der Nachtclub-Komiker Danny Thomas war als Conferencier eingeplant und studierte Gags mit Marlene ein, dazu kamen Sänger und musikalische Allzweckwaffen, die vom Akkordeon bis zum Piano alles beherrschten. Marlene war der Star des Ensembles. Ihre Beine galten als wertvolles Grundkapital für die Truppenbetreuung, und mit ihren Gesangsnummern konnte sie jeden Saal in Schwung bringen. Als besonderer Leckerbissen für das rein männliche Publikum war ihre Darbietung mit der singenden Säge gedacht. Im Februar 1944 tourte die Truppe durch Kasernen und Lazarette in den USA – und brachte

das Publikum in der Regel zum Kochen. Am 4. April 1944 bekam sie ihren Marschbefehl nach Übersee. Zuvor hatte sie die eher langweilige USO-Uniform gegen massgeschneiderte Offiziersuniformen und praktische Armeemonturen eingetauscht. Im Flugzeug ging es über Grönland und die Azoren nach Casablanca, dann weiter nach Algier.

Der Triumph der Truppenbetreuerin Marlene Dietrich im Opernhaus von Algier am 11. April 1944 stand am Anfang eines ganz neuen Lebensabschnitts für die inzwischen 43-jährige Diva. Ihren Einsatz an den Fronten in Nordafrika und Europa nannte sie «das Wichtigste, was ich je getan habe». Ihr Engagement blieb auch den deutschen Soldaten nicht verborgen. Nach der Premiere wurde die Show um ein neues Lied erweitert – um die englische Version des deutschen Liedes «Lili Marlen». Das Stück wurde von Soldaten aller Seiten, die an den Fronten in Westeuropa kämpften, geliebt. Lale Andersen hatte die deutsche Version zum Dauerbrenner in den Programmen der deutschen Soldatensender gemacht. Doch die deutschen Stationen spielten es seit der Niederlage von Stalingrad nicht mehr. Dafür sang nun Marlene das Lied auf den alliierten Sendern – für viele Wehrmachtssoldaten Grund genug, diese «Feindsender» heimlich einzustellen.

Doch die Wirklichkeit des Krieges sah anders aus, als sentimentale Lieder sie darstellten – das sollte auch Marlene zu sehen bekommen. «Ich betrete ein Zelt. Es ist ziemlich dunkel im Zelt, richtig finster hier, und dann fällt ein Lichtstrahl herein und durchschneidet die Dunkelheit... Entsetzliche Stille... Eine Krankenschwester sitzt reglos da, wartet, falls sie gebraucht wird, nichts bewegt sich. Und dann die Reihen von Betten. Darin liegen die Jungs, sie schlafen oder sind bewusstlos. Neben jedem Bett ragt eine Stange empor, und daran hängt ein Behälter – ein Behälter mit Blut. Die einzige Bewegung im Zelt, das einzige Geräusch im ganzen Zelt ist das Blut, das blubbert, die einzige Farbe im ganzen Zelt ist die Farbe des Bluts. Und du stehst da, und Leben rinnt von den Behältern in die Jungs. Du siehst, wie es rinnt, du hörst es...» So schilderte sie einem Vbgue-Reporter jenes Gefühl der Hilflosigkeit, das sie jedoch in dem Willen bestärkte, ihren Einsatz an der Front fortzusetzen, ihren Beitrag zu leisten.

Im Frühjahr 1944 verschlug es Marlene an die Front in Italien – sie trat in Neapel auf, dann ging es nach Sardinien, Korsika und

schliesslich nach Anzio. Hier war die 5. US-Armee gerade dabei, aus dem Brückenkopf, den sie sich erkämpft hatte, auszubrechen. Im Brückenkopf, am Strand von Anzio, trat Marlene zwischen gestapelten Granaten, langen Reihen von Spritkanistern und anderen Nachschubgütern auf. «Wir spielten unsere Shows, vier-, fünfmal am Tage, meistens im Freien, bei gutem und bei schlechtem Wetter. Wir arbeiteten auf Lastwagen – zwei zusammengestellt ergaben eine brauchbare Bühne. Wenn es anfang zu regnen, spielten wir trotzdem weiter und gingen nicht fort, solange die Soldaten aushielten.» Sie sang für die Nachschubeinheiten, deren Arbeit es der kämpfenden Truppe ermöglichte, die Front nach Norden, in Richtung Rom, voranzuschieben. Den triumphalen Einmarsch der Amerikaner in die «offene Stadt» Rom, um die nicht gekämpft wurde, erlebte Marlene am 4. Juni 1944 noch mit, dann erkrankte sie an einer Lungenentzündung, die sie in einem Lazarett in Bari auskurierte. Dort, im Fiebertraum, erahnte sie die Schrecken des Krieges nur. Sie war an einem Ort, «wo die Schreie aus verbrannten Körpern widerhallen, als würde eine Viehherde geschlachtet», berichtete sie später. Marlene Dietrich bekam schliesslich eine Zuteilung des streng rationierten Penizillins, das für Zivilisten eigentlich tabu war. Das Mittel sollte ausschliesslich gebraucht werden, um verwundeten alliierten Soldaten das Leben zu retten.

Im Sommer 1944 wurde Marlene nach New York zurückbeordert. Man brauchte sie für neue Aufgaben. Mit der Landung in der Normandie hatten die Alliierten am 6. Juni eine neue Front gegen Hitlers Deutschland eröffnet. An dieser Westfront wollten sie nun ganz gezielt auch ihre besten Propagandawaffen einsetzen. Der «Soldatensender Calais», den die Briten betrieben, sollte flotter werden. An Nachrichtensendungen fehlte es nicht, doch musikalisch mussten nun die Amerikaner aushelfen. Der US-Geheimdienst OSS nahm die Herausforderung an: «Die Aufgabe bestand darin, in grossem Stil das Beste zu produzieren, was die amerikanische Popmusik zu bieten hatte, sowie deutsche Liedtexte zu schreiben, die die Aufmerksamkeit des Feindes in Anspruch nehmen.» Als Texter war ursprünglich Bertolt Brecht vorgesehen, der aber zunächst wegen «kommunistischer Neigungen» und schliesslich als zu avantgardistisch abgelehnt wurde. Engagiert wurde dann der ehemalige Wiener Kabarettchriftsteller und Emigrant Lothar Metz, der inzwischen als Gefreiter in der US-Army diente.



Marlene Dietrich ist die Stimme, die Hitlers Gebrüll besiegt hat.

Karin Wieland, Journalistin

Sie war eine Mutter Teresa, aber mit schönen Beinen.

Billy Wilder, Regisseur

*«Ich wollte helfen, den Krieg zu beenden ...»
Strapazen nahm die Diva gern auf sich.*

Seine satirischen deutschen Texte, kombiniert mit exzellenten amerikanischen Musikarrangements, wurden im Juli 1944 in New York auf Schallplatten gepresst. So hiess es zur Melodie von «California-i-ay»:

Denn im schönen, im Vierten Reich
wird kein Goebbels mehr lügen,
kein Funk mehr betrügen,
kein Hitler mehr brüllen,
kein Himmler mehr killen,
kein Schirach befehlen,
kein Ribbentrop stehlen,
kein Rosenberg schnaufen,
und kein Ley sich besaufen...

Gesungen wurden die Lieder von emigrierten deutschen Interpretinnen: Namen wie Herta Glatz und Greta Keller verblassten allerdings neben dem Star des Ensembles – Marlene Dietrich. Sie war die Einzige, die wusste, dass der Auftraggeber der Geheimdienst OSS war. Die eigens aufgenommenen deutschen Platten wurden ab Herbst 1944 vom «Soldatensender West», der inzwischen den Soldatensender Calais ersetzte, ausgestrahlt.

Marlene ging in ihren neuen Aufgaben vollkommen auf. Sie trug in der Öffentlichkeit vorwiegend Uniform und warb in den Vereinigten Staaten um mehr Engagement für den Sieg – noch immer meinte sie festzustellen, dass die Amerikaner, fernab vom wirklichen Krieg, eher gleichgültig waren. «Die Menschen hier müssen erfahren, dass das, was wir hier tun, nicht genügt», forderte sie in einem Interview. Und sie, die ehemalige Deutsche, lobte öffentlich den Einsatz gerade der amerikanischen Soldaten: «Tapferkeit fällt nicht schwer, wenn man seine Heimat verteidigt.» Doch die GIs seien «einsame Männer, die in der Fremde kämpfen. Weil es ihnen befohlen worden war, liessen sie sich die Augen und das Gehirn aus dem Kopf schiessen, den Körper verstümmeln, die Haut verbrennen. Sie trugen den Schmerz und die Verwundungen, als würden sie für die eigene Heimat kämpfen und sterben.» Doch sie zogen gegen Marlenes ehemalige Heimat ins Feld – und genau wie Marlene kämpften sie gegen Hitler und den Nazismus.

Paris war Ende August 1944 durch alliierte Truppen befreit worden – und seitdem veranstaltete dort ein selbst ernannter Kriegs-



Meine Muttersprache ist Deutsch. Ich bin Deutsche und werde Deutsche bleiben, was auch immer gewisse widerwärtige Zeitungsleute behaupten mögen.

Marlene Dietrich in ihren Memoiren

Wir verstanden doch von Politik nichts, aber natürlich waren wir Antinazis.

Marlene Dietrich, Interview mit Maximilian Schell, 1982/83

Alle deutsche Literatur ist in mir verankert – von Goethe angefangen bis zu Rilke, mit dem ich heute jeden Tag und viele Nächte verbringe. Der Zauber ist ohne Ende.

Marlene Dietrich, 1991

«Die Stimme, die Hitlers Gebüll besiegt hat...» Marlene Dietrich trifft nach Kriegsende ihre Mutter in Berlin wieder.

held im Hotel Ritz in der Rue Cambon eine feuchtfröhliche und andauernde Siegesfeier. Ernest Hemingway, Kriegskorrespondent der Zeitschrift *Colliers*, liess es sich gut gehen. Als amerikanischer Zivilist im Tross der US-Army nahm er sich das Recht, die befreiten Weinvorräte des Ritz zu vertilgen. Der notorische Quartalsäufer, Macho und schreibende Hilfssoldat war in seinem Element – das war die Art von Krieg, die ihm behagte. Im Ritz residierte er mit seiner Geliebten Mary Walsh, einer Korrespondentin der Zeitschrift *Time*.

Im September wohnte auch Hemingways alte Freundin Marlene Dietrich – «The Kraut» – für einige Zeit in der Pariser Nobelherberge. Die Journalistin Mary Walsh registrierte, dass Marlene die Hemingwaysche Art von Luxuskrieg nicht wirklich interessierte. Sie wollte wieder arbeiten, für die Soldaten, die diesen Krieg zu Ende kämpfen mussten. «Sie war eine Geschäftsfrau, die sich um jeden einzelnen Punkt ihres Programms kümmerte, vom Transport bis zur Unterbringung, von der Grösse der Bühnen und Säle, mit der Beleuchtung und den Mikrofonen. Das Showgeschäft schien ihre Religion.» Der Literat Hemingway sah den Krieg als Kulisse für seine Männerfantasien, Marlene dagegen hatte eine Aufgabe: Sie wollte ihren Teil zum Sieg beitragen. Das war ein ernsthaftes Anliegen und gleichzeitig ein Ausweg aus der Sackgasse Hollywood. Ihre Tochter Maria, die damals als Zwanzigjährige ebenfalls in der Truppenbetreuung arbeitete, schrieb später über das Engagement ihrer Mutter im Zweiten Weltkrieg: «Es war die beste Rolle, die sie jemals spielte. Und es war die Rolle, die sie am meisten liebte und mit der sie ihren grössten Erfolg feierte. Sie sammelte Lorbeeren für heroische Tapferkeit, heimste Orden und Belobigungen ein, wurde verehrt und respektiert. Die Preussin war in ihrem Element; ihre deutsche Seele nahm mit ihrer ganzen makabren Sentimentalität die Tragödie des Krieges in sich auf.» Maria Riva weiter: «Die Soldatentochter hatte ihr Zuhause gefunden. Sie spielte die Rolle des tapferen Soldaten.»

Über die Selbststilisierung der Frontdiva schreibt die Tochter: «Wenn die Dietrich über ihre Tournee sprach, konnte man meinen, dass sie tatsächlich in der Armee diente, dass sie mindestens vier Jahre in Übersee verbrachte, unter Dauerbeschuss lag und ständig in der Gefahr schwebte, getötet oder, schlimmer noch, von den rachelüsternen Nazis gefangen genommen zu werden. Jeder, der ihr zuhörte, war davon überzeugt, denn sie glaubte inzwischen selbst

daran.» Doch die polemischen Nachbetrachtungen der Tochter, die zu Recht einige Legenden zurechtrückt, können eines nicht infrage stellen: Marlene Dietrich war der Hollywood-Star, der die meiste Zeit bei den Truppen in Übersee verbrachte – und sie war der beliebteste. Nicht nur bei der Masse der Soldaten, sondern auch bei prominenten US-Generälen. Im Ritz Paris lernte sie zum Beispiel den 37-jährigen General James M. Gavin kennen. Der Kommandeur der berühmten 82. Luftlandedivision war der jüngste General in der US-Armee. Sein militärisches Können und sein Heldenstatus, verbunden mit einem guten Aussehen und besten Manieren, machten ihn für Marlene Dietrich unwiderstehlich. Nach einem Abend mit Hemingway und Mary Walsh an der Bar des Ritz begann eine Liaison zwischen dem Kinostar und dem Soldaten, die mit grösster Diskretion gehandhabt wurde. So nah wie Gavin kam Marlene nicht vielen Generälen, doch ihre Nähe suchte sie immer. Mit General Patton verkehrte sie freundschaftlich. Er soll – so Marlene – zu ihr gesagt haben: «Wenn Sie in Gefangenschaft geraten, wird man Sie wahrscheinlich für Propagandazwecke einspannen und zwingen, Radiosendungen zu machen, so wie Sie es für uns getan haben.» Dann habe er ihr einen kleinen Revolver geschenkt und sie aufgefordert: «Erschiessen Sie ein paar von den Scheisskerlen, bevor Sie sich ergeben!» Der Marlene-Biograf Donald Spoto mutmasst über ihren Hang zu uniformierten romantischen Helden: «In den Generälen entdeckte sie in gewisser Weise ihren eigenen uniformierten Vater und Stiefvater wieder, jene unahnbaren preussischen Offiziere, die ihr einst ihre Liebe vorenthalten hatten.» Auf die nicht ganz ernst gemeinte Frage, ob sie denn während ihres Einsatzes in Europa mit General Dwight D. Eisenhower, dem Oberkommandierenden der Alliierten, geschlafen habe, antwortete sie nach dem Krieg kokett: «Wie hätte ich das können? Der war doch nie an der Front.»

Die Fronten in Nordwesteuropa verschoben sich – über Belgien und die südlichen Niederlande bis zur Reichsgrenze. Dort trafen die Alliierten auf den Westwall und auf deutsche Truppen, die sich nach Monaten des Rückzugs reorganisiert hatten. Für die Wehrmacht galt es jetzt, deutschen Heimatboden zu verteidigen, und das tat sie mit grosser Entschlossenheit. Am 21. Oktober 1944 wurde Aachen, die erste grössere deutsche Stadt, von den Amerikanern erobert, doch dann erstarrten die Fronten.

Nachschubprobleme der Alliierten verhinderten ein weiteres Vordringen, der einbrechende Winter machte den Krieg im Westen zu einem elenden Ringen um einzelne Dörfer und Hügel in der Eifel und den Ardennen. Mitte Dezember versuchte die Wehrmacht, den Spiess noch einmal umzudrehen. Hitlers Ardennenoffensive brachte den Alliierten schwere Verluste und sorgte auch im alliierten Hinterland, in Belgien und Frankreich, für Chaos und Panik. Erst Ende Dezember schlugen die Amerikaner den Angriff zurück.

In diesem Winterkrieg spielte Marlene Dietrich ihre Rolle weiter, tapfer und diszipliniert – eine Preussin in amerikanischer Uniform. In zerstörten Dörfern und kalten, rattenverseuchten Ruinen wurde täglich improvisiert. Katzenwäsche, rasches Umziehen, Auftritte in kalten Sälen wurden für Marlene Dietrich zur Routine, ebenso wie Frostbeulen, Filzläuse und Durchfall. Die Diva gab sich als «Frontschwein», kleidete sich praktisch und stilecht in wollene Armeehosen, braune Pullover und eine pelzgefütterte Fliegerjacke. Doch auf der Bühne war sie das Geschöpf aus einer anderen Welt: Im paillettenbesetzten Nichts von einem Kleid spreizte sie die Beine um die «singende Säge» und spielte ihre Lieder. Sie kalauerte mit ihren Kollegen und sang mit klappernden Zähnen ihr Repertoire hoch und runter. Die Männer liebten sie dafür, dass sie zu ihnen kam und ihnen gleichzeitig die Illusion von Normalität und Zuhause vermittelte.

So tingelte sie im Winter 1944/45 durch Belgien, Südholland und Frankreich. Und auf einmal war sie wieder in Deutschland – zum ersten Mal seit über zehn Jahren. Ihr erster Eindruck war niederschmetternd. Sie sah das vollkommen zerstörte Stolberg, wenige Kilometer östlich von Aachen gelegen. Zwei Monate lang hatten Deutsche und Amerikaner sich hier gegenübergelegen und um die kleine Industriestadt gekämpft, über Wochen verlief die Frontlinie mitten durch Stolberg. Was Marlene hier sah, war totale Verwüstung. Sie kommentierte Ende 1944 gegenüber dem amerikanischen Journalisten Frank Conniff lakonisch: «Ich hasse es, all diese Ruinen zu sehen, aber ich glaube, Deutschland hat alles verdient, was jetzt passiert.»

Oberleutnant Arnold Horwell war perplex – das Schreckenslager Bergen-Belsen, das er und seine Einheit auflösen sollten, war der letzte Ort, an dem er einem leibhaftigen Filmstar zu begegnen er-

wartete. Doch plötzlich stand sie vor ihm – eine blonde Frau in amerikanischer Offiziersuniform. «Dieses Gesicht, diese Beine», ging dem britischen Offizier durch den Kopf – kein Zweifel, er kannte die Dame. Marlene Dietrich, Leinwandstar und Legende, hatte schwungvoll sein Büro betreten – im Schlepptau eine unscheinbare deutsche Zivilistin namens Elisabeth Will. Die Dietrich kam zu ihm, um eine peinliche Angelegenheit zu besprechen: Man hatte ihre Schwester Elisabeth und ihren Schwager in der Nähe des Lagers Bergen-Belsen aufgegriffen. Als Marlene diese Nachricht in München erhielt, wusste sie, dass die beiden ihre Hilfe brauchen würden. Allerdings stellte sich schnell heraus, dass die Verwandtschaft nicht auf der Opferseite gestanden hatte. Eine kritische Überprüfung durch die Besatzungstruppen hatte ergeben, dass die beiden in der Nähe des Konzentrationslagers, in dem kurz vor Kriegsende noch 13'000 Häftlinge an Entkräftung, Typhus, Ruhr und Fleckfieber gestorben waren, ein Wehrmachtsskino mit Kantine betrieben hatten. Der Betrieb befand sich in den Kasernen der Panzerschule Bergen, die in unmittelbarer Nachbarschaft zum KZ lag. Die räumliche Nähe, der Kontakt zu den SS-Wachen und das Wissen um die Schrecken des Lagers rückten Elisabeth und Georg Will moralisch gefährlich nahe an die NS-Mörder. Dem Weltstar Marlene Dietrich war die familiäre Verstrickung sichtlich unangenehm, dennoch setzte sie sich für die Verwandten, die sie zuletzt vor dem Krieg getroffen hatte, beherzt ein.

Sie brauchte Arnold Horwells guten Willen – da passte es gut, dass sie beide Berliner waren. Horwell war als deutscher Jude noch 1939 nach England emigriert und später in die britische Armee eingetreten. Zwischen den beiden funkte es: Sie, die ihren eigenen Kampf gegen Hitler geführt hatte, fand sofort den richtigen Ton und hatte das Glück, auf einen ihrer Fans zu treffen. Berlin-Anekdoten aus besseren Tagen und der geballte Charme der Schauspielerin sowie ein Autogramm stimmten den Besatzungsoffizier gnädig. Den Wills war keine direkte Schuld nachzuweisen, und das, was Marlene verlangte, war kein Ding der Unmöglichkeit: Ihre Familienangehörigen sollten gegen die lebensbedrohliche Typhus-Epidemie geimpft werden und die Erlaubnis bekommen, ihre Kantinenwirtswohnung zu behalten. Zudem bat sie Horwell, die Angelegenheit nicht an die grosse Glocke zu hängen – keine Presse, wenn möglich. Den Gefallen tat ihr der britische Offizier gern, allerdings überraschte es ihn, dass in Nachkriegsveröffentlichungen

unwidersprochen davon die Rede war, dass die Nazis Marlenes Schwester «ins KZ» gesteckt hatten. Als Elisabeth Will jedoch einige Jahre später öffentlich von der «Integrität des Dritten Reiches» zu fabulieren begann, distanzierte sich die Dietrich von ihr – am Schluss leugnete der Weltstar gar die Existenz einer Schwester.

Im Sommer 1945 kehrte Marlene Dietrich nach Amerika zurück. Doch wirklich wohl fühlte sie sich dort nicht: «Ich kam in ein Land, das nicht im Krieg gelitten hatte, ein Land, das nicht wusste, was seine Soldaten dort drüben auf fremdem Boden durchgemacht hatten. Mein Hass auf die ‚sorglosen‘ Amerikaner stammt aus dieser Zeit.» Auch die Welt, die Hollywood hiess, war für sie erledigt. Die Dietrich hing ihren Kriegserinnerungen nach und feierte mit den heimkehrenden GIs den Sieg – doch sehr schnell stellte sich ein schales Gefühl des Überflüssigseins ein.

Europa dagegen war ein Kapitel, mit dem sie noch nicht abgeschlossen hatte. Ein befreundeter amerikanischer Offizier konnte im September in Berlin ihre Mutter ausfindig machen, nachdem im Juli 1945 die US-Armee einen Sektor der ehemaligen Reichshauptstadt von den Sowjets übernommen hatte. Marlene, die in jenen Tagen in Paris bei Jean Gabin weilte, flog mit einer Militärmaschine in die Ruinenstadt Berlin.

Die Fotografen warteten bereits am Flughafen Tempelhof. Sie wollten das herzerwärmende Wiedersehen von Mutter und Tochter für die Weltöffentlichkeit festhalten – ein Weltstar hat kein Privatleben. Als Marlene in US-Offiziersuniform dem Flugzeug entstieg und ihre Mutter endlich umarmen konnte, hoffte sie, dass der Krieg nun endlich für sie beendet sei. In Berlin richtete sie sich im Behelfsquartier der ausgebombten Mutter ein. Die Rückkehrerin lebte das privilegierte Leben der amerikanischen Besatzer. Kaffee, Zigaretten, Alkohol gab es im Überfluss für alte Freunde, die sich nach und nach einfanden. Doch das Berlin, das sich Marlene als Erinnerung bewahrt hatte, gab es nicht mehr. Viele der in Deutschland gebliebenen Bekannten wichen Diskussionen über die Nazi-Jahre aus. Sie stellten vor die Scham den Trotz, klagten voller Selbstmitleid über die Gegenwart und vergassen, grosszügig gegen sich selbst, ihre vergangenen Verstrickungen.

Die Nachkriegsdeutschen aber waren nicht nur vergesslich, sie waren auch nachtragend – zumindest gegenüber der Frau, die sich



Hören Sie mir mit diesem Scheissweib auf!

Joseph von Sternberg, Regisseur, 1968

Sie war eine Legende.

Maria Riva, Marlene Dietrichs Tochter

Sie ist ein Mythos.

André Malraux, französischer Politiker und Schriftsteller

«Ich bin, Gott sei Dank, Berlinerin...»

1960 empfängt Westberlins Bürgermeister Willy Brandt Marlene Dietrich.

frühzeitig gegen Hitler entschieden und daraus auch öffentlich keinen Hehl gemacht hatte. Ihr Einsatz für die Alliierten wurde übelgenommen, es war sogar von Verrat die Rede. Ihr Auftreten in US-Uniform wirkte auf viele Deutsche provokant.

Nur zu gern nahm Marlene Dietrich ein Angebot der Armee an, in Frankreich zu arbeiten. In Biarritz erreichte sie im November 1945 die Nachricht, dass ihre Mutter im Alter von 69 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben war. Marlene nahm in Berlin an ihrer Beisetzung teil. Danach band sie nichts mehr an Deutschland – ausser Erinnerungen: «Das Deutschland vor Hitler, mein Heimatland, liebte ich natürlich, und meine Erinnerungen sind schön und oft traurig – so wie alle Erinnerungen», bekannte sie. Doch sie schrieb auch: «Die Tränen, die ich um Deutschland geweint habe, sind getrocknet.»

15 Jahre dauerte es, bis Marlene Dietrich wieder in Deutschland auftrat. Am 30. April 1960 empfing Bürgermeister Willy Brandt die Frau, die er persönlich eingeladen hatte, in Westberlin. Sie hatten eines gemeinsam: Beide wurden wegen ihres Exils und wegen ihres Kampfes gegen Nazi-Deutschland angefeindet – von selbst ernannten Patrioten, denen es noch immer schwerfiel, die Begriffe Deutschland und Nationalsozialismus voneinander zu trennen. Das offizielle Berlin war ihr jedoch freundlich gesonnen. Im Rathaus Schöneberg verewigte sich die Besucherin im Goldenen Buch der Stadt.

Ihr Auftritt im Titania-Palast am 3. Mai 1960 wurde von «Marlene go home»-Plakaten und sogar von einer Bombendrohung überschattet. 400 der 1'800 Plätze im Saal blieben leer. Denen, die gekommen waren, präsentierte sich die Nachkriegs-Marlene: der Weltstar, der als Chansonsängerin Erfolge feierte. Die Dietrich erklärte ihren Standpunkt mit einem Lied: «Ich weiss nicht, zu wem ich gehöre, die Sonne, die Sterne, die gehören doch allen – ich glaub, ich gehör nur mir ganz allein.» Und am Schluss reichte sie den Berlinern musikalisch die Hand. «Ich hab noch einen Koffer in Berlin», sang sie. Die Zuschauer jubelten – allen voran Willy Brandt. Ihr Auftritt wurde mit 18 Vorhängen belohnt, zum ersten Mal in ihrer Karriere liess sich die Diva dazu herab, Zugaben zu gewähren. Die Berliner und «Marleneken», die verlorene Tochter, hatten sich wieder halbwegs zusammengerauft.



Ich verachte Gewalttätigkeit in jeder Form. Und ich weine um die Opfer.

Marlene Dietrich in ihren Memoiren

«Sag mir, wo die Blumen sind»! Ein so sentimentales Lied kann nur eine so unsentimentale Frau wie sie vortragen.

Hellmuth Karasek, Kritiker und Journalist

*«Was immer Marlene Dietrich macht, ist vollendet...»
Nach dem Krieg brillierte sie auch im Studio als Chansonsängerin.*

Die Dietrich nahm noch verschiedene Filmrollen an und trat bis 1975 als Sängerin auf. Doch zunehmend wurde sie zu einer Parodie ihres alten Bühnen-Ichs. Eingezwängt in einen Ganzkörper-Gummistrumpf versuchte sie, die Illusion einer perfekten Figur aufrechtzuerhalten. Das Gerede von der «schönsten Grossmutter der Welt» wurde zum Fluch, weil es die alternde Diva zu peinlichen Auftritten trieb. Mit Whiskey und Champagner noch während der Auftritte ertränkte Marlene die Hemmungen. Mehrere Stürze auf der Bühne beendeten ihre Karriere. Nach Jahren der würdelosen Verleugnung ihres Altern entzog sie sich radikal der Öffentlichkeit. «Ich bin zu Tode fotografiert worden», bilanzierte sie. Weiterleben hiess: nicht fotografiert oder gefilmt zu werden. 15 Jahre Einsamkeit in einem Pariser Appartement waren der letzte Luxus, den sich die Diva leistete. Jahrzehntlang hatte sie gefallen wollen, jetzt tat sie, was ihr gefiel. Sie zog den Vorhang zu und verschwand. Die Legende blieb.

Am 9. Mai 1992 starb Marlene Dietrich in ihrer Pariser Wohnung. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin wurde sie in Berlin neben ihrer Mutter beerdigt. Noch in den Neunzigern sorgte Marlene in Berlin für Streit: Es wurde diskutiert, ob es angebracht sei, einen Platz oder eine Strasse nach ihr zu benennen. Im neu gebauten Sony-Center schliesslich wurde der Marlene-Dietrich-Platz geschaffen. Sie hat die Ehrung verdient, doch nötig hat sie sie nicht. Denn als der grösste deutsche Kinostar des 20. Jahrhunderts bleibt sie unvergessen. Ihren Ruhm aber konnte sie wahren und mehren, weil sie einem Mann widerstand, der als grösster Verbrecher des 20. Jahrhunderts in die Weltgeschichte einging. Marlene Dietrich entschied sich gegen Adolf Hitler, als viele noch an ihn glaubten oder ihn noch nicht ernst nahmen. Er verführte unzählige Deutsche. Doch Marlene, die ewige Verführerin auf der Leinwand, zeigte ihm – und auch den Deutschen – die Grenzen der Verführbarkeit. Preussisch war ihre Antwort auf die Frage, warum sie Hitler bekämpft habe: «Aus Anstandsgefühl!»

Literatur

Allgemein:

- Benz, Ute (Hrsg.): Frauen im Nationalsozialismus. München 1993.
Klinksiek, Dorothee: Die Frau im NS-Staat. Stuttgart 1982.
Koonz, Claudia: Mütter im Vaterland – Frauen im Dritten Reich. Freiburg 1991.
Kuhn, Annette/Rothe, Valentine: Frauen im deutschen Faschismus. Düsseldorf 1989.
Pilgrim, Volker Elis: «Du kannst mich ruhig ‚Frau Hitler‘ nennen» – Frauen als Schmuck und Tarnung der NS-Herrschaft. Reinbek bei Hamburg 1994. Pini, Udo: Liebeskult und Liebeskitsch – Erotik im Dritten Reich. München 1992.
Schaake, Erich: Hitlers Frauen. München 2000.
Sigmund, Anna Maria: Die Frauen der Nazis. Wien 1998.
Sigmund, Anna Maria: Die Frauen der Nazis – Teil 2. Wien 2000.
Wagner, Leonie: Nationalsozialistische Frauenansichten – Vorstellung von Weiblichkeit und Politik führender Frauen im Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1996.

Zu Eva Braun:

- Fest, Joachim: Hitler – Eine Biografie. Berlin 1998.
Gun, Nerin E.: Eva Braun-Hitler – Leben und Schicksal. Velbert und Kettwig 1968.
Hamann, Brigitte: Hitlers Wien – Lehrjahre eines Diktators. München/Zürich 1996.
Joachimsthaler, Anton: Hitlers Ende. Legenden und Dokumente. Augsburg 1998.
Kershaw, Ian: Hitler 1889-1936. Stuttgart 1998.
Kershaw, Ian: Hitler 1937-1945. Stuttgart 2000.
Maser, Werner: Adolf Hitler – Legende, Mythos, Wirklichkeit. München/Esslingen 1993.
Speer, Albert: Erinnerungen. Frankfurt am Main/Berlin 1993.
Speer, Albert: Spandauer Tagebücher. Frankfurt am Main 1994.
Schirach, Henriette von. Der Preis der Herrlichkeit. Berlin 1995.
Toland, John: Adolf Hitler. Bergisch Gladbach 1977.

Zu Magda Goebbels:

- Behrend, Auguste: Meine Tochter Magda Goebbels. In: *Schwäbische Illustrierte*. Stuttgart 1952.
- Heiber, Helmut: Joseph Goebbels. München 1988.
- Kiabunde, Anja: Magda Goebbels. Annäherung an ein Leben. München 1999.
- Knopp Guido: Hitlers Helfer. München 1996.
- Meissner, Hans-Otto: Magda Goebbels – Ein Lebensbild. München 1978
- Reuth, Ralf Georg: Goebbels. München/Zürich 1990.
- Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente, hrsg. von Elke Fröhlich im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte und in Verbindung mit dem Bundesarchiv. Teil I, Aufzeichnungen 1924-1941, München/New York/London/Paris 1987.

Zu Leni Riefenstahl:

- Cooper, Graham: Leni Riefenstahl and Olympia. London 1986.
- Filmmuseum Potsdam (Hrsg.): Leni Riefenstahl. Berlin 1999.
- Mitscherlich, Margarethe: Triumph der Verdrängung. Über die Filmregisseurin Leni Riefenstahl und die Memoiren der glühenden Hitler-Verehrerin. In: *Stern* 49/1987.
- Moeller, Felix: Der Filmmminister. Goebbels und der Film im Dritten Reich. Berlin 1998.
- Riefenstahl, Leni: Memoiren. München/Hamburg 1987.
- Riefenstahl, Leni: Kampf in Eis und Schnee. Leipzig 1933.
- Riefenstahl, Leni: Hinter den Kulissen des Reichsparteitag-Films. München 1935.
- Rother, Rainer: Leni Riefenstahl – Die Verführung des Talents. Berlin 2000.
- Sontag, Susan: Faszinierender Faschismus. In: dies.: Im Zeichen des Saturn. Essays. München/Wien 1981.
- Taschen, Angelika (Hrsg): Fünf Leben – Eine Biografie in Bildern. Köln 2000.

Zu Winifred Wagner:

- Friedländer, Saul, und Rösen, Jörn (Hrsg.): Richard Wagner im Dritten Reich. München 2000.
- Karbaum, Michael: Studien zur Geschichte der Bayreuther Festspiele (1876-1976). Regensburg 1976.
- Köhler, Joachim: Wagners Hitler – Der Prophet und sein Vollstrecker. München 1997.
- Picker, Henry: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier. Stuttgart 1977.
- Schertz-Parey, Walter: Winifred Wagner. Graz 1999.
- Spotts, Frederic: Bayreuth – A History of the Wagner Festival. New Haven 1994.
- Syberberg, Hans Jürgen: Winifred Wagner und die Geschichte des Hauses Wahnfried 1914-1975. Filminterview 1975.
- Wagner, Friedelind: Nacht über Bayreuth. Köln 1994.

Wagner, Nike: Wagner Theater. Frankfurt am Main 1999.
Wagner, Wolfgang: Lebens-Akte. München 1994.
Wessling, Berndt (Hrsg.): Bayreuth im Dritten Reich. Richard Wagners
politisches Erbe – Eine Dokumentation. Weinheim 1983.
Wessling, Berndt: Wieland Wagner, der Enkel. Köln 1997.

Zu Zarah Leander:

Beyer, Friedemann: Die Ufa-Stars im Dritten Reich – Frauen für Deutschland.
München 1991.
Currid, Brian: «Es war so wunderbar!». In: *montage/av*, Januar 1998.
Filmmuseum Potsdam (Hrsg.): Blaue Augen, blauer Fleck – Kino im Wandel von
der Diva zum Girlie. Berlin 1997
Jacobsen, Wolfgang, u.a. (Hrsg.): Geschichte des deutschen Films. Stuttgart 1993.
Kreimeier, Klaus: Die Ufa-Story – Geschichte eines Filmkonzerns. München/
Wien 1992.
Kräh, Hans (Hrsg.): Geschichte(n). NS-Film – NS-Spuren heute. Kiel 1999.
Leander, Zarah: Es war so wunderbar! Mein Leben. Hamburg 1973.
Moeller, Felix: Der Filmmminister – Goebbels und der Film im Dritten Reich.
Berlin 1998.
Rabenalt, Arthur Maria: Joseph Goebbels und der «Grossdeutsche Film».
München/Berlin 1985.
Reichel, Peter: Der schöne Schein des Dritten Reiches – Faszination und Gewalt
des Faschismus. München/Wien 1991.
Seiler, Paul: Zarah Leander – Ein Mythos lebt. Berlin 1994.
Seiler, Paul: Zarah Leander – Ich bin eine Stimme. Berlin 1997.
Zumkeller, Cornelia: Zarah Leander. Ihre Filme – Ihr Leben. München
1988.

Zu Marlene Dietrich:

Bach, Steven: Marlene Dietrich – Die Legende, das Leben. Düsseldorf 1993.
Dietrich, Marlene: Nehmt nur mein Leben – Reflexionen. München 1979.
Dietrich, Marlene: ABC meines Lebens. Berlin 1963.
Dietrich, Marlene: «Ich bin, Gott sei Dank, Berlinerin» – Memoiren. Berlin 1998.
O'Connor, Patrick: Marlene Dietrich – Der blonde Engel. München 1991.
Riva, Maria: Meine Mutter Marlene. München 1993.
Seydel, Renate: Marlene Dietrich – Eine Chronik ihres Lebens in Bildern und
Dokumenten. München 1984.
Spoto, Donald: Marlene Dietrich. München 1992.
Sudendorf, Werner: Marlene Dietrich – Dokumente, Essays, Filme. Teil 1 und
2. München. 1978.
Sudendorf, Werner: «Deutsche sehe ich fast gar nicht mehr». Briefe von und an
Marlene Dietrich. In: *Filmexil*. Publikation der Stiftung Deutsche Kinemathek.
Heft 8/November 1996.

Personenregister

kursive Seitenangaben verweisen auf Abbildungen.

- Aga Khan 52
Aherne, Brian 364
Albers, Hans 285,348
Alfieri, Dino 99
Allgeier, Sepp 159
Andersen, Lale 393
Arlosoroff, Lisa 94,96
Arlosoroff, Victor 10,94,96,120,122
Augstein, Rudolf 151,223
Axmann, Artur 80
- Baarova, Lida 10,105,116,117,133,
137, 298
Bach, Steven 358,378,385 f., 389
Balacz, Bela 166,193
Balz, Bruno 15,322
Baumann, Ernst 64 f.
Baumann, Rudolf 64
Bechstein, Edwin 222
Behrend, Auguste 87,93,102,106
Benatzky, Ralph 15,280,296
Berg, Ingemar 230
Bergman, Ingrid 282,286,294
Bertram, Rainer 293,299,324
Birgel, Willy 292,299
Blech, Leo 252
Bockeimann, Rudolf 239,250
Bogdanovich, Peter 349
Boris von Bulgarien (König) 52
Bormann, Martin 32,53,61, 64f., 80, 82
Bovary, Geza von 281
Brandt, Willy 339,403,404
Braun, Alfred 333
Braun, Eva 7 ff., 17,19-83,79,25,28,
29,35,38,43, 47,50,51,55,58,61, 63,
67,69, 72, 73, 77, 79,81,127
Braun, Franziska 24,27,70
Braun, Friedrich 24,27,30,44,70
- Braun, Gretl 24 f., 25,30,35,44f., 71,
72
Braun, Ilse 24,26
Brecht, Bertolt 365,394
Brückner, Wilhelm 46,230
Brühne, Lothar 303
- Calhoun, Dorothy 357
Castairs, Jo 384
Chamberlain, Eva 236
Chamberlain, Houston Steward 219f.,
224f.,244
Chamberlain, Neville 52
Chevalier, Maurice 364
Ciano, Galeazzo 53
Cocteau, Jean 383
Conniff, Frank 400
Cooper, Gary 358,372
Coward, Noel 353
- Dagover, Lil 314
Davis, Bette 383, 390
Dehler, Thomas 226
Dieterle, Wilhelm 282,354
Dietrich, Elisabeth 347, 351
Dietrich, Josephine 347,397
Dietrich, Louis Erich Otto 347, 351
Dietrich, Marlene 7,14,16 f., 164, 282,
343-406,343,347,349,353, 357, 359,
361,363,367,371,375, 377, 381, 383,
387,391,395,397, 403, 405
- Dirka, Karel 345
Dodd, Marha 56
Döhring, Anna 31
Döhring, Herbert 21,31,37 f., 39,41, 47
f., 50,53,55,57f., 60,62f., 65 ff., 69,
72f., 77,91,95,111,123,128, 243,
376, 387

- Downing, Taylor 179
 Düwell, Richard 320
- Eden, Anthony 256
 Eduardowa, Eugenie 155
 Eisenhower, Dwight D. 399
 Eisler, Hanns 282
 Ekman, Gösta 278,286
 Elmendorff, Karl 253
 Elser, Georg 70
 Eriksson, Erik S. 340
 Ertl, Hans 151,153,157,160,162, 165,
 173,179,181,183 ff., 187 f., 204
- Fairbanks, Douglas 373
 Fanck, Arnold 158f., 163 f., 184
 Fegelein, Hermann 71,72, 78
 Feuchtwanger, Lion 365 f.
 Ford, Henry 228
 Forsell, Boel, 277,289, 306,319
 Forsell, Göran 273,277,289, 290, 294f.,
 306ff., 311,319, 329,335, 339
 Forsell, Vidar 280,284,287,295,
 306,379,338,340
 Forst, Willi 355
 Foster, Jodie 203,206
 François-Poncet, André 87
 Frank, Hans 177
 Franz Ferdinand (österreich. Kronprinz)
 216
 Frenzt, Walter 49,183ff.
 Friedländer, Richard 93,137 f., 140
 Froelich, Carl 284,304,326
 Fröhlich, Gustav 116
 Froitzheim, Otto 160
 Fromm, Bella 87,184
 Funk, Walther 332
 Furtwängler, Wilhelm 235,251
- Gabin, Jean 381, 382,389,402
 Gable, Clark 386
 Garbo, Greta 281 f., 286,292,294
 Gavin, James M. 391, 399
 George, Heinrich 304
 George, Manfred 186,190
 Gerhard, Karl 286,288,337 f.
 Gilberto, Gravina 218
 Goebbels, Harald 10
 Goebbels, Hedda 126
 Goebbels, Heide 126
 Goebbels, Helga 113,723
- Goebbels, Helmut 723,125 Goebbels,
 Hilde 123,125 f.
 Goebbels, Joseph 10f., 14,16,49,67, 80,
 82,89f.,89, 92,95, 99,99,101, 101,1
 03-115,105,107, 111, 118f, 779,
 723, 124ff., 129ff., 737,134, 135,
 136f., 739,140,142ff, 145, 153, 167,
 171 f., 775,177 ff., 186, 188, 192,
 200,223,223,230,232, 242, 245,
 252,254,265,282,284, 290,293,293,
 297f., 300f., 304, 306 ff., 310ff.,
 314, 316 ff., 320,327, 330 ff., 336,
 348,368 ff., 374,380, 382
 Goebbels, Magda 7,9ff., 31,41, 85-147,
 85, 89, 91, 95, 99,101,105, 107, 111,
 119,121,123,128,129, 131, 134, 135,
 139,145,223
 Goerdeler, Carl 251
 Göring, Hermann 53,76,174,189, 227,
 230,235,326,330
 Gösswang, Josef 54,56
 Gottschalk, Joachim 318
 Gritschner, Otto 21,70
 Groucho Marx 388
 Gründgens, Gustaf 235
 Grunsky, Alfred 245
 Grzimek, Bernhard 200
 Gun, Nerin 70,74
 Gustav V. (schwed. König) 337
- Hanfstaengl, Ernst («Putzi») 113, 277
 Hanke, Karl 136 f. 143
 Hansen, Max 280,288
 Hansen, Rolf 324, 326,332
 Harlan, Veit 776, 297
 Harris, Clement 218
 Heckmair, Anderl 162
 Hedberg, Zarah Stina siehe Leander,
 Zarah
 Heesters, Johannes 298
 Hemingway, Ernest 345,363,363, 369,
 398 f.
 Henderson, Sir Neville Meyrick 256
 Hess, Rudolf 177,189,205,237, 246
 Hey de, Alexander von der 374 f.
 Hielscher, Margot 310,317
 Hiendlmeier, Anna 25,26
 Hilpert, Heinz 380
 Himmler, Heinrich 71,78,775,176, 264,
 322,329 f., 334

Hindenburg, Paul von 41,59,114,
 238,364
 Hinkel, Hans 336
 Hippler, Fritz 161,173,175,178 f.,
 184,187,284,293
 Hitchcock, Alfred 345
 Hitler, Adolf *passim*, 35,38, 47,55, 58,
 63, 67, 69, 77, 79, 81,89, 91, 101,
 111, 123,128,165,187,190, 217,
 230, 243,257
 Hörbiger, Paul 321
 Hoesslin, Franz von 253
 Hoffmann, Heinrich 8,30f., 33,40f.,
 44f.,53,248,252
 Hoffmann, Sofie 41
 Hollaender, Friedrich 384 f.
 Hoover, Herbert 100
 Horney, Brigitte 131
 Horthy, Miklos 52
 Horwell, Arnold 400 f.
 Huber, Erwin 188
 Hugenberg, Alfred 356,364 f.
 Hülphers, Arne 335,342

 Jacob, Peter 162,193
 Jannings, Emil 285,355 f., 387
 Jansen, Erika 209,241,265
 Janssen, Herbert 252
 Jary, Michael 322
 Jaworsky, Hans von 183
 Joachimson, Felix 384
 John, Karl 320
 Joisten, Mizzi 30
 Junge, Traudl 21,23 f., 43,49,66, 78 ff.

 Karasek, Hellmuth 17,345,377,405
 Keller, Greta 396
 Kennedy, Jack 384
 Kennedy, John F. 384
 Kennedy, Joseph 384
 Kerr, Alfred 354
 Klindworth, Karl 214,216
 Klitzsch, Ludwig 310
 Knauf, Erich 320
 Koestler, Arthur 365
 Köhler, Joachim 220
 Körber, Hilde 116
 Kolpe, Max 359,361
 Korda, Alexander 373
 Krause, Karl Wilhelm 35,39,46,50, 57

 Kronburger, Franziska 24
 Kubizek, August 215
 Künngcke, Evelyn 273,281,292,299,
 309,313,319,321,325,333,363, 391

 Lafferentz, Bodo 260,266
 Lang, Fritz 282,365
 Lantschner, Guzzi 159,161,163,
 167,179,181,183 ff., 188,204
 Latz, Herta 396
 Leander, Nils 277 f.
 Leander, Zarah 7,14 ff., 271-342, 271,
 275,279,283,287,289,293, 295, 299,
 303,305,309,313,315, 319, 321,
 324, 325,329,333,335, 339,341
 Ley, Inga 56
 Ley, Robert 255,265
 Liebmann, Robert 282
 Logan, Joshua 346
 Long, Luz 183
 Lorenz, Lotte 233,252
 Lorenz, Max 233, 252
 Lorre, Peter 15,282
 Losch, Eduard von 350
 Losch, Josephine von 382
 Lubin, Germaine 256
 Lubitsch, Ernst 359, 366,370,378
 Lucas, George 206
 Lüdecke, Kurt Georg Wilhelm 132
 Lutze, Viktor 176

 Malraux, André 403
 Mamoulian, Rouben 364
 Mann, Heinrich 350,365
 Mann, Klaus 210,217
 Mann, Thomas 210,240,244,365
 Manstein, Erich von 194
 Marian, Ferdinand 297
 Marshall, Herbert 359
 Maurice, Emil 37
 Meissner, Hans-Otto 119
 Meissner, Otto 139
 Metzl, Lothar 394
 Misch, Rochus 62,73
 Mitford, Unity 40,56
 Mitlstrasser, Margarete 21,38,45 f.,
 55ff., 65,67,74f.
 Mitlstrasser, Wilhelm 38 f., 57,65
 Mitscherlich, Margarete 151,153, 161,
 187,191,195

- Moeller, Felix 190
 Morgan, Paul 290
 Morris, Glenn 162
 Müller, Maria 233
 Mussolini, Benito 228,256
- Newton, Helmut 151
 Nielsen, Asta 282
 Nykop, Carl-Adam 306,315 f., 333,
 337 f.
- Ondra, Annie 31
 Ophüls, Max 15,282
 Opitz, Carl 291,294
 Ortlepp, Gunar 345,381
 Ossietzky, Carl von 365
 Oven, Wilfried von 87,89,95,101,
 107,117,128,135,145,178,180
 Owens, Jesse 183,189
- Pabst, GW 164
 Pahl, Peter P. 243
 Pasternak, Joe 384
 Petterson, Brigitte 303,315
 Philipp, Gary 322
 Pius XII. (Papst) 238
 Plaim, Anni 46,61,65
 Pommer, Erich 356
 Pomsel, Brunhilde 105,116,134,139
 Preetorius, Emil 235,241,251
 Preiss, Wolfgang 276,300,317,328, 330
- Quadflieg, Will 273,283,287,293, 298,
 309,313,317f., 321,324 f, 339
 Quandt, Elio 118,133,140,146
 Quandt, Günther 10,97 f., 110,119, 125
 Quandt, Harald 100,105,112,124,
 134,142,145 f.
 Quandt, Hellmut 97,100
 Quandt, Herbert 97
- Raubal, Geli 36 f., 40ff., 56,59,62, 242
 Rauschnig, Herrmann 248
 Reinhardt, Max 156,365
 Reisch, Walter 282
 Reiter, Maria (Mizzi) 36
 Reitsch, Hanna 76,146
 Remarque, Erich Maria 365,367, 367,
 378f., 384
- Renoir, Jean 389
 Ribbentrop, Joachim von 46 f., 55, 59
 Richter, Edeltraud 297,302 Riefen-
 stahl, Alfred 154 f.
 Riefenstahl, Heinz 159
 Riefenstahl, Leni 7, 11f., 31,63,99, 149-
 206,149,153,157,161,165, 167, 173,
 175,179,179,181,186f, 190fi, 195,
 197,199,203,205, 364, 371,381
 Ritschel, Ariane 92
 Ritschel, Hans 93
 Ritschel, Oskar 93,110,112
 Riva, Maria 345,353,355,357 f., 357,
 360,363,370,374,382 ff., 398, 403
 Röhm, Ernst 174,176,322
 Rökk, Marika 298
 Rolf, Ernst 278
 Romero, Cesar 367
 Roosevelt, Franklin D. 386
 Rosenbaum, Irving 202
 Rosenberg, Alfred 177,182
 Rother, Rainer 151,175,191,197
 Rotzoll, Christa 341
 Rühmann, Heinz 285
 Ruperich, George 376
- Sachs, Hans 264
 Sabata, Victor de 253
 Sahner, Paul 63,99
 Sanders-Brahms, Helma 300 f., 317
 Schaub, Julius 217,230
 Schertz-Parey, Walter 221,233,237,
 247,255
 Schirach, Baldur von 174
 Schirach, Henriette von 36 f., 40,68
 Schmalfluss, Hannes 134
 Schmidt, Lieselotte 240,250
 Schneeberger, Hans 159,162,204
 Schönmann, Marion 71
 Schreck, Julius 217
 Schroeder, Christa 71
 Schünemann, Emil 176
 Schwarzer, Alice 151,205
 Segerstedt, Torgny 286
 Segerstedt-Wiberg, Ingrid 273,286,
 288,290,321,323,335
 Selpin, Herbert 318
 Sendker, Jan-Phillipp 345,357
 Serrano, Rosita 298

- Sheppard, Ariane 87,89,91,95,101, 107,111,119,123,129,131,139
- Sieber, Rudolf («Rudi») 349, 354f., 357 f., 357,360,366,369,373, 378
- Sierck, Detlef (siehe auch: Sirk, Douglas) 15,291 f., 294,296 f.
- Sirk, Douglas (siehe auch: Sierck, Detlef) 273,287,305
- Slezak, Margarethe 56
- Smyrek, Frieda 105,119,129
- Söderbaum, Kristina 298
- Sokal, Harry 156,193 f.
- Speer, Albert 8,32,53,75,126,177, 198, 205,314
- Spielberg, Steven 206
- Spitzzy, Reinhardt 21,46 f., 55,76
- Spoto, Donald 399
- Staal, Viktor 325
- Sternberg, Joseph von 16,164,348, 350, 354f., 358,362,364 f., 367 f., 367, 370,375,378 ff., 384,403
- Stewart, James 385
- Strauss, Richard 244
- Streicher, Julius 177,193,203,376
- Syberberg, Hans Jürgen 209,212, 227, 243,247,261,269
- Taschen, Angelika 205
- Thode, Daniela 218
- Thomas, Danny 392
- Tietjen, Heinz 231,233,235,238, 249, 250ff., 253, 254,260,263,265
- Toscanini, Arturo 235
- Tourjansky, Viktor 323
- Tremper, Celia 63,99
- Trenker, Luis 159 f., 171
- Trevor-Roper, Hugh 83
- Troost, Paul Ludwig 45
- Tscheckowa, Olga 298,314
- Uhlig, Anneliese 87,99,121,131, 135
- Veidt, Conrad 282
- Viertel, Saika 366
- Wächtler, Fritz 265
- Wagener, Otto 87,91,111
- Wagner, Cosima 214,216,218 ff., 221, 234,244,264
- Wagner, Friedelind 214,218,222, 224,231,234,238,242 f., 247, 254, 258 f., 268
- Wagner, Gertrud 231,266
- Wagner, Gottfried 209,214,221, 230,237,249,255,257,269
- Wagner, Richard 12,214ff., 219f., 221, 224f., 228,236,244f., 248
- Wagner, Siegfried 12f.,277,213, 216 ff., 224ff., 229,231 f., 234 ff., 244
- Wagner, Verena 218,234,247, 259
- Wagner, Walter 24
- Wagner, Wieland 212,218,231,234, 243,247, 248,255, 256,259f., 262 ff., 266,268
- Wagner, Winifred 7,12ff., 31,187, 207-270, 207,211, 213,217,221, 223,227,230,233,237,241,243, 247,249,253,255, 257,261,265, 267
- Wagner, Wolfgang 186,209,212, 214, 218 f., 227,230f., 233 f., 237 f., 241, 243, 247ff., 247,249, 253f., 257 ff., 268
- Waldoff, Claire 354
- Walsh, Mary 398 f.
- Wanger, Walter 384
- Wayne, John 385
- Weidemann, Hans 284,290
- Weigel, Hans 288
- Weihmayr, Franz 294
- Weill, Kurt 282,365
- Weiser, Grethe 307,324
- Weisker, Gertaud 8,21,23,25 f., 28 f., 32 f., 43,51,58,61,67,71 ff., 77, 79, 81 f.
- Welczek, Johannes Graf von 379f.
- Welles, Orson 389
- Werner, Ilse 151,273,281,289, 315ff., 333,339
- Wieland, Karin 395
- Wiemann, Matthias 166
- Wilde, Oscar 218
- Wilder, Billy 15,282,365,395
- Wilhelm II. 219
- Will, Elisabeth 401 f.
- Will, Georg 382,401
- Williams, Emily 212
- Williams, John 212
- Williams, Winifred siehe Wagner, Winifred

Winter, Anni 31
Winter, Rosa 195,201
Witte, Karsten 300
Witzleben, Erwin von 251
Wolf, Birgitta 87,101,116
Wolzogen, Hans von 242

Zechmeister (Hitlers Fahrer) 74
Zielke, Willy 183,188
Zinstag (Altwagnerianer) 236
Zumkeller, Cornelia 273,289,295, 299,
319,325
Zweig, Stefan 365

Bildnachweis

- AKG: 38,81,149,167,175,181,199,
233,239,247,253,255,267,299, 319,
324,343,383,395
- Archiv Baumann-Schicht, Bad Reichenhall: 19,33,39,43,47,51,58, 67,
69,79
- Bayerische Staatsbibliothek: 187, 207
- Bayerische Staatsbibliothek/Heinrich:
101
- Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz:
361
- Bilderdienst Süddeutscher Verlag:
105,107,121,135,139,145,165, 227,
243,249,257,261,265,303, 321,371
- Bundesarchiv Koblenz: 55, Nr. 122-
51675-21; 63, Nr. 122-51673-59;
77, Nr. 122-51673-41; 91, Nr. 102-
1612; 111, Nr. 183-1990-0912-513;
116, Nr. 183-C 3415; 123, Nr. 183-
1987-0724-502; 143, Nr. 183-2000-
1130-501; 173, Nr. 152-42-30; 179,
Nr. 183-R 78303; 186, Nr. 146-68-
36-6; 197, Nr. 183-R 80688; 309,
Nr. 183-L17009; 223, Nr. 183-5
17721; 325, Nr. 183-1992-0203-
502;
- Drottningsholms teatermuseum, Stockholm: 283
- Filmmuseum Berlin/Marlene Dietrich
Collection: 349,357,359, 363, 367,
391,397,403
- Filmmuseum Podsdam/Seiler:
287,313,315,329,333,335, 339
- Getty Images Deutschland GmbH:
157, 161
- Krasnogorsk Filmarchiv Moskau: 145
- NARA: 377,381,387
- Sammlung Milde: 129
- SVT (Svenska Filminstitutet, Stockholm): 295,305
- Ullstein: 73,85,89,95,99,134,128, 195,
211,213,217,221,230,237, 271,293
- ZDF: 28,29,50,190,191